A. VON LE COQ

AUF HELLAS SPUREN IN OST-TURKISTAN

OR. SEM.
Ob
2428/471

A. VON LE COQ / AUF HELLAS SPUREN

AUF HELLAS SPUREN IN OSTTURKISTAN

1937/610
1538.

BERICHTE UND ABENTEUER
DER II. UND III. DEUTSCHEN
TURFAN-EXPEDITION

VON

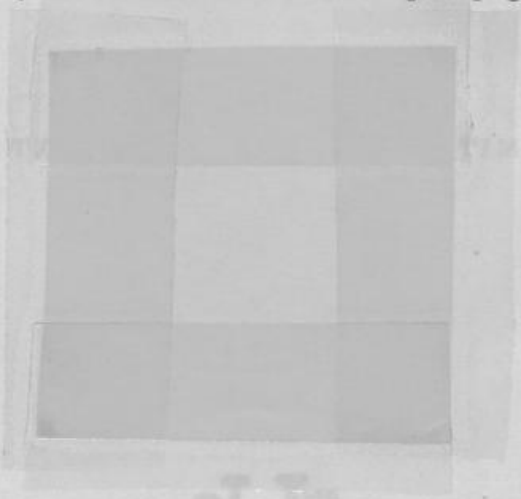
DR. ALBERT VON LE COQ
PROFESSOR UND DIREKTOR AM STAATLICHEN MUSEUM
FÜR VÖLKERKUNDE / BERLIN

MIT 108 ABBILDUNGEN IM TEXT
UND AUF 52 TAFELN
SOWIE 4 KARTEN

1 9 2 6

LEIPZIG / J. C. HINRICHS'SCHE BUCHHANDLUNG

Alle Rechte vorbehalten
Copyright 1926
by J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig



Druck von G. Kreysing in Leipzig

Vorwort

Seit dem Erscheinen der großen und kostbaren Tafelwerke, welches durch die opferfreudige Unternehmungslust der Herren Dietrich Reimer (E. Vohsen) Verlag zu Berlin ermöglicht wurde, hat das Interesse für die „Turfan"-Funde in allen Kreisen erheblich zugenommen.

Durch die Unterstützung der vorgesetzten Behörden sind inzwischen, in freudiger und freundschaftlicher Zusammenarbeit mit dem Architekten der Staatlichen Museen, die in jenen Tafelwerken abgebildeten Originale nach mühevollen Versuchen aller Art im Berliner Museum für Völkerkunde in mustergültiger Weise aufgestellt worden — eine glänzende Erfüllung meiner seit vielen Jahren, oftmals freilich unter dem erdrückenden Gefühl ihrer Nichtausführbarkeit gehegten Wünsche. Die Ausstellung ist am 26. Juni des Jahres feierlich eröffnet worden.

Durch die Gunst des Herrn Ministers sind wir in die Lage gesetzt worden, die noch übrigen 115 Kisten mit Bildern und anderen Antiquitäten, die während des Krieges im Keller des Museums ruhten, aufzuarbeiten. Auch sind für diese Gemälde usw. schon neu zu bauende Räume in Arbeit genommen worden.

Meine alten Freunde und Förderer, die Herren Inhaber der Firma Dietrich Reimer (E. Vohsen) Verlag, haben mir in Aussicht gestellt, diese neuen, äußerst wertvollen Gemälde in einem VI. Bande des bei ihnen erschienenen Tafelwerks „Die buddhistische Spätantike Mittelasiens" herauszubringen. Ich unterlasse nicht, ihnen für diese neue Unterstützung, deren Ausführung auch heute noch bei der schlechten allgemeinen Lage ein nicht unbedeutendes Risiko in sich trägt, meine Erkenntlichkeit auszudrücken.

Aber der größte Dank gebührt den Behörden, durch deren Fürsorge die Mittel beschafft und die Aufstellung ermöglicht worden ist.

Eine angenehme Pflicht ist es mir, dem Herrn Minister für Volksbildung, Kunst und Wissenschaft, Herrn Prof. Dr. Becker, und seinem Dezernenten, Herrn Ministerialrat Dr. Gall, für diese vollkommene Erfüllung meiner Wünsche meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Große Dankbarkeit schulde ich ferner dem Architekten, Herrn Regierungs- und Baurat Wille, der mit äußerster Hingabe und vollendetem Verständnis und Geschmack uns unermüdlich bei der Aufstellung beraten und diese zu einem großen Erfolg gestaltet hat.

Eine Anzahl Beschauer — ein Teil der Presse — hat unsere Bemühungen nicht recht zu würdigen gewußt. Eine reichliche Entschädigung für dies mangelnde Verständnis war mir der Beifall zahlreicher fachgenössischer Besucher.

Herr S. C. Bosch-Reitz, der Direktor der Ostasiatischen Abteilung des Metropolitan Museums zu New York, Herr Eumorphopoulos-London, der bedeutendste Sammler ostasiatischer Kunst, der Reichskanzler Herr Dr. Luther, Herr Dr. O. Spengler, Sven Hedin, unser kühner Wege-Erschließer, Sir Aurel Stein, der unermüdliche Senior der mittelasiatischen Archäologen, die Mitglieder der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, besonders die Herren H. Lüders, Ed. Meyer, F. W. K. Müller und O. Franke, die Professoren der Universitäten Halle (besonders die Herren Karo und W. Weber), Göttingen, Hamburg, Heidelberg, Tübingen, Frankfurt, Greifswald, Königsberg, Harvard, Columbia, Yale, der schwedischen Universitäten, der Gelehrten der Budapester wissenschaftlichen Institute und viele andere Größen der Forschung, wie auch die kundigen Leiter einiger der größten Antiquitätengeschäfte, wie Mrs. Spier-London, die Herren Yamanaka in New York und London, Herr Worch-Berlin — sie alle waren einig in ihrem uneingeschränkten Beifall betreffs der Gegenstände und betreffs der durchdachten, dem Werte der ausgestellten Dinge entsprechenden Aufstellung.

War der Beifall aus dem Munde der Wissenden, der zur Gilde gehörigen Leute, schon befriedigend — wie viel mehr mußte es der spontane Beifall sein, den Privatpersonen, nicht in diesen Dingen Aufgewachsene, der Aufstellung und ihren Objekten gewidmet haben! Wir haben Besucher aus vielen Städten des Auslandes und der deutschen Heimat, am zahlreichsten aus Berlin, in vielen Führungen mit den notwendigsten Ausblicken auf diese, eine vollkommen neue Welt erschließenden Funde vertraut machen dürfen. Überall äußerte sich in mit der Zeit sich steigernder Lebhaftigkeit der Wunsch, auch über die Geschichte der Reisen, die zu diesen Ergebnissen geführt, über die mit ihnen verknüpften Arbeiten, Entbehrungen, Leiden und Freuden durch ein populär gehaltenes Buch genauer unterrichtet zu werden.

Auf Grund früherer Abmachungen hat die J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung zu Leipzig es dankenswerterweise unternommen,

ein solches Buch herauszubringen. Ich lege es hier meinen Lesern vor. Es ist eine persönliche Schilderung — ohne wissenschaftlichen Ballast — unserer Erlebnisse in jenem fernen, abgeschlossenen, staubigen, sonnigen, und uns durch die Erinnerung an viele Erfolge, an die Bekanntschaft mit vielen kennenswerten Menschen immer teuren Lande. Allerhand Bemerkungen, die sich auf Leben und Charakter unserer osttürkischen und chinesischen Freunde, auf kunstgeschichtlich interessante Entwicklungen und ähnliches beziehen, sind eingeflochten. Aber der Zweck des Buches ist, dem großen Publikum eine allgemeine Vorstellung von unseren Reisen und deren Ergebnissen zu vermitteln.

Wer sich genauer belehren will, den verweise ich auf die großen, schon recht populär gehaltenen Veröffentlichungen, die, meist bei Dietrich Reimer erschienen, in der im Anhang erscheinenden Bibliographie vermerkt sind.

Wenn der Erfolg des Buches dazu einladen sollte, werde ich die Geschichte der unter politisch sehr veränderten Umständen erfolgten IV. Expedition folgen lassen.

Dahlem-Berlin, Herbst 1926 A. v. Le Coq.

Inhalt

	Seite
Vorwort	III—V
Inhaltsverzeichnis	VII
Verzeichnis der Textabbildungen	VIII
Verzeichnis der Tafelabbildungen	IX—XI
Einleitung	
a) Einleitung	1— 6
b) Bemerkungen über die Expeditionen	8— 11
c) Die Stilarten der Gemälde	11— 13
d) Mani und seine Lehre	13— 20
e) Das Land und die Leute in unserer Zeit	20— 26
Reise der II. Expedition nach Turfan-Karachodscha	27— 40
Arbeiten und Leben in Karachodscha	41— 56
Arbeiten und Leben in Karachodscha II	57— 68
Die Tempel-Siedelungen von Sängim Aghyz, Bäzäklik, Tschikkan Köl und Tujok	
a) Schlucht von Sängim	69— 80
b) Tuyok	80— 88
Reise nach Komul, Aufenthalt dort, Aufbruch nach Kaschghar	89— 98
Reise nach Kaschghar, Zusammentreffen mit Grünwedel, Beginn der III. Reise	99—110
Arbeiten und Ergebnisse in Kyzil	111—130
Arbeiten in der Oase von Kurla-Karaschahr, Reise nach Kaschghar	131—139
Rückkehr über den Himalaya	140—159
Routenverzeichnis	161—163
Literaturnachweise	164—166

Verzeichnis der Textabbildungen

Seite

Karte von Ost-Turkistan 20
Karte der buddhistischen Ruinenstätten bei Turfan 35
Plan der alten Stadt Chotscho bei Karachodscha 41
Plan der Tempelanlage Bäzäklik 72
„Laternen"-Decken, 6.—7. Jahrhundert 79
Schema eines „Laternen"-Dachs 80
Schematischer Plan des Fundaments einer Mönchszelle 82
Übersichtskarte über die Ruinen bei Kutscha 103
Stifterdamen 106
Plan (der Hauptanlage) der Felsentempel zu Kumtura 112
Wandgemälde, Rotkuppelraum, Kyzil, oben: „Gotische" Stifterinnen, Totentanz, unten: Buddhistische Legende 114
Bad des Königs, Kyzil. Auf dem Tuche Szenen aus dem Leben des Buddha 126

Verzeichnis der Tafelabbildungen

Tafel 1. Rasthaus nördlich von Urumtschi.
Gefährlicher Paß bei Aighyr Bulak.

Tafel 2. Moschee des Amin Chodscha.
Straße in Urumtschi, mit Hinrichtungsgestell.

Tafel 3. Straße in der Ruinenstadt Yar-choto.
Höhlentempel bei Yar-choto.

Tafel 4. Mohammedanergrab mit buddhistischem Radsymbol bei Turfan.
Buddhistische Stufenpyramide in der Ruinenstadt Chotscho.
Ansicht in der Ruinenstadt Chotscho.

Tafel 5. Ruine mit iranischen Gewölben, Chotscho.
Alte Stadtmauer, Chotscho.

Tafel 6. Besuch des Wang von Luk-tschun.
Unsere Wohnung in Kara-Chodscha, 1905.

Tafel 7. Hellenistische Statuenköpfe, Chotscho.

Tafel 8. Leichenhalle, Ruine K, Chotscho.
Manichäischer Kuppelbau, Ruine K, Chotscho.

Tafel 9. Christliches Wandgemälde (Palmsonntag?), Chotscho.
Bild des Mani, Ruine K, Chotscho.

Tafel 10. Türkisch-manichäisches Buchblatt, illuminiert, Chotscho.
Hellenistischer Buddhatorso, Chotscho.

Tafel 11. Stupatempel Gamma, Chotscho.
Umgebung desselben, Chotscho.

Tafel 12. „al-fresco"-Fußboden, Chotscho.

Tafel 13. Mämäsit Mirab, häufiger Männertypus, Karachodscha.
Züwidä Chan, edlerer Frauentypus, Karachodscha.

Tafel 14. Backofen (tānúr), Karachodscha.
Brettchenweber, Karachodscha.

Tafel 15. Grabdenkmäler, persische Kuppelbauten, östlich von Chotscho.
Großer Stupa, Syrkyp.

Tafel 16. Befestigter Tempel, Schlucht von Sängim.
Felsentempel in der Biegung, Schlucht von Sängim.

Tafel 17. Südanlage, Bäzäklik.
Nordende, Hauptterrasse, Bäzäklik.

Tafel 18. Hauptterrasse, Bäzäklik, von Osten.
Südende derselben.

Tafel 19. Typen der alten Bevölkerung:
Syrer.
Blauäugiger Tocharer und Ostasiate.

Tafel 20. Typen der alten Bevölkerung:
Perser.
Türkischer Fürst.

Tafel 21. Typen der alten Bevölkerung:
Ostasiatische Mönche.
Indische Mönche.

Tafel 22. Aufstellung der Wandbilder aus Bäzäklik, Museum für Völkerkunde, Berlin.

Tafel 23. Moschee der Siebenschläfer, Tuyok.

Tafel 24. Kloster, rechtes Ufer, Tuyok.
Höhlentempel, linkes Ufer, in der Biegung, Tuyok.

Tafel 25. Ruinen in der Biegung, linkes Ufer, Tuyok.
Lustschloß Ara-Tam des Wang von Komul.

Tafel 26. Indischer Stupa und persischer Kuppelbau, Kitschik Hasar Schahri.
Buddhistische Tempelruinen, Ara-Tam, bei Komul.

Tafel 27. Grabmoschee und Gräber der Wangs, Komul.
Pfeilersaal der Grabmoschee, Komul.

Tafel 28. Gang in der Tempelanlage, Kum-Tura.
Felsentempel am Muzartfluß, Kum-Tura.

Tafel 29. Mir Säfdär Ali, Fürst von Hunza (Nachkomme Alexanders des Großen!).
Chalmät Chan, edler Männertypus aus Ferghana.

Tafel 30. Bedeckte Bazarstraße, Bügür.
Islamisches Bethaus, Schahyar.

Tafel 31. Westlicher Teil der Tempelanlage (ming-öi) von Kyzil.
Fortsetzung derselben Anlage nach Osten.

Tafel 32. Bartus und Arbeiter auf Tempel, kleine Bachschlucht, Kyzil.
Treppenhöhle, große Bachschlucht, Kyzil.

Tafel 33. Lünette, Cella der Treppenhöhle, Kyzil. Angriff des Mara. Szenen aus Buddhas Leben.

Tafel 34. Rechtes Ufer, Eingang zur kleinen Bachschlucht, Kyzil.
Nordende, große Bachschlucht, Vereinigung der beiden Quelltäler.

Tafel 35. Rotkuppelraum, Kyzil. Stifterbilder in europäisch anmutender Tracht. „Totentanz". Großer Handschriftenfund.

Tafel 36. Wandgemälde. Weißer Gott mit dunkler Musikerin (Bügelharfe). Kyzil.
„Tocharischer" Maler in ostsassanidischer Tracht. II. Anl., Kyzil.
„Tocharische" Stifterdame, Kum-Tura.

Tafel 37. Ausblick aus einer Wohnzelle, II. Anl., Kyzil.
Einsturzhöhle. Hier wäre der Autor beinahe verunglückt. Kyzil.

Tafel 38. Hinterwand einer Cella mit Kultbildsockel und Korridoren. II.Anl., Kyzil.
Eingang in einen der Korridore, ebenda.

Tafel 39. Kleines, hölzernes Reliquiar, Tuyok.
Gemalte „Laternen"-Decke, Tschikkan Köl.
Reste hellenistischer Statuen, Figurenhöhle, Kyzil.

Tafel 40. Kopf eines buddhistischen Heiligen (nach einem spätantiken Herakleskopf), Kyzil.
Indo-hellenistisches Wandgemälde. Szene aus einer Legende. Seefahrerhöhle, Kyzil.

Tafel 41. Versuchung des Buddha durch die Töchter des Mara. Pfauenhöhle, Kyzil.

Tafel 42. Buddhapredigt (viele spätantike Elemente). Malerhöhle, Kyzil.

Tafel 43. Stilisierte Berglandschaften mit Wiedergeburtslegenden. Hauptfarben: Ultramarin und Hochrot. Gemälde aus einem Deckengewölbe. Kyzil.

Tafel 44. Verteilung der Reliquien, Wandgemälde. Kyzil.

Tafel 45. Verbrennung der Leiche des Buddha, Wandgemälde, Kyzil (Mumienbinden; Drache im Sargdeckel).

Tafel 46. Prachtraum, mit „Laternen"-Decke, in einem Hause im Hindu-Kusch (nach Sir A. Stein).

Tafel 47. Götterstatue, Schortschuk.
Karyatide (?) von einem Sockel, Elefantenstele. Kyzil.

Tafel 48. Blick in die Ruinenstadt bei Schortschuk nahe Karaschahr.

Tafel 49. Haus des englischen Political Agent, Mr. (jetzt Sir) Geo. Macartney, Kaschghar.
Übergang über den Tiznabfluß mit der Karawane.

Tafel 50. Rastplatz „Kulan öldi" („das Wildpferd starb"), Karakorumkette.
Tibetische Grabstupas bei Panamik.

Tafel 51. Beschriebene Steine (Manisteine) bei Panamik.
Tibetisches Kloster, Lamayuru.

Tafel 52. Stupagruppe am Weg, Lamayuru.
Die Festung von Dras.

Einleitung

Durch die Eroberung Alexanders waren griechische Kultur und Kunst nach Baktrien und Nordwest-Indien verpflanzt worden. Viele Städte wurden neu angelegt und mit ausgedienten griechischen und mazedonischen Söldnern besiedelt, die sich mit den eingeborenen Frauen verheirateten und eine Mischbevölkerung griechischer Kultur hervorbrachten. In Baktrien ging das griechische Reich, nachdem die Inder sich kurze Zeit erfolgreich der Griechen erwehrt hatten, aber dann wieder unterlegen waren, durch die Einfälle der Parther und der Saken (um 130 v. Chr.) zugrunde. Hinter den Saken zogen die Kuschan einher, die ein großes Reich errichteten, welches das Indus-Gebiet, Teile Baktriens und West- und Ostturkistans umfaßte.

Schon vor dem Eindringen dieser Nomadenstämme war der Buddhismus von Indien her in die Täler des Hindukusch um den Kabulstrom eingedrungen. Dieses Gebiet führte in alter Zeit den Namen Gandhara und war bewohnt von indischen Völkerschaften, deren Namen Gandarioi und Aparytai schon in der Aufzählung der Truppen des Xerxes bei Herodot auftreten.

Als der Buddhismus in diese Gegenden eindrang, hatte er noch nicht den Typ für den Buddha geschaffen. Die indischen Künstler vermochten oder wagten nicht den Allervollendetsten bildlich darzustellen. Die mischblütigen Künstler Gandharas aber schufen aus dem Typ des Apollo oder des Dionysos die Buddhafigur.

Unter Verwendung aller Typen der klassischen Mythologie entstand hier das Pantheon der buddhistischen Kunst, welches durch ganz Indien bis nach Java und durch ganz Mittelasien bis nach China, Korea und Japan die Grundlage bildet für die gesamte buddhistische Kunst aller dieser Länder.

Wo immer die ausgehende Antike mit einer barbarischen Religion zusammentrifft, entsteht eine neue Kunst. So entstand im Westen durch die Berührung mit dem Christentum die frühchristliche Kunst oder die christliche Antike. So im Osten durch die Berührung mit dem Buddhatum die frühbuddhistische Kunst oder die buddhistische Antike. Die Ähnlichkeit zwischen beiden Kunst-

übungen ist in vielen Fällen verblüffend. Viele der zahlreich in Gandhara gefundenen Reliefgruppen könnten nach Weglassung buddhistischer Beigaben, also der Figuren des Buddha und anderer indischer Heiliger und Götter, ebensogut für Reliefs von einem frühchristlichen Sarkophag gelten.

Auf zwei Wegen ging diese Kunst mit der im ersten Jahrhundert nach Christus besonders lebhaften buddhistischen Propaganda nach Turkistan. Der erste, längere, aber bequemere Weg führte durch Baktrien über den Pamir nach Kaschghar, Yarkänd und Chotän, der andere, wahrscheinlich erst später besuchte, geht durch Kaschmir und über den Karakorumpaß nach Yarkänd und nach Chotän. Auf dem ersten dieser Wege war die Kunst iranischen, auf dem zweiten indischen Einflüssen ausgesetzt.

Die Ansiedlungen der buddhistischen Missionare in Turkistan waren zahlreich und bestanden entweder in auf steilen Klippen oder in der Ebene angelegten, befestigten Klöstern aus Luftziegeln, oder aber in größeren oder kleineren, in die senkrechten Wände hoher Hügelreihen eingeschnittenen Tempel- und Klosteranlagen.

Diese letzteren Anlagen folgen iranischen vielmehr denn indischen Vorbildern. Denn, wenn auch Höhlentempel in Indien früher gefunden werden als in Baktrien (N.-O.-Afghanistan), so ist doch die Architektur der Höhlentempel Ostturkistans weit mehr in Übereinstimmung mit den ähnlichen Anlagen Afghanistans, z. B. der ungeheueren Siedlung bei Bamian, als mit denen Indiens.

Auch der Name der Felssiedlungen ist, dem Sinne nach, derselbe wie in Afghanistan, wo sie hazār ṣaum (p. a.) = 1000 Zimmer genannt werden. Der überall im Norden Ostturkistans übliche türkische Name ming-öi hat genau dieselbe Bedeutung. Die verschiedenen Anlagen heißen nach dem nächsten benachbarten Ort, so die ming-öi von Kyzil, von Kumtura, von Schortschuk usw.

Von diesen Klöstern aus strahlte das Licht des Buddhismus nach China aus, welches Land auf diese Weise durch die neue Religion erleuchtet wurde, genau, wie erheblich später der germanische Norden aus den Klöstern Irlands das Licht des Christenglaubens erhielt.

So gelangte der Buddhismus, und mit ihm seine Kunst, zu den Völkern Ostturkistans und zog auf den berühmten Seidenstraßen, die im Norden dem Tien-schan, im Süden dem Kwen-lün folgen, stets weiter nach Osten. Die Seidenstraßen kreuzten sich in der Oase von Turfan, wo die alte Stadt Chotscho der wichtigste Umschlagsplatz war.

Unterwegs erlitten die hellenistischen Typen fortwährend neue

Beeinflussungen durch die indogermanischen Bewohner der durchquerten Gegenden. Dieser Zug des Hellenismus von Westen nach Osten ist eine der vier großen Kulturströmungen, die unsere Expedition feststellen konnte.

Aber es ist nicht die erste, denn in prähistorischer Zeit hat bereits eine andere Wanderung vom Westen nach dem fernen Osten stattgefunden. Europäische Völker Südrußlands (die später zu erwähnenden Yüe-tschi der Chinesen?) sind auf heute noch gangbaren Wegen im Norden des Himmelsgebirges entlanggezogen, sie haben ihre skythische Kunst vom Pontus bis nach der Mongolei gebracht.

Später, zur Zeit der Völkerwanderung, setzt eine starke Kulturströmung von Mittelasien nach Europa ein. Die Hunnen und ihre Freunde und Verbündeten, die iranischen Alanen, drängen die Goten nach Westen und alanische Heerhaufen begleiten germanische Völker auf ihren Eroberungszügen durch Europa. Bei diesen Zügen müssen sie viele Gegenstände mittelasiatischen, ostsassanidischen Ursprungs nach Europa gebracht haben, die der neu erwachsenden Kultur der germanischen Staaten Europas einverleibt wurden. Es werden besonders Waffen, Kleider und mit dem Begräbnis zusammenhängende Dinge gewesen sein.

Die letzte Strömung aus dem Osten nach dem Westen ist der Einbruch der Mongolen, die sogleich nach Befestigung ihres Reiches ihre Post einrichteten und dadurch Peking zum ersten Male in solche Nähe der europäischen Hauptstädte brachten, wie sie weder vorher, noch nachher, bis zur Eröffnung der sibirischen Bahn, erreicht worden ist. Es kann kaum bezweifelt werden, daß die Mongolen, trotzdem sie ungeheure Verwüstungen angerichtet haben, uns doch mancherlei Güter des Ostens gebracht haben und zumal werden durch sie zum ersten Male chinesische Einflüsse den Westen erreicht haben. So scheint man nicht mehr bezweifeln zu können, daß die Erfindung der Buchdruckerkunst zuerst, wenn auch in roher Form, von den Chinesen gemacht wurde und daß diese Anfänge, durch die Mongolen nach Europa gebracht, dort den Keim gelegt haben zur Entwicklung der Buchdruckerkunst in Deutschland und Holland.

Die Chinesen waren zu allen Zeiten, da eine starke Dynastie China beherrschte, genötigt, zum Schutz der Seidenstraßen Garnisonen im Lande zu unterhalten. Sie waren die Oberherren all der zahlreichen kleinen indogermanischen Fürstentümer. Trotz dieser Oberherrschaft aber ist nirgends in der Architektur, in der Malerei oder Skulptur der geringste chinesische Einschlag zu bemerken.

Alle Formen sind indisch oder iranisch auf spätantiker Grundlage.

Man muß daher annehmen, daß etwa bis zum 5. Jhdt. n. Ch. in China keine Kunstübungen bestanden, die den zu den Werken der Antike aufblickenden Völkern Ostturkistans hätten Eindruck machen können.

„Ostturkistan" ist für jene Zeit eine unpassende Bezeichnung. Das ganze Land war besiedelt von indogermanischen Völkerschaften, und zwar saßen im Westen und Süden bis Chotän iranische Saken, etwa von Kaschghar südwärts.

Den Südrand bis zum Lob-nor hielten Inder, welche aus Nordwest-Indien über die Berge vorgedrungen waren und durch Mischung mit den Tibetern dort vielleicht jene Ähnlichkeit in den Gesichtszügen mit Ostasiaten erworben hatten, die von den chinesischen Geschichtsschreibern ihnen zugeschrieben wird. Am ganzen Nordrand saßen, bis Kutscha und wahrscheinlich noch viel weiter nach Osten (etwa bis Komul), iranische Soghdier, deren Hauptstädte Samarkand und Buchara in der alten Landschaft Soghdiana altberühmte Orte waren.

Von Kutscha an aber bis nach Turfan war die herrschende Klasse ein merkwürdiges Volk: die Tocharer, ein Volk indogermanischer Sprache; auffallenderweise aber gehört ihre Sprache der europäischen Gruppe der indogermanischen Sprachen an.

Hundert heißt kand gleich lat. centum.

Wie dieses Volk nach Mittelasien gelangt ist, wissen wir nicht. Jedoch finden sich im Norden des Himmelsgebirges, wo überall Gras und Wasser den Aufenthalt von Wanderstämmen ermöglicht, viele Grabhügel, welche mit rohen Steinfiguren gekrönt sind. Öffnet man diese Hügel, so findet man darin Gegenstände einer Bronzekultur, die den skythischen Altertümern der Krim und Südrußlands entsprechen. Auch tragen die Steinfiguren denselben Charakter, der bei den ähnlichen südrussischen Figuren herrscht.

Augenscheinlich deuten diese Grabhügel den Weg an, auf dem in vorchristlicher Zeit ein europäisches Volk (u. E. die gleich zu erwähnenden Yüe-tschi), nach China vorgedrungen ist.

Nach den chinesischen Annalen wurde Westchina etwa im 3. Jahrhundert v. Chr. von einem Volk erobert, das den Namen Yüe-tschi führt. Es waren reitende Bogenschützen; sie drangen bis zum Knie des Hoang-ho-Stromes vor. Aber um 170 v. Chr. wurden sie von den Hunnen in einer blutigen Schlacht geschlagen und nach Westen abgedrängt. Sie zogen zum Ili-Tale, wo damals Saken ihr Wanderleben führten. Sie schlugen die Saken und drängten sie

nach Westen ab, mußten ihnen aber ihrerseits bald darauf folgen, da ihre alten Feinde sie von Osten her fortwährend bedrängten. So zogen die Saken nach Baktrien, das sie um 135 v. Chr. eroberten und so der griechischen Herrschaft ein Ende bereiteten.

Ihnen folgten die Yüe-tschi, die, nachdem die Saken Indien und Sistan erobert hatten, in Baktrien und Nordwest-Indien ein großes Reich gründeten, das etwa bis zum 5. Jahrhundert blühte. Beide Völkerschaften, Saken und Yüe-tschi, nahmen den Buddhismus an und unter den Nachkommen der letzteren, den Kuschan, wurde der Buddhismus und seine Kunst mit besonderem Eifer gepflegt.

Die Tocharer, von denen wir oben gesprochen haben, sind unseres Erachtens Reste der in Turkistan zurückgebliebenen Yüe-tschi.

Wir bringen die Europäerköpfe mit blauen Augen und rotem Haar in Verbindung mit diesen Leuten, ebenso wie die europäische Sprache, von der wir große Mengen von Handschriften in und bei den betreffenden Tempeln gefunden haben, und für die der Name der „tocharischen" Sprache bezeugt ist.

Im 8. Jahrhundert, etwa um 760 n. Chr., begann die türkische Eroberung des Landes. Die Uighuren, ein kräftiges und für die Künste des Krieges wie des Friedens besonders begabtes, türkisches Volk, eroberten den Nordosten des Landes und setzten sich in der Stadt Chotscho bei Turfan, dem Knotenpunkt der beiden Handelsstraßen, fest. Sie nahmen die vorgefundene Kultur und den Buddhismus an.

Ihre Könige aber bekannten sich zur Religion des Mani, während anfangs wenige, später zahlreiche, Teile des uighurischen Volkes zum Christentum übertraten. Man muß sich diese Leute wie ihre Vorgänger durchaus als ein Volk westländischer Kultur vorstellen.

Die drei Religionen, Buddhatum, Manitum und Christentum, haben westlichen Ursprung. Ihre Schrift, die soghdische, entstammt einer westlichen, semitischen Quelle. Sie schrieben mit der Rohrfeder der Westländer. Ihre Medizin, soviel wir davon wissen, war westländischen Ursprungs.

Der chinesische Einfluß auf ihre Kultur bestand in der Hauptsache in Äußerlichkeiten. Sie benutzten z. B. Eßstäbchen und bedienten sich des chinesischen Reibsteins und Schreibpinsels für Schriftstücke des täglichen Lebens. In der Tracht treten persische Elemente auf, aber die Kleidung dürfte in der Hauptsache ihnen eigentümlich, also türkisch, gewesen sein.

In kurzer Zeit, etwa in den folgenden 200 Jahren, unterwerfen

sie das ganze Land und verschmelzen sich derart mit den vorgefundenen Einwohnern, daß im 10. Jahrhundert das Land ein wirkliches „Turkistan", d. h. Land der Türken, geworden ist. Sie bildeten die vorgefundene Kultur weiter, und zwar mit großem Erfolg.

Da sie aber augenscheinlich ostasiatischer Rasse waren und somit den Chinesen in der äußeren Erscheinung geglichen haben werden, wandelten sie die übernommenen Formen in ähnlicher Weise wie die Chinesen ab. Unter ihren Händen werden die antikisierenden Gesichter der Götter, wie unter denen der Chinesen, alsbald ostasiatisch abgewandelt.

Die Glanzzeit des uighurischen Reiches dürfte im 9. Jahrhundert ihr Ende gefunden haben; zu dieser Zeit unterlag nämlich der östliche Teil des uighurischen Reiches den damals mächtigen Kirgisen. Aber das uighurische Reich in Ostturkistan hatte eine Nachblüte, die bis zur Zeit des Dschingiz-Chan währte.

Die Uighuren unterwarfen sich dem Welteroberer und fristeten unter der mongolischen Herrschaft noch einige Zeit ein unselbständiges Dasein.

Die Manichäer hatten die Uighuren vertraut gemacht mit der religiösen Malkunst des Mani, für die diese Religion in so hohem Maße berühmt war. Diese Malkunst geht zurück auf eine sassanidische, hauptsächlich auf antiker Grundlage entstandene Malweise. Wie es bei religiösen Darstellungen üblich ist, werden auch die Uighuren sich bemüht haben, dem Stil ihrer persischen Vorbilder in der religiösen Malerei möglichst genau treu zu bleiben.

Die Mongolen nahmen nach der Unterwerfung der Uighuren deren überlegene westliche Kultur an, und mit ihr übernahmen sie auch die Malweise der Manichäer. Sie brachten sie nach China, als sie dieses Land eroberten und hier wurde diese Malkunst ostasiatisch beeinflußt. Als dann die Mongolen Persien eroberten und dort angeblich in kaum glaublicher Weise die frühere Bevölkerung vernichteten, brachten sie auch diese ursprünglich persische, aber durch die Uighuren und durch sie selbst weiter abgewandelte Kunst nach Persien zurück, und hier wurde sie dann eine Hauptquelle der späteren persischen und indischen „islamischen" Miniaturmalerei.

Der Islam erreichte Kaschgar erst im 10. Jahrhundert. Er fand bei den Völkerschaften des Landes wenig Beifall. Verzweifelt wehrten sich die Buddhisten von Chotän und von Kutscha gegen die arabischen und persischen Eindringlinge, und zwar mit solchem Erfolg, daß noch in nachmongolischer Zeit in den Städten des Ostens

(e. g. Turfan) buddhistische Tempel neben mohammedanischen Moscheen standen.

Die Einführung des Islam war verhängnisvoll für die Kultur und besonders für die Kunst des Landes.

Außerdem litt Handel und Wandel durch die Entdeckung des Seewegs von China nach Persien. Die Seidenstraßen verödeten und das durch die Kriege der Mongolen entvölkerte Land sank allmählich von seiner hohen Kulturstufe herab.

Denn als Dschingiz-Chan alle Waffenfähigen unter den Türken unter seine Fahne rief, um die Lücken in seinen großen Heeren zu füllen, war es den Übriggebliebenen nicht mehr möglich, die ausgedehnten Bewässerungsanlagen, auf denen in dem regenlosen Lande alle Landwirtschaft beruht, aufrecht zu erhalten. Man zog sich zurück in die mit der wenigsten Arbeit zu bebauenden Distrikte, und ungeheure Landstrecken wurden zu Wüsteneien. Dazu kam noch das an vielen Orten nachweisbare Vorschreiten der Wanderdünen, die die fruchtbaren Felder mit Sand bedeckten und, augenscheinlich, ein allmähliches Eintrocknen der Flüsse. Diese letzteren Erscheinungen scheinen besonders auf die Gegenden am Südrand des Landes zuzutreffen.

Seit dem Eindringen des Islams im 10. Jahrhundert geht die Kultur des Landes allmählich zurück.

Es wird zum Reich des Tschagatai, eines Sohnes des Dschingiz-Chan, geschlagen und bleibt unter der Herrschaft dieser immer mehr entartenden Dynastie, bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts eine aus Samarkand eingewanderte Familie von Heiligen (Nachkommen des Muhammad) in Ostturkistan zu Ansehen und Reichtum gelangte.

Unter dem Namen der „Chodscha" wurden sie allmählich die wirklichen Herren des Landes. Sie teilten sich aber bald in zwei Linien, die sich grimmig befehdeten, bis endlich das Haupt einer dieser Linien mit Hilfe der Kalmückenfürsten der Dsungarei Kaschgar eroberte und als Vasall der Ungläubigen die Regierung führte.

Die Kalmücken gerieten aber in Krieg mit China und wurden beinahe ausgerottet. Die Chinesen eroberten dann Ostturkistan unter entsetzlichem Gemetzel.

Die Chodschas flohen über die Westgrenze und fanden in Chokand ein Asyl, von wo aus sie mehrmals versuchten, ihr Reich den Chinesen wieder zu entreißen.

Alle diese Versuche hatten, wenn überhaupt, nur kurzen Erfolg. Leider kam A. v. Schlagintweit gerade während der Rebellion

des Wali Chan Türä nach Kaschghar und wurde auf Befehl dieses fanatischen Wüterichs hingerichtet.

Darauf folgte der Aufstand der Tunganen und die nun sich mehrenden Wirren, zumal die öfteren Niederlagen der Chinesen, veranlaßten den Chodscha Buzurg 1864 mit einem Gefolge von kaum einem halben Hundert Mann Chokand zu verlassen und nach Kaschghar zu eilen.

Unter seinem Gefolge befand sich aber ein merkwürdiger Mann namens Yakub Bek. Er hatte gegen die Russen gekämpft und Proben von Tüchtigkeit abgelegt.

Obwohl er als Jüngling durch Armut genötigt gewesen, sich eine Zeitlang als öffentlicher Tänzer und Lustknabe durchzuschlagen, gelang es ihm durch Tapferkeit, Energie und Verschlagenheit, nach der geglückten Eroberung des Landes sich des Chodscha und seiner Anhänger zu entledigen und sich selbst zum Herrscher über Ostturkistan einzusetzen.

Er schuf ziemlich Ordnung in dem erschöpften Lande, konnte sich aber schließlich der Übermacht der Chinesen nicht erwehren.

Im Jahre 1877 machten diese einen wohlvorbereiteten Angriff auf das zermürbte Heer Yakub Beks und zersprengten es.

Yakub starb plötzlich, seine Anhänger zerstreuten sich, und Ostturkistan kehrte unter die Herrschaft der Chinesen zurück.

Bemerkungen über die Expeditionen

Aufzählung der Reisen und ihrer Ergebnisse

Zunächst einige trockene Bemerkungen.

Vier Expeditionen sind vom Museum für Völkerkunde nach Mittelasien entsendet worden. Die erste Expedition ging nach Turfan. Sie wurde geleitet von Prof. A. Grünwedel und Dr. G. Huth. Ihr Arbeitsgebiet war die Oase von Turfan, wo sie vom November 1902 bis März 1903 arbeiteten. Die Reise hin und zurück verschlang den größten Teil des auf dieser Expedition verlebten Jahres. Das Ergebnis waren 46 Kisten zu etwa 37½ kg.

Die zweite Expedition wurde von mir geleitet und währte vom September 1904 bis Dezember 1905. Das Arbeitsgebiet war die Oase von Turfan und die Gegend von Komul. Sie ergab 103 Kisten zu 100—160 kg.

Für die dritte Expedition vereinigten sich Prof. A. Grünwedel und sein Begleiter, Referendar H. Pohrt, mit der zweiten Expedition. Wir trafen die Herren in Kaschghar. Die dritte Expedition währte vom Dezember 1905 bis zum Juni 1907. Ich war genötigt,

Ende Juni 1906 Grünwedel in Karaschahr zu verlassen und den Rückweg über Indien anzutreten. Ich langte im Januar 1907 in Berlin an, Grünwedel kam im Juni d. J. zurück. Die Arbeitsgebiete waren die Oase von Kutscha, Karaschahr, Turfan und Komul. Die Anzahl der Kisten betrug 128 zu 70—80 kg.

Die vierte Expedition währte vom Januar 1913 bis Ende Februar 1914 und wurde wiederum von mir geleitet. Sie brachte 156 Kisten zu 70—80 kg.

Unser ausgezeichneter Techniker, Herr Theodor Bartus, begleitete alle vier Expeditionen. Das Arbeitsgebiet waren die Oasen von Kutscha und Maralbaschi.

Die Erfolge dieser Expeditionen müssen betrachtet werden zusammen mit denen der von den Russen, Engländern, Franzosen und Japanern entsandten Forschungsreisenden.

Von den Russen war es zuallererst der Deutschrusse Dr. A. Regel, der im Jahre 1878 als erster Europäer seit Benedict Goes (1604) Turfan wieder besuchte. Er war Botaniker, brachte aber die ersten Nachrichten über die alte Stadt nahe Turfan, die er für eine spätrömische Anlage ansah.

Nach ihm kam Sven Hedin, der durch seine überaus kühnen und erfolgreichen Reisen allen späteren Expeditionen den Weg gezeigt hat.

Die Russen schickten D. Klementz im Jahre 1898 nach Turfan, wo er zwar mit nur mäßigem Erfolg arbeitete, aber doch nachwies, daß diese Gegend, der Knotenpunkt der alten Handelsstraßen, weniger berührt war von Schatzgräbern als die westlichen Oasen, in denen schon ein Fürst der Tschaghatai-Dynastie im 16. Jahrhundert großartige Ausgrabungen erfolgreich veranstaltet hatte. Dieses Faktum kannten wir aus Denison Ross's Tarikh-i-Rashidi, und diese Kenntnis bewog uns, nicht nach dem Südwesten, sondern dem wenig besuchten Nordosten des Landes zu ziehen. Zwei andere Russen, die Gebrüder Grum-Gržimailo, untersuchten ebenfalls diese Gegenden und legten ihre Erfahrungen in einem dicken Buche vor.

Auch die Franzosen Grenard und Dutreuil de Rhins unternahmen eine große Reise durch das Land, die indessen mit dem Tode durch Mörderhand des letzteren der beiden Teilnehmer endete.

Von sehr großem Erfolg begleitet waren die verschiedenen Reisen, die der als Geograph und Philologe gleich ausgezeichnete englische Forscher Sir Aurel Stein im Dienste der angloindischen Regierung besonders nach dem Süden und Osten des Landes in mehreren Expeditionen unternahm. Ihm fiel ein großer Teil der in einer

in der Mongolenzeit vermauerten Bibliothek in Tunhwang aufbewahrten literarischen und künstlerischen Schätze in die Hand.

Erfolgreich war ferner auch die von dem Franzosen Paul Pelliot geleitete französische Expedition der Jahre 1906—1909. Auch Herr Pelliot war so glücklich, einen großen Teil der Manuskripte und Bilder jener Bibliothek erwerben zu können.

Der Russe Berezowskij arbeitete in der Oase von Kutscha ungefähr um dieselbe Zeit wie unsere dritte Expedition. Später unternahm Geheimrat Sergius von Oldenburg seine großen Reisen, die uns ein vortreffliches Werk besonders über die Oasen von Karaschahr und Turfan beschert haben.

Auch die Japaner waren nicht müßig. Es waren besonders Graf Otani und Herr Tachibana, beides Angehörige der buddhistischen Geistlichkeit Japans, die Mengen kunstgeschichtlicher und literarischer Schätze nach Japan brachten. Auch Herr Yoschikawa hielt sich längere Zeit mit Erfolg in diesen Gegenden auf.

Die Ergebnisse aller dieser Expeditionen ergänzen sich in der dankenswertesten Weise. Es ist indes nicht zu verkennen, daß die Berliner Sammlung am besten geeignet ist, die Entwicklungen, die die buddhistische Kunst auf ihrem Weg durch Mittelasien nach China durchgemacht hat, zu studieren. Denn nur die deutschen Expeditionen hatten einen Mann mitgeführt, der es verstand, die schwer abzulösenden Wandgemälde loszusägen und so zu verpacken, daß sie ungefährdet nach Berlin gelangen konnten.

Seit der Erforschung der Ruinen von Niniveh durch Sir Austen Henry Layard ist kein anderes Unternehmen durchgeführt worden, welches sich an Wichtigkeit der Ergebnisse mit diesen mittelasiatischen Forschungsreisen vergleichen könnte. Denn hier fand man Neuland! Anstatt eines Türkenlandes — dies ist ja der Sinn des Wortes „Turkistan" — entdeckten wir, daß überall an den Seidenstraßen bis zur Mitte des 8. Jahrhunderts Völker indogermanischer Zunge, Iranier, Inder und sogar Europäer gesessen haben. Ihre Sprachen, die zum Teil dem Namen nach, zum Teil überhaupt nicht bekannt waren, wurden in zahlreichen Manuskripten gefunden. Sie wurden alle in Berlin entziffert, übersetzt und wissenschaftlich behandelt. Die Anzahl der Manuskripte ist außerordentlich groß. Es finden sich nicht weniger als 17 verschiedene Sprachen in 24 verschiedenen Schriftarten.

Für die Kunde des Buddhismus geben zahlreiche Sanskrit-Handschriften neuen und unerwarteten Aufschluß. Große Mengen liturgischer Werke der nestorianisch-syrischen Kirche in syrischer

Sprache wurden gefunden, aber auch zahlreiche Handschriften nestorianisch-christlichen Inhaltes in soghdischer Sprache.

Endlich erstand aus den wasserlosen Regionen der Turfan-Oase ein großer Teil der vollständig verschollenen manichäischen Literatur. Sie ist meist in wunderbar kalligraphischer Weise auf vortrefflichem Papier, oftmals in verschiedenfarbigen Tinten, in der schönen Schrift der Manichäer niedergeschrieben und enthält wichtige Auskünfte über diese merkwürdige Religion. Auch mit überraschend schönen Miniaturen ausgestattete Buchblätter dieser Religionsgenossenschaft wurden von uns gefunden. Das Verdienst, den Charakter der Schrift und ihres Inhaltes entdeckt zu haben, gebührt Herrn Prof. F. W. K. Müller. Die Sprachen, in denen diese Literatur verfaßt ist, sind die mittelpersische und andere iranische Dialekte, speziell aber das Soghdische. Später treten auch türkische Übersetzungen dieser Literatur in (spät)soghdischer Schrift auf, welche Schrift in einem älteren Duktus übrigens schon früh von den Soghdiern verwendet worden war.

Diese manichäischen Funde sind um so wertvoller, als in ganz Nordafrika, Südeuropa und Westasien, wo der Manichäismus früher große Verbreitung gefunden hatte, durch den Haß der Christen wie der Muhammedaner nicht der geringste Überrest dieser Literatur erhalten geblieben ist.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist ferner die Erkenntnis, daß die indogermanischen Bewohner des Landes dem fernen Osten mit der buddhistischen Religion auch die buddhistische Kunst überliefert haben. Diese Kunst, von Baktrien und Nordwest-Indien ausgehend, beruht aber auf der hellenistischen Spätantike, und unsere Forschungen haben den Beweis erbracht, daß die berühmte buddhistische Kunst des fernen Ostens in letzter Linie in ähnlicher Weise von der Spätantike abhängt, wie es bei den Kunstübungen der westlichen Nationen der Fall ist.

Die Stilarten der Gemälde

A. Grünwedel hat schon vor längerer Zeit den Versuch gemacht, die Stilarten der Gemälde der Oase von Kutscha (d. i. der ming-öi von Kyzil, Kumtura und Kirisch), der Oase von Kurla-Karaschahr (Schortschuk) und der Oase von Turfan (Chotscho, Tuyok, Sängim, Bäzäklik, Tschikkan Köl) zu klassifizieren.

Diese Klassifikation ist aber nur eine vorläufige; wir wissen noch zu wenig über die Entstehung der Bilder, und gewisse Verschiedenheiten der Malweisen, als deren Ursache Grünwedel glaubt, die Einwanderung eines anderen Volkes in das Land annehmen

zu müssen, können auch anderen Gründen ihren Ursprung verdanken.

Es ist z. B. wahrscheinlich, daß zu verschiedenen Zeiten, oft aber auch zu einer und derselben Zeit, Mönche aus den verschiedensten Landschaften Indiens und der buddhistischen Landesteile Irans in den Klostern Ostturkistans saßen. Diese Fremdlinge können die Malweise und darin Bewaffnung, Tracht usw. der eigenen Heimat mitgebracht und weitergeübt haben, ohne daß die Bevölkerung des Landes von einer anderen verdrängt worden sei.

Auch müssen alle „stilkritischen" Studien mit allergrößter Vorsicht aufgenommen werden, besonders wo sie allein, ohne anderweitige Belege, zur Bestimmung des Datums eines Gemäldes benutzt werden: wir wissen, daß die Wandbilder mit Pausen hergestellt worden sind und eine alte Pause kann sehr wohl in späterer Zeit wieder verwendet worden sein.

Die Bestätigung oder Veränderung der Liste Grünwedels muß einer späteren, in der Kenntnis aller Nebenumstände vorgeschritteneren Zeit vorbehalten bleiben. Wir geben sie hier unverändert in Grünwedels eigenen Worten:

I. Gandharastil. Unter diesem Namen fasse ich zunächst mehrere Variationen von Stilarten zusammen, welche am unmittelbarsten spätantike Elemente, wie sie am deutlichsten an den Gandharaskulpturen ausgeprägt sind, erkennen lassen. Die Variationen bestehen darin, daß in gewissen Höhlen das antike Element vorwiegt, in anderen eine stark persische oder indische Beimischung bemerkt wird, daß in gewissen Höhlen Kompositionen vorkommen, die aus den Gandharaskulpturen bekannt sind, während andere in ihren Prototypen antike Gemälde (Vasenbilder) vermuten lassen. Wenn wir nicht irren, müssen wir für diese Varianten verschiedene Ausgangspunkte annehmen, von denen aus sie nach Kutscha und seiner Umgebung gelangt sind.

II. Der Stil der „Ritter mit den langen Schwertern" — welcher wohl nur eine Weiterbildung des vorhergehenden genannt werden darf, schon deswegen, weil wir für Stil I dieselben Stifterbilder annehmen dürfen. Die Koinzidenz verschiedener Einzelheiten dieser Stifterbilder mit Darstellungen auf indoskythischen Münzen legt es nahe, unter allem Vorbehalt die Stilarten I und II als indoskythischen (= tocharischen) Stil zusammenzufassen. Auch Stil II hat Abarten, welche wir, wenn wir nicht irren, verschiedenen Zeitperioden und ihrer Mode — es handelt sich meist um Kostümbilder — zuschreiben dürfen.

III. Ältere türkische Stilart. Sie hat schon eine Art Mischcharakter, da die Formen von Stil I und II (noch mehr als I) latent eingegliedert sind, und mitunter, durch die dargestellten Sujets geleitet, rein durchbrechen.

Daneben treten deutlich chinesische Elemente auf, besonders füllen sich die Umrahmungen der Bilder an den Wänden und auf den Plafonds mit einer reichen, ungemein reizvollen Blumenornamentik — mit Blumen, welche, wenn wir nicht irren, im Lande nicht vorkommen. Die Stifterbilder zeigen eine von den vorigen Stilarten völlig abweichende Tracht. Die Inschriften erscheinen in Chinesisch und zentralasiatischer Brāhmī.

IV. Jüngere türkische Stilart — der eigentliche uighurische Stil, repräsentiert durch die große Masse der Bilder in der Umgebung von Turfan, so besonders Tempel(anlage) Bäzäklik bei Murtuk, kann als abgeblaßter synkretistischer Stil der vorhergehenden bezeichnet werden.

V. Der lamaistische Stil mit deutlichen Anlehnungen an Tibetisches.

Genauere Ausführungen über diesen Gegenstand habe ich gegeben in Buddhistische Spätantike, III, D. Reimer, Berlin 1924.

Mani und seine Lehre

Da durch unsere Grabungen in Chotscho umfangreiche Reste der bisher verschollenen Religion des Mani, des Manichäismus, aufgedeckt und der Forschung von neuem unterbreitet worden sind, ist es nötig, in wenigen Worten den Religionsstifter und die Hauptzüge seiner Lehre, soweit wir sie kennen, zu schildern.

Mani wurde um 215/16 n. Chr. bei Ktesiphon in der damals den Persern gehörenden Provinz Babylonien geboren. Sein Vater war der Sproß einer angesehenen persischen Familie in Hamadan; seine Mutter entstammte einer parthischen, also ebenfalls iranischen Familie angeblich königlichen Ranges. Mani, in einer persischen Provinz von persischen Eltern geboren, war demgemäß ein Perser.

Sein Vater, schon schwärmerisch veranlagt, hat sich mit dem Studium der Anschauungen der Sekten beschäftigt, die damals besonders im Süden Babyloniens blühten. Seinen Sohn, der durch Visionen seiner Mutter zum Prophetenamt bestimmt zu sein schien, führte er in diese Studien ein.

Das Kind, außerordentlich begabt, trat schon im Knabenalter in Verbindung mit der Geisterwelt. Er empfing Mitteilungen übernatürlicher Art vom „König der Paradiese des Lichts“ und scheint,

kaum zwölf Jahre alt, seine Religion zum Teil bereits ausgebildet zu haben.

Als er das 24. Jahr erreicht hatte, erschien ihm wieder ein Engel oder himmlischer Bote und forderte ihn auf, mit seiner Lehre hervorzutreten. Und so predigte er seine Religion zum ersten Male zu Ktesiphon am Krönungstage des Sassanidenkönigs Schapur I. (24. März 242).

Sein Erfolg scheint nicht groß gewesen zu sein; wir sehen den Jüngling vielmehr gleich nach diesem Ereignis jene lange Periode der Missions- und Studienreisen antreten, in deren Verlauf er Turkistan (Čīn), Indien und Ostiran aufgesucht und überall einen Schüler als seinen Vertreter zurückgelassen haben soll.

Nach 40 Jahren kehrte er zurück, und zwar mit so gesteigertem Ansehen, daß er es wagen durfte, den Bruder des Schapur, Peroz, zur Annahme seiner Lehre einzuladen. Der Prinz war ihm günstig gesinnt und vermittelte sogar eine zweite Audienz mit dem König, die dem Mani die Erlaubnis brachte, seine Lehre durch seine Schüler in Iran verbreiten zu lassen.

Aber die zoroastrische Priesterschaft, ergrimmt über diese Begünstigung eines Ketzers, stachelte den König gegen Mani auf. Er mußte sich verbergen, wurde aber unter der Regierung des Bahram, des Sohnes des Nachfolgers des Schapur, gefangen. Nach einem Disput mit der Priesterschaft, in dem er unterlag, wurde er gekreuzigt, und die Leiche, in zwei Teile zerschnitten, mit Stroh ausgestopft, an den Toren der Residenzstadt Dschundisabur aufgehängt. Das Datum seines Todes dürfte nach einer unserer Handschriften das Jahr 273 n. Chr. sein.

Mani war ein eifriger Förderer der Künste. Er selbst war berühmt als Maler, und das in so hohem Grade, daß seine Feinde, die muhammedanischen Araber und Perser, sich seiner weniger erinnern als Stifter einer gegnerischen Religion, sondern als Urtyp eines großen Malers. Auch seine Weisheit wird lobend erwähnt.

Für die religiösen Schriften, in denen er seine Lehren niederlegte, bediente er sich einer besonderen Abart der syrischen Schrift, deren klare und einfache Charaktere von großer Schönheit sind. Nach einigen war diese Schrift eine Geheimschrift, die er erfunden habe; nach anderen war es die in einem kleinen Distrikt Babyloniens übliche Variante der syrischen Schrift.

Seine Bücher wurden mit der besten Tinte kalligraphisch auf dem besten weißen Papier geschrieben und oft mit wunderbar schön ausgeführten Miniaturen illuminiert; ein Umstand, der den Zorn der Christen wie der Muhammedaner in hohem Grade erweckte.

Er soll aber auch Tempel mit Wandgemälden verziert haben.

Da Mani ein echter Iranier war, ist auch die Grundlage seiner Religion echt iranisch. Sie war ein seltsamer Synkretismus christlicher, in Turkistan auch buddhistischer, Anschauungen, auf der Basis des mit unerbittlicher Konsequenz durchgeführten iranischen Dualismus. Diese Mischung hat Mani noch durchsetzt mit Bestandteilen der alten babylonischen Volksreligion und mit Elementen der Gnosis.

Es war eine selbständige Religion, aber, je nachdem Manichäer unter Christen oder Buddhisten lebten, konnten sie sich durch Betonung der christlichen oder der buddhistischen Bestandteile ihres Glaubens leicht für eine Sekte der betreffenden Religion ausgeben.

Der Grundzug der Lehre ist der Kampf des guten Prinzips, des Lichtes, mit dem Bösen, der Finsternis. Es entbrennt ein Kampf; das Licht unterliegt; die Finsternis bemächtigt sich einiger Lichtteile und vermischt sich mit ihnen.

Die Finsternis wird mit der Materie gleichgesetzt. Zur Errettung der Lichtteile aus der Verbindung mit der Finsternis erfolgt ein neuer, durch Emanationen des Lichtgottes geführter Kampf, in dem diesmal die Finsternis unterliegt. Aus den mit Finsternis gemischten Lichtelementen werden die Himmel und unsere Erde, sowie das erste Menschenpaar geschaffen.

Die Finsternis aber, um die Errettung der mit der Materie vermischten Lichtteile zu verhindern, erweckt die Sinnenlust der Menschen.

Durch die immer von neuem, bei jeder Geburt, sich vollziehende Zerteilung der in jedem Menschen vorhandenen Lichtteile in den Kindern, soll schließlich so wenig Licht in deren Körpern übrigbleiben, daß es nicht mehr von der Materie geschieden werden kann.

Das Manitum trug den Charakter einer streng asketischen Religion. Aller Geschlechtsverkehr, der Genuß von Fleisch und Wein, der Besitz weltlicher Güter jeglicher Art, war den „vollkommenen Jüngern" strengstens untersagt, weil alle diese Dinge den Menschen an die, dem Ursprung nach, dämonische Welt fesselten.

Daher konnte nur ein Teil der Gemeinde die vollen Weihen erhalten. Die enthusiastischen Geister nahmen die Weihen an und widmeten ihr Leben vollkommen der Lehre der Religion, die sie als reisende Missionare zu verbreiten hatten. Sie lebten von Almosen, die die übrigen Manichäer ihnen darbrachten, nämlich von Brot und Früchten, und seltsamerweise wurden die in diesen Nahrungsmitteln enthaltenen Lichtteile durch den Weg durch die Kör-

per dieser „Vollkommenen“ (perfecti, electi) von der Materie getrennt und der Lichtwelt zurückgegeben.

Die Majorität der Manichäer, die laueren Geister, waren gewissermaßen die Laienbrüder dieser merkwürdigen Gemeinde. Sie heirateten, trieben Handel, Ackerbau usw., besaßen irdische Güter aller Art.

Aber diese Klasse, die den Namen der „Zuhörer“ (auditores) führte, mußte sich strengen religiösen Regeln unterwerfen. Sie bestanden in zehn Geboten und in Fastenvorschriften. Die zehn Gebote sind: Nichtverehrung der Götzen, Unterlassung der Lüge, des Geizes, der Tötung, des Ehebruchs, des Diebstahls, der Verbreitung trügerischer Vorwände, des Festhaltens einer doppelten Gedankenrichtung, was den Zweifel an der Religion verrät, der Schlaffheit im Handeln. Hierzu kommt das Gebot der Verrichtung von vier oder sieben Gebeten an jedem Tag.

Wer electus werden wollte, mußte sich außerdem sieben weiteren Verpflichtungen unterwerfen und drei „Siegel“ auf sich nehmen. Die vollkommene Annahme und Erfüllung dieser Vorschriften war unumgängliche Bedingung für die Aufnahme unter die Zahl der Vorgeschrittenen.

Die Vorschriften waren: 1. Bezähmung der Sinnenlust und Habgier. 2. Sich des Genusses aller Arten Fleisches zu enthalten. 3. Enthaltung vom Weingenuß. 4. Enthaltung von der Ehe. 5. Jeder Beschäftigung zu entsagen, bei der man Wasser und Feuer benutzen muß. 6. Keine Zauberei zu treiben. 7. Sich der Heuchelei zu enthalten.

Die drei Siegel waren das Siegel des Mundes, der Hände und des Busens. Diese Siegel galten auch für die Zuhörer, nur wurden bei diesen manche Mängel in der Befolgung milde übersehen.

Das „Siegel des Mundes“ verbot alle verwerflichen Reden, sowie den Genuß aller gesetzwidrigen Speisen.

Das „Siegel der Hände“ verbot alle Beschäftigungen, die mit Wasser und Feuer zusammenhängen; alle Handlungen, durch die der Tier- oder Pflanzenwelt, als Bewahrer von Lichtteilen, eine Schädigung zugefügt wurde; jede Gewalt- oder unreine Tat; alles, was die Verstrickung des Lichts mit der Finsternis fördern könne.

Das „Siegel des Busens“ verbot alle sinnlichen Gedanken, besonders die an geschlechtliche Befriedigung; sowie auch Heuchelei und verwandte üble Gedanken.

Man sieht, daß die Ethik der Manichäer keineswegs auf niedriger Stufe stand.

Eine streng gegliederte Hierarchie wachte über die Gemeinden.

Diese bestanden aus den „Zuhörern". Über ihnen standen die „Erwählten" oder „Vollkommenen". Dann folgen drei Rangstufen, nämlich die „Presbyteroi", die „Episcopi" und über ihnen die „Magistri".

Das Haupt aller manichäischen Gemeinden, dessen lateinischer Titel „princeps" lautet, mußte seinen Wohnsitz in der Stadt Babel haben. Zur Zeit der Verfolgungen floh er aber nach irgendeiner Stadt, die Sicherheit gewährte. Samarkand war lange ein sicherer Zufluchtsort.

Die Verfolgungen blieben nicht aus. Im Westen, wo die Manichäer dem Christentum in Nordafrika, Südeuropa und Westasien mehr Widerstand geleistet und größere Mengen Proselyten gewonnen hatten als irgendeine gegnerische Religion, wurden sie von den Christen derartig verfolgt und ausgerottet, daß nirgendwo auch nur der kleinste Rest manichäischen Schrifttums übriggeblieben ist.

Als von Manichäertum abhängige Sekten haben sich in Europa noch lange gehalten die Paulicianer, Bogomilen, Katharer und Albigenser; den schauerlichen Untergang der letzteren in der blühenden (westgotischen) Provence brauchen wir als allgemein bekannt nur zu erwähnen.

Länger hielten sich verwandte Anschauungen besonders in Bosnien, wo die einrückenden Türken mit Jubel als Befreier von den durch die Kirche gedrückten Sektierern begrüßt wurden.

Über die Wanderung der östlichen Manichäer gibt das arabische Buch Fihrist des An-Nadīm, das von Flügel in seinem lehrreichen Werk „Mani" auszugsweise übersetzt worden ist, einige Nachrichten:

„Bruchstücke aus der Geschichte der Manichäer, ihre Auswanderungen in verschiedene Länder und Nachrichten über ihre Vorsteher."

Die ersten, die, abgesehen von den Samanäern (Buddhisten), in die Städte jenseits des Oxus einwanderten, gehören zu den manichäischen Religionssekten. Die Veranlassung dazu war folgende: Nachdem der Chosroe [Bahrām ben Hurmuz, etwa 272—75] Mânî hatte töten und kreuzigen und den Bewohnern seines Reichs hatte verbieten lassen, sich in religiöse Streitigkeiten einzulassen, begann er die Anhänger Mânîs, wo immer er sie finden vermochte, hinzurichten[1]. Sie flohen daher unausgesetzt

1 Die Verfolgungen waren grausam. Al-Makîn (Hottinger, Hist. Orient., Ed. II, S. 166) berichtet: „Auch von den Anhängern Mânîs ließ er [Bahrām I] zweihundert festnehmen, mit ihren Köpfen in die Erde pflanzen, die Beine aber an Holz kreuzigen. Das ist, sagte er, ein Garten, den der König der Perser, Bahrām, der Sohn des Hurmuz, gepflanzt hat". (Flügel, Mani, S. 331.)

vor ihm, bis sie den Fluß von Balch [Dschihûn oder Oxus] überschritten hatten und in das Gebiet des Chân gelangten, in dessen Staaten sie sich niederließen. Chân ist aber in der dortigen Landessprache ein Titel, womit die Eingeborenen die Fürsten der Türken bezeichnen. Nachdem sich die Manichäer in Transoxanien niedergelassen hatten, (blieben sie da) bis zu der Zeit, wo die Macht der Perser in alle Winde zerstreut war und die Araber die Oberhand behaupteten [nach 642]. Sie kehrten infolgedessen in die Städte 'Irâḳ's zurück, hauptsächlich zur Zeit der Auflösung der Perser und unter der Herrschaft der Banî Umajja [Ommajaden, 661—750]. Châlid ben 'Abdallah al-Ḳasrî [Statthalter der beiden 'Irâḳ 724—38] nämlich nahm sich ihrer an, nur daß der Sitz des Oberhauptes in diesen Gegenden ausschließlich an Babylon gebunden war. Später wandte sich der Vorstand in die Städte, wo er am sichersten war. — Ein zweites Mal wanderten sie unter der Regierung des Muḳtadir aus [18. Abbassiden-Kalif, 908—32]. Sie begaben sich nämlich nach Churâsân aus Furcht für ihr Leben und wer von ihnen zurückblieb, verheimlichte seine Gesinnungen und wanderte in diesen Städten herum. In Samarkand hatten sich etwa fünfhundert Männer zusammengefunden. Ihr Kultus wurde bekannt und es wollte sie der Herrscher Churâsâns [der Samanide Abû 'l Hasan Naṣr, 913—42] töten. Da sandte der Beherrscher Chinas [čīn = Ostturkistan] zu ihm, ich glaube, es war der Fürst der Tagazgaz [lies toγuz oγuz = neun Stämme = Uighuren] mit der Meldung: In meinen Ländern sind dreimal mehr Muslimen als in deinen Ländern Anhänger meiner Religion, und schwor ihm, wenn er einen von diesen töte, so werde er für ihn die ganze Gemeinde töten, die Moscheen zerstören und in allen Ländern Leute aufstellen, die den Muslimen auflauerten und sie umbrächten. Da ließ der Herrscher von Churâsân von ihnen ab und ließ sich von ihnen die Kopfsteuer zahlen. In den Staaten des Islam sind ihrer nur wenige ... (Flügel, Mani, S. 105).

Andere Verfolgungen haben noch unter den Abbassidenkalifen Al-Hādī und Al-Mahdī stattgefunden, etwa zwischen 785 und 809.

Die Landschaft Tocharistan in Chorassan, in der Umgebung von Balch, ist lange eine Hochburg des Manitums gewesen. Von hier aus war es manichäischen Sendboten schon im 8. Jahrhundert geglückt, über China an den Hof des Uighurenkönigs zu gelangen und diesen mächtigen Fürsten zur Religion des Mani zu bekehren.

Noch im 10. Jahrhundert war die Macht der Uighuren so groß, daß sie es auf sich nehmen konnten, den kriegstüchtigen Samaniden-

fürsten im Interesse der Manichäer so zu bedrohen, wie das vorhergehende Zitat es beschreibt.

Der Bekehrung dieses herrschenden Fürsten, in einem wie Ägypten regenlosen Lande, verdanken wir die Erhaltung der zahlreichen manichäischen Texte, die unsere Expeditionen dort gefunden haben.

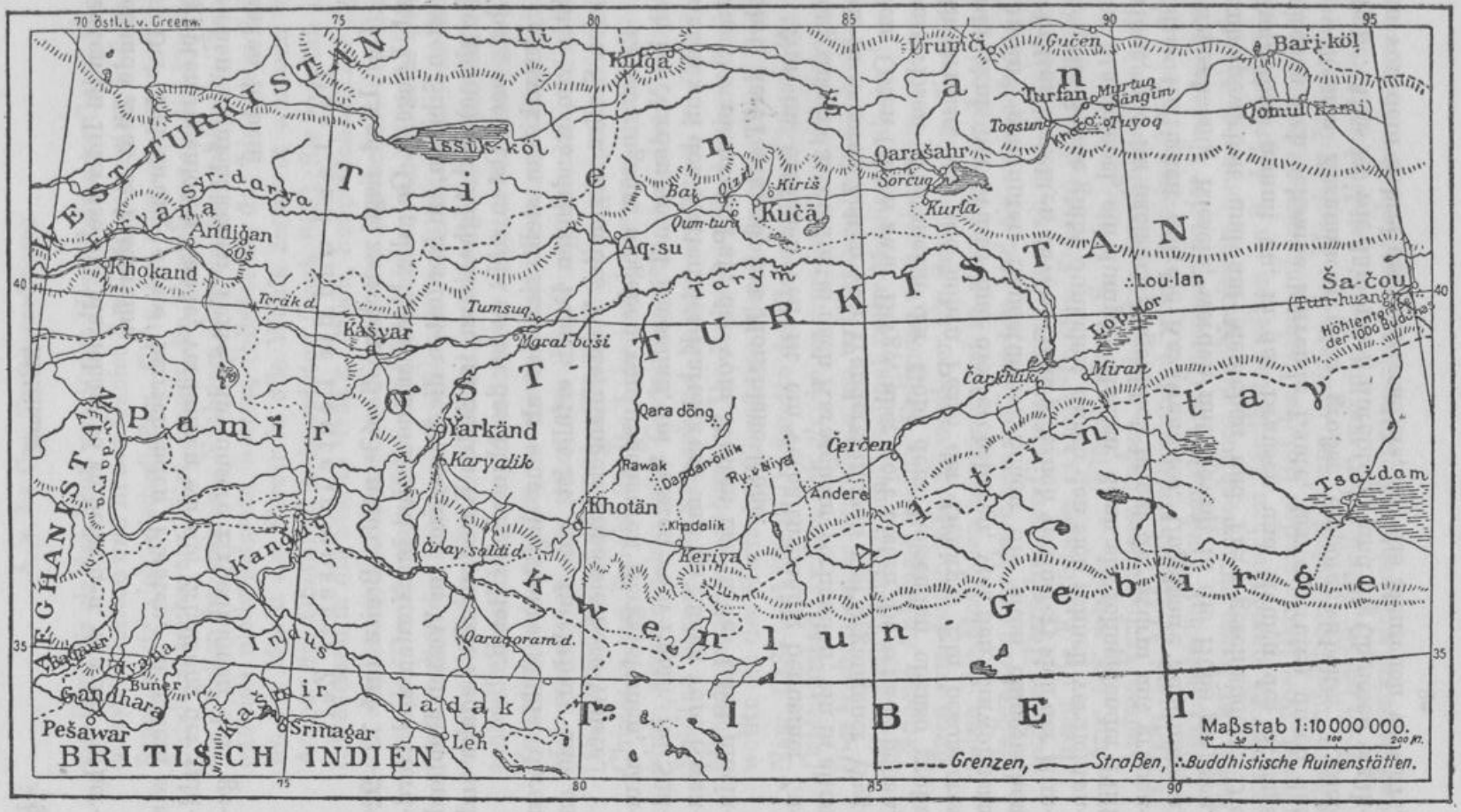
Das Land und die Leute in unserer Zeit

Das Land liegt zwischen 36—43° nördl. Breite und 73—92° östl. Länge v. Gr.; die Nachbarländer sind im Norden und Nordwesten Sibirien, im Nordosten die Dzungarei, im Westen Rußland (Ferghana) und Afghanistan, im Süden Kaschmir mit Ladakh und Tibet; nach Osten stößt es an das chinesische Reich.

Ostturkistan stellt sich dar als eine ungeheure Mulde, deren Mitte von wandelnden Dünen erfüllt ist, eine furchtbare und an vielen Stellen wegen des Wassermangels unpassierbare Wüste.

Es ist ringsum umgeben von ungeheuren Bergsystemen, nämlich im Norden vom T'ien-schan, im Westen vom Pamir, im Südwesten von den Ketten des Karakorum und im Süden vom Kwenlün. Der niederste Paß, der vom Westen her in das Land hineinführt, der Terekpaß, hat Montblanc-Höhe.

Nur im östlichen Teil ist ein verhältnismäßig bequemer Zugang durch das Yulduztal nach Karaschahr vorhanden; ein in alten wie in neueren Zeiten von Wanderstämmen viel begangener Weg. Dem Osten fehlen zwar Berge, aber dort bieten die schauerlichen, wasserlosen Wüsteneien der Gobi dem Reisenden ebenso große Hindernisse, wie die hohen Pässe der Gebirge. Ein besonderes Schrecknis der Wüste sind die furchtbaren, von den Einwohnern „burán" genannten Sandstürme. Schon die alten chinesischen Schriften berichten davon. Ganz plötzlich verfinstert sich der Himmel, die Sonne glüht dunkelrot durch den sich schnell verdichtenden Staubnebel, ein dumpfes Heulen, dann ein schneidender Pfiff ertönt, und im nächsten Augenblick bricht der Sturm mit grauenhafter Heftigkeit auf die Karawane los. Ungeheure Sandmassen, vermischt mit Kieseln, werden mit Gewalt in die Höhe gerissen, umhergewirbelt und auf Menschen und Tiere geschleudert. Die Dunkelheit nimmt zu, in das Brausen und Heulen des Sturms mischen sich seltsame klirrende Laute, hervorgerufen durch das gewaltsame Zusammenprallen großer emporgewirbelter Kieselsteine. Alles ist wie dämonisch durchtobt, und die Chinesen erzählen von dem Schrei des Geisteradlers, der die Menschen verwirrt,



70 östl. L. v. Greenw.
WEST TURKISTAN
Ili
Kuğa
Urumči
Gučen
Bari-köl
Turfan
Murtuq
Sängim
Toqsun
Tuyoq
Qomul (Hami)
Issik-köl
Tienšan
Qarašahr
Sorčuq
Kurla
Kiriš
Kučā
Bai
Qizil
Qum-tura
Aq-su
Syr-darya
Andiğan
Oš
Khokand
Terāk d.
Tumsuq
Kašyar
Maral-baši
Tarym
OST-TURKISTAN
Lou-lan
Lop-nor
Ša-čou
(Tun-huang)
Höhlentempel der 1000 Buddhas
Čarkhlik
Miran
Pamir
Yarkänd
Karyalik
Qara döng
Rawak
Dandan-öilik
Ru-v-Niya
Čerčen
Andere
Khotän
Khadalik
Keriya
Altin-tay
Tsaidam
Kwenlun-Gebirge
Kanğur
Čiray-saldi d.
Qaraqoram d.
Indus
Kašmir
Ladak
Leh
Srinagar
Buner
Gandhara
Pešawar
BRITISCH INDIEN
TIBET
Maßstab 1:10 000 000.
Grenzen, Straßen, Buddhistische Ruinenstätten.

so daß sie besinnungslos in die Wüste hinausstürzen und dort fern von begangenen Wegen ein schreckliches Ende finden.

Wer von solchem Sturm überfallen wird, muß sich trotz der Hitze ganz in Filze hüllen, um durch die mit rasender Gewalt herumgeschleuderten Steine nicht verletzt zu werden. Mann und Pferd müssen sich niederlegen und den Sturm, der oft stundenlang wütet, über sich herbrausen lassen. Und wehe dem, der sein erschrecktes Reittier nicht fest am Zügel hält! Auch die Tiere verlieren den Verstand vor den Schrecken des Sandsturms und jagen in die Wüste hinaus um dort zu verschmachten.

Ein solches Schicksal betraf, zwischen Komul und Turfan, im Jahre 1905, die Mannschaften einer Sendung Silberbarren, die von Peking nach Turfan unterwegs war. Die schweren zweirädrigen Wagen wurden umgeschleudert, die 60 chinesischen Reiter galoppierten in die Wüste, wo man später einige von ihnen, Mann und Pferd, als mumifizierte Leichen wiederfand, die anderen blieben spurlos verschwunden, denn der Sandsturm liebt es, seine Opfer zu begraben.

Am Rande der Wüste erhebt sich das Terrain und besteht hier in der Hauptsache aus reichem Lößboden. Der Lebensspender Ostturkistans, der Tarimstrom mit seinen Nebenflüssen, durchfließt in ungeheurem Bogen dies Lößgelände und die zahllosen Bewässerungsgräben, die die fleißigen und geschickten Bauern kunstvoll aus freier Hand anzulegen verstehen, verwandeln wie durch einen Zauber das trostlos öde Land in einen wundervollen, reichen Garten. Hier stehen Gehölze von Eleagnusbäumen, die im Frühjahr mit dem schweren, süßen Duft ihrer schwefelgelben Blütendolden, besonders in der Nacht, die Landschaft weithin erfüllen. Hier findet man herrliche Fruchtgärten voll von Pflaumen-, Aprikosen-, Pfirsich-, Maulbeer- und Granatbäumen, denen sich in manchen Gegenden die Walnuß und eine saftreiche Birne hinzugesellen. Auf weiten, gut gepflegten Feldern stehen unglaublich reiche Ernten von Mohrenhirse, Mais, Reis, vortrefflichem Weizen, Krapp, Baumwolle, hier und da auch Kartoffeln, neben Rüben, Alliumarten und Zwiebeln.

Mit besonderer Kunst wird an passenden Orten die Weinrebe gepflegt, die viele Arten der köstlichsten, oft riesengroßen Trauben trägt. Wegen der zwar kurzen, aber oftmals sehr kalten Winter zieht man die Reben in Reihen an Gräben, in die man Winters die Stöcke herunterbiegt und mit Erde bedeckt.

Das Hauptobst aber ist die Melone, die in zahllosen, immer süßen und würzereichen Abarten in ungeheuren Mengen ziemlich

mühelos gezogen wird, und während des ganzen Jahres ein Hauptlebensmittel der Landesbewohner bildet. Weniger gut ist die Wassermelone, die in zwei Abarten, rotfleischig und gelbfleischig, gezüchtet wird.

Weide, Pappel und Maulbeere sind die häufigsten Bäume; seltener ist die prachtvolle, kugelförmig wachsende Ulme, deren Schatten dem vom Sonnenglut ermatteten Reisenden die angenehmste Erholung spendet. Dieser Baum verdankt seine schöne Form einer Veredelung durch Pfropfung.

In diesen Wundergärten, den Oasen, liegen die Dörfer und Städte, zuweilen auch einzelne Höfe der Einwohner. Meist sind es ärmliche Häuser, bei den Wohlhabenden aber findet man behagliche Räume persischer Bauweise, mit guten Kaminen versehen und oft mit geschmackvollen Malereien verziert.

Aber all diese Oasen sind durch Wüsteneien von einander getrennt, und zwar gibt es außer der trostlosen und gefährlichen Dünenwüste und der gewöhnlichen baumlosen Steppe noch drei andere Arten der Wüste.

Über endlos anmutende Flächen erstreckt sich das Tamarisken-Djungle. Die einzelnen Bäumchen bedecken oft eine ebene oder wellige Fläche mit ihren schönen gefiederten Wedeln — wenn aber Wanderdünen in ein solches Gelände eindringen, sammelt sich Sand und Lößstaub im Gezweige und um jeden Baum entsteht ein kegelförmiger Hügel, aus dessen Gipfel der Baum, um sein Leben ringend, emporstrebt.

In vielen Gegenden steht so Hügel an Hügel, und diese Art Wüste ist wegen mangelnder Übersicht schwer zu durchqueren.

Eine andere Art ist der Pappelwald. Er ist ein Hain aus dünnstehenden Stämmen der Toghrakpappel (P. euphratica), eines seltsamen Baumes, dessen Blätter an verschiedenen Zweigen ganz verschiedene Formen aufweisen. Diese Waldungen finden sich meist in der Nähe von Flußläufen. Oftmals reitet man aber stundenlang durch abgestorbene Gehölze dieser Art: der Fluß hat seinen Lauf verändert, die Vegetation stirbt ab.

Die dritte Art Wüstenei ist die Steinwüste, die sich im Gebirge und am Fuß der Vorberge über weite Strecken ausdehnt. An Stellen, z. B. zwischen Toksun und Karaschahr, füllt eine solche Steinwüste den ganzen Gebirgsweg (s. Taf. 1). Ungeheure Blöcke, kleinere Steinmassen und schließlich mit größeren Steinen durchsetzter Kies, machen die Reise in dieser Wüste schwierig; die Pferde verletzen sich leicht an den Fesseln und Hufen, und der mit Salz durchsetzte Staub verursacht, nach Angabe der Einwohner, Schwellungen und

andere, die Benutzung des Tieres verhindernde Störungen. Außerordentlich täuschend tritt an manchen Stellen der Wüsten die Fata morgana auf. Die Osttürken nennen sie azytqa, etwa Irreführung: die Täuschung ist so erfolgreich, daß Unerfahrene ihr leicht folgen können. Man sieht meist Wasserflächen, deren Ufer mit einzelnen schattenspendenden Bäumen bestanden sind.

In den Vorbergen der großen Gebirgszüge herrscht eine trostlose Öde. Die Felsen sind oft durch die häufigen Erdbeben zerrissen und in den phantastischsten Formen zusammengehäuft. Kein Baum, kein Strauch weit und breit, kein Wasser und an vielen Stellen auch kein Tierleben.

Von Vögeln sieht man am meisten Elstern, Krähen und mehrere Arten Würger; Habicht, Wanderfalk, Merlin, Sakerfalk, Sperber und Adler sind häufig; an manchen Orten, z. B. zwischen Kaschghar und Aqsu, wimmelt es im Pappelwalde von Sperlingen, die den unseren ähneln. Fasanen sind bei Maralbaschi gemein; das schöne Rauchfuß-Sandhuhn erscheint in großen Flügen in der Steppe, das Steinhuhn belebt den Rand der Berge, wo auch große Tetraoniden ziemlich häufig sind. Trappen kommen ebenfalls vor, doch sind wir dieses scheuen Vogels nie ansichtig geworden.

Das charakteristische Tier der Ebene ist die Gazelle, ein ziemlich kleines, graziöses Geschöpf mit lyraförmigen Hörnern; sie kommt in großen Rudeln im ganzen Lande vor. Luchs, kleinere Wildkatzen, Füchse und Marder sind gemein. Statt des Hasen sahen wir nur Kaninchen.

Besonders bei Maralbaschi, bei Schicho und Manas und am Lobnor gibt es ausgedehnte Rohrdickichte, welche Fasanen und den scheuen Tiger des Landes bergen. In denselben Gegenden sieht man das Erdreich oft wie mit der Pflugschar umgebrochen; es ist das Wildschwein, welches die Arbeit verrichtet und zugleich, obwohl wehrhaft genug, den Tigern und den zahllosen, aber feigen und ungefährlichen Wölfen zur Nahrung dient.

Es ist höchst auffallend, daß seit langer Zeit, nämlich seit den fürchterlichen Kriegen des Yakub Bäk (1865—77), wo ganze Landschaften ausgemordet wurden, kaum ein Mensch durch Wölfe oder Tiger um das Leben gekommen ist; diese reißenden Tiere sind hier so harmlos, wie die Menschen des Landes, die, obwohl sie die Nachkommen sind der unwiderstehlichen Krieger des Dschingiz Chan und des Timur, der Männer, mit denen der „Großmongole“ Baber Indien gegen die wehrhaften Afghanen und Radschputen eroberte, heute so harmlos-liebenswürdig sind, wie kein anderes mir bekanntes Volk. Diese Weichheit ist umso befremdender, als sie nicht etwa

Buddhisten sind, sondern der Kriegerreligion des Islam huldigen. Vielleicht sind dieselben Gründe, die die Tiere so ungefährlich macht, auch für den Wechsel im Charakter der Menschen verantwortlich: das Leben ist leicht!

Vielleicht wirkt auch der Umstand mit, daß die Chinesen seit der Wiedereroberung des Landes (1877) eine vollkommene Entwaffnung der unterworfenen Bevölkerung vorgenommen und mit Prügelstrafen ihre Unbotmäßigkeit gebrochen haben.

Diese Bevölkerung besteht in den Oasen aus Osttürken, Tunganen und Dolanen, einigen Westmongolen oder Kalmücken im Ilitale und bei Ḳaraschahr, sowie iranischen Völkerresten in Sarigh ḳol, auf dem Pamir (Wakhī und Pakhpō).

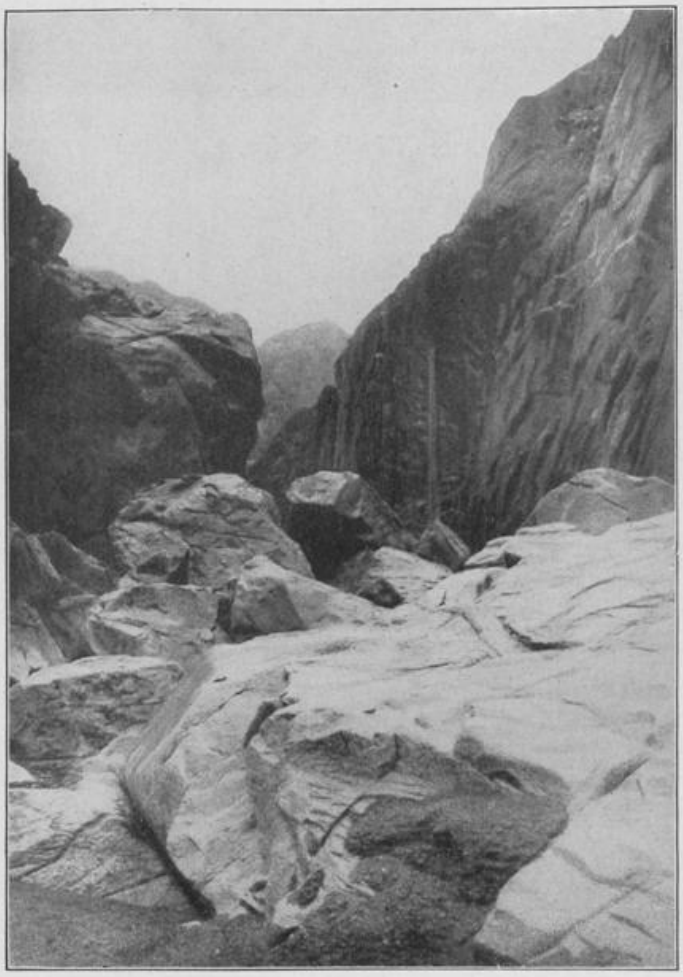
Kirgisen wandern in den Gebirgen im Südwesten, Westen und wieder in der Gegend von Barköl, Ḳazaḳḳirgisen kommen hauptsächlich in der Gegend von Aqsu und Ütsch-Turfan vor. Hier und da, z. B. bei Chotän, Keria und Kaschghar, finden sich Siedlungen von Leuten, die Abdāl genannt werden und sich zwar der osttürkischen Sprache bedienen, aber einige Wörter unbekannter Herkunft benutzen. Ihre gesellschaftliche Stellung ist an manchen Orten schlecht. Außerdem gibt es zahlreiche Kolonien fremder Kaufleute in den großen Städten, wo sie von einem Konsularagenten (aqsaqal) beaufsichtigt werden. Es sind Afghanen (meist aus Swāt und Badschaur aber auch schiitische Pathanen aus Multan), Kaschmirer, Balti, Ladaki, Arghuns (Mischlinge von Osttürken mit Ladakis), Türken aus Taschkänd, Andidschan, Samarkand usw. gemeinhin als „Andidschaner" (andidschanlyḳ) bezeichnet, und Hindus, meist aus Shikarpur. Letztere sind die widerwärtigsten Wucherer, die man sich vorstellen kann.

Einige Juden aus Buchara kommen ebenfalls vor. Es sind gut aussehende Leute, deren Äußeres und Wesen sie vorteilhaft von manchen Aschkenaz-Juden unterscheidet. Dennoch werden sie von den Muhammedanern verachtet.

Die Landesherren, die Chinesen — es sind alles Leute aus Hunan und Hupe — füllen die Ämter der Zivil- und Militärverwaltung; einige Großkaufleute und zahlreiche Kleinhändler, einige Handwerker, Fuhrleute usw. sowie die Soldaten gehören ebenfalls diesem Volke an. Leider gibt es auch sehr unangenehme und zuweilen gefährliche Leute unter den sonst meist sehr achtungswerten Chinesen: es sind die wegen allerhand Vergehungen auf weite Entfernungen verbannten Verbrecher (tschämpän), die in den Städten als Diebe, Spieler, Kuppler u. dgl. ein unstetes Leben führen.

Die Osttürken sind eine Mischrasse, deren oft europäisches Aus-

Rasthaus nördlich von Urumtschi



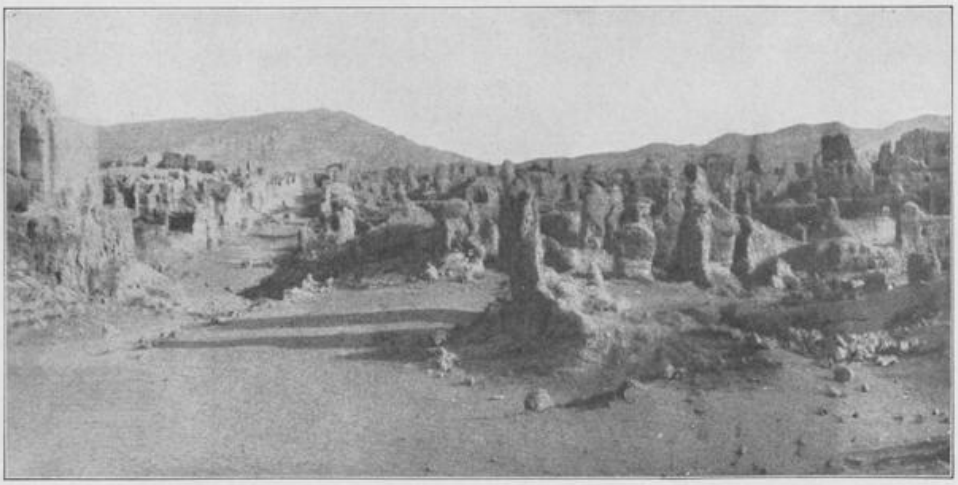
Gefährlicher Paß bei Aighyr Bulak zwischen Toksun und Karaschahr

v. Le Coq, Turfan.

Tafel 2

Moschee des Amin Chodscha (ca. 1760) bei Turfan

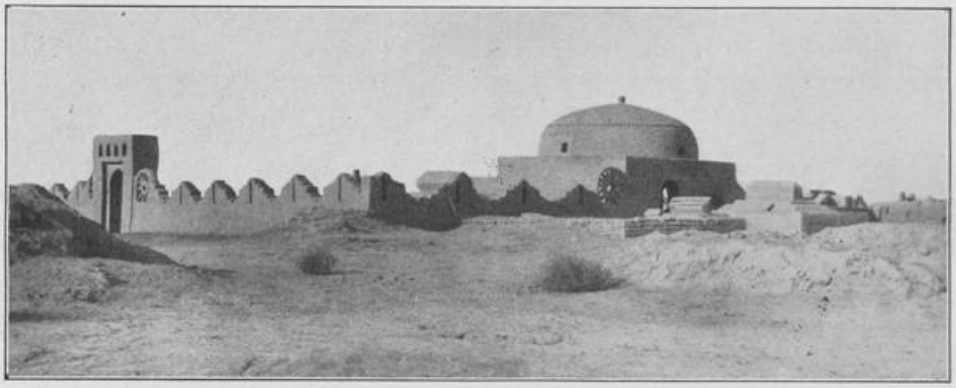
Straße in Urumtschi mit Hinrichtungsapparat



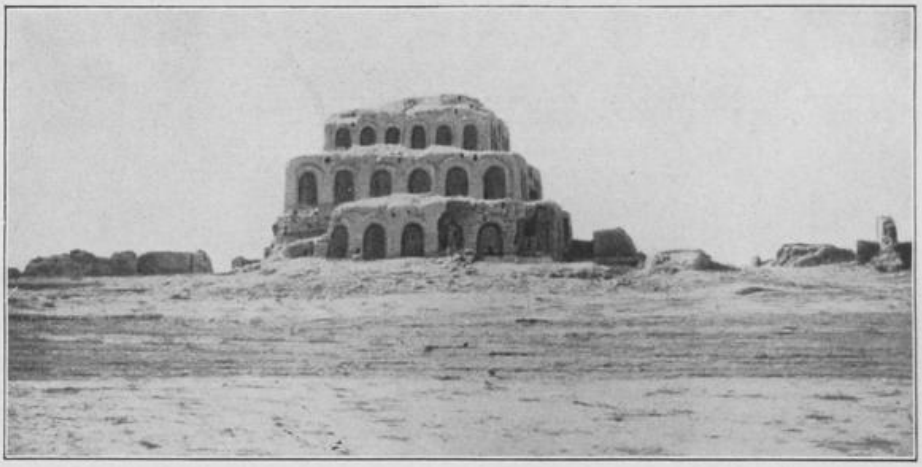
Straße in der Ruinenstadt Yar-choto bei Turfan

Höhlentempel in einer Lößklippe bei Yar-choto

Tafel 4



Mohammedanisches Grab mit buddhistischem Radsymbol bei Turfan



Buddhistische Stufenpyramide in der alten Stadt Chotscho

Ansicht in der Ruinenstadt Chotscho, vorn Baumwollfelder

sehen allen Reisenden aufgefallen ist. Helle, selbst blaue, Augen kommen zuweilen vor und viele Männer würden, in europäischer Kleidung in keiner europäischen Stadt auffallen. Neben diesem seltneren europäischen Typ tritt ein anderer auf, den eine große, schlanke Figur, voller Bartwuchs, aquiline Züge, große ausdrucksvolle Augen und ein gelblicher Teint auszeichnet, es ist ein persischer Typ. Das dritte Element ist das ostasiatische, und neben diesen drei Typen gibt es unzählige Mischformen. Man kann die Bevölkerung in der Hauptsache als türkisierte Bergiranier bezeichnen.

Die Sprache ist ein schönes, im Osten ziemlich reines türkisches Idiom mit wunderbaren Möglichkeiten der Nüancierung des Ausdrucks. Wer sich mit ihr beschäftigt, muß jenem osttürkischen Spruchwort beipflichten, welches besagt: „Arabisch ist Wissenschaft; Persisch ist Zucker; Hindi ist Salz; Turki ist Kunst".

Man muß dem Studium der türkischen Sprachen bei uns größere Aufmerksamkeit schenken. Sie sind von hohem Interesse für den Linguisten — der Reisende, der die Wandlungen der verschiedenen Dialekte kennt, wird unschwer mit seiner Kenntnis des Türkischen etwa von Bosnien ausgehend, durch ganz Mittelasien bis nach Peking sich verständlich machen können.

Auf den Reisen durch Rußland, selbst in den großen Hotels in Moskau, fand ich, daß alle Kellner Türken waren (der russische Kellner würde bestellte Getränke kaum unberührt abliefern!), denen ich, des Russischen unkundig, leicht meine Wünsche klar machen konnte.

Im Westen dringt das Arabische, durch die muhammedanische Religion, immer mehr ein. Auch persische Lehnworte sind häufig. Im Osten sind diese weniger im Gebrauch; dafür findet man eine, nicht sehr große Anzahl chinesischer Ausdrücke für manche Gegenstände des täglichen Gebrauchs.

Die Kultur dieses harmlosen, fleißigen, gescheiten und liebenswürdigen Volkes ist heute noch, wie es auch in der alten Zeit der Fall war, durchaus westländisch. Die Kultur des Islam, der erst spät ins Land gekommen ist (10. Jahrhundert) und die blühende und entwicklungsfähige alte buddhistische Kultur vernichtet hat, wurzelt in der Hauptsache in der Spätantike.

Leider geht durch die Berührung mit Europa und besonders durch die natürlichen Beziehungen zu dem Nachbarstaat Rußland alles allmählich zugrunde, was von schönem Kunstgewerbe sich aus älteren Zeiten herübergerettet hatte. So verschwinden langsam die zum Teil sehr schön gemusterten Teppiche („Samarkand"-Teppiche) die besonders in Chotän und Umgebung hergestellt wurden.

Ebenso ist die Kunst, Filze mit in verschiedenen Farben eingelegten, höchst merkwürdigen, fast an mykenische Vorbilder erinnernde Muster herzustellen, fast vollständig verloren gegangen.

Auch die Seidenfabrikate und die oftmals sehr geschmackvollen Stickarbeiten verschlechtern sich. Die berühmten Gefäße aus Kupfer und verzinntem Messing, die früher mit großer Meisterschaft besonders in Yarkänd und Chotän hergestellt wurden, sind nicht mehr zu finden. Die Brettchenweberei, einst fähig, wirklich schöne, gemusterte Gürtelbänder u. dgl. herzustellen, beschränkt sich heute auf die Herstellung von einfachen weißen Baumwollbändern für Zügel und anderes Pferdegeschirr.

Die Architektur der Privathäuser folgt iranischen Vorbildern; die Moscheen gleichen denen Ostpersiens.

Die geistige Bildung ist gering und beschränkt sich meist auf eine gewisse Kenntnis der Schrift. Rechnen können die Leute aber fast alle, wobei sie sich der Kupfermünzen als Hilfsmittel bedienen.

Im ganzen Lande gibt es heute keine einzige Druckerei mehr.

Dafür sind die meisten Osttürken geborene Kaufleute und fleißige und geschickte Ackerbauer. Wenn gute Schulen vorhanden wären, würden die Leute ganz bestimmt schnell in die Höhe kommen, denn die geistigen Anlagen sind außergewöhnlich gut.

Der Hauptfehler des Volkes ist eine sehr ausgesprochene Sinnlichkeit, die allen Klassen anhaftet, und, neben Habsucht, eine gewisse Verlogenheit, wie man sie oft bei unterworfenen Völkern antrifft.

Und — so milde dies Völkchen (es zählt kaum mehr als eine Million Köpfe) meistens ist — wenn erregt, sind diese Menschen doch gräßlicher Grausamkeit fähig.

So wurde mir berichtet, daß ein Wirt in einem der Wüsten-Rasthäuser zwischen Komul und Gu-čeng, auf dem Wege nach Urumtschi, Reisende gewohnheitsmäßig ermordet und beraubt habe. Der Verdacht verdichtete sich, und eine Anzahl Leute vereinte sich, um den Fall zu untersuchen. Der Wirt wurde überfallen und gefesselt. Im Lößboden des Hofes fand man in Löchern eine Menge mumifizierter Leichen Ermordeter!

Die Rache war furchtbar. Der Mörder wurde entkleidet und mit Holznägeln auf dem getretenen Lößboden des Hofs gekreuzigt. Dann nahm man einen Topf und eine lebende Ratte und band den Topf, die Ratte darunter, auf den Bauch des Mörders fest. So lag er in der unbarmherzigen Sonne. Die Ratte fraß sich ihren Weg durch sein Fleisch, und Blutverlust und Sonne töteten langsam den Delinquenten. Freilich kann dies auch ein Stück chinesischer Justiz gewesen sein.

Reise der II. Expedition nach Turfan-Karachodscha

Die deutschen „Turfan"-Expeditionen, so genannt nach ihrem ersten Arbeitsfelde, der Oase von Turfan in Ostturkistan, sind im Museum für Völkerkunde zu Berlin entstanden. Sie konnten auch in keinem anderen Institut entstehen, denn nirgends sonst ist es möglich, sich die Kenntnisse zu erwerben, die zum Planen einer solchen Aufgabe nötig sind. Es ist das bleibende Verdienst Albert Grünwedels, des Leiters der indischen Abteilung und seines Assistenten, F. W. K. Müllers[1], die Zusammenhänge zwischen der buddhistischen Kunst Ostasiens und der hellenistischen Antike erkannt und den Weg gefunden zu haben, auf dem diese Verbindung sich vollzogen hat.

Grünwedels Buch „Die buddhistische Kunst in Indien" ist das grundlegende Werk. Er wies nach, wie die Typen der hellenistischen Kunst in Nordost-Afghanistan, dem alten Baktrien, und in Nordwest-Indien (Gandhāra), von den Buddhisten in der Zeit etwa von Christi Geburt zur Schaffung ihrer Heiligen- und Göttergestalten unter Umdeutung verwendet worden sind. Der Buddhismus ging dann über den Pamir und, später, über den Karakoram-Paß nach Ostturkistan und erreichte allmählich China, Korea und Japan.

Grünwedel folgerte ganz richtig, daß die Verbindungsglieder zwischen den hellenistischen und ostasiatischen Typen in Chinesisch-Turkistan zu suchen seien, und aus diesen Erwägungen heraus plante er eine Expedition in diese so abgelegenen und unzugänglichen Gegenden. Chinesisch-Turkistan genoß eines schlechten Rufes. Die Bevölkerung galt für feindselig, ihre chinesischen Herren wünschten Europäer fernzuhalten. Die Völkerschaften an den Grenzen sind überall verräterisch und grausam. Eine ganze Anzahl der wenigen Europäer, die das Land besucht haben, hat dort oder im Grenzland ihren Tod durch Mord gefunden. So starb Adolf von

---

1 Später Direktor der Ostasiatischen Abteilung des Museums und berühmt durch die Feststellung und Übersetzung der manichäischen und soghdischen, und durch seine nicht minder genialen Arbeiten in der frühtürkischen Literatur.

Schlagintweit im Jahre 1857 zu Kaschgar, so starb der Schotte Dalgleish, der Engländer Hayward und noch Ende des vorigen Jahrhunderts der Franzose Dutreuil de Rhins. Aus diesem Grunde wurde die Ausführung einer solchen Expedition verschoben.

Es war Sven Hedin, der durch seine kühnen, epochemachenden Reisen in Ostturkistan den Beweis erbrachte, daß es möglich sei, ungefährdet das Land zu durchqueren, und als der englische Reisende Marc Aurel Stein im Jahre 1901 für die anglo-indische Regierung seine gelungene Forschung in der Gegend von Chotän (im Südwesten des Landes) ausgeführt und auf dem Hamburger Orientalisten-Kongreß über seine Funde berichtet hatte, wurde in Berlin die Expedition beschlossen. Grünwedel und Dr. Georg Huth, F. W. K. Müllers Assistent, brachten aus privaten Mitteln die notwendigen Gelder auf. Ein großer Teil wurde von Herrn Friedrich Krupp, einem der großen Gönner unserer Expeditionen, gestiftet. Dr. G. Huth hat sich um die Beschaffung dieser Mittel, und später durch seine Bemühungen, Grünwedel zur Ausführung seines Planes anzuhalten, große Verdienste erworben. Es ist zu beklagen, daß der junge Gelehrte ein Opfer seines Eifers geworden ist: er starb einige Zeit nach seiner Heimkehr infolge der ausgestandenen Anstrengungen und Entbehrungen. Nachdem sie in der Person des Herrn Theodor Bartus einen passenden Reisebegleiter gefunden hatten, begaben sie sich auf den Weg. Die Persönlichkeit des Herrn Bartus verdient einige kurze Bemerkungen.

Zu Lassan in Pommern als Sohn eines Webermeisters geboren, wurde er Matrose auf einem Segelschiff und legte das Steuermannexamen ab, nachdem er viele Jahre auf der See zugebracht hatte. Eine Zeitlang war er Squatter im australischen Busch, wo er das Reiten außergewöhnlich gut erlernt hat, während seine vielen Matrosenjahre auf Segelschiffen ihn mit allen Künsten des Schneiderns, Segelmachens, Schusterns, Schmiedens, Tischlerns, kurz, mit allen Handfertigkeiten, die ein richtiger Segelschiffsmatrose braucht, auf das Beste vertraut gemacht hatten. Er mußte während eines Besuchs in Deutschland im Museum eine Stellung annehmen, da der Bankerott seiner Bank in Melbourne ihn plötzlich seiner Ersparnisse beraubte. Die Gegenwart dieses findigen, äußerst kräftigen und beherzten Mannes hat wesentlich zum Erfolg nicht nur der ersten, sondern aller 4 Expeditionen beigetragen. Besonders zu loben ist der Eifer und die aufopfernde Hingabe, mit der Herr Bartus sich seiner anstrengenden, aber ihn, genau wie die beteiligten Gelehrten, fesselnden Arbeit widmete; in allen den vielen Monaten, die wir an den Arbeitsplätzen zubrachten, arbeiteten wir

stets vom Sonnenaufgang bis Untergang und ohne jeden Feiertag. Feiertage waren nur jene Tage — und Wochen —, die wir zu Pferd zubringen mußten, um die großen Entfernungen zwischen unseren verschiedenen Arbeitsfeldern zurückzulegen.

Bei Grünwedels Rückkehr im Juli 1903 erregten seine Funde, die in der Hauptsache aus einer großen Anzahl kostbarer Handschriften und einigen wenigen, aber vortrefflichen Wandgemälden, Skulpturen usw. bestanden, das größte Aufsehen. (Taf. 12.) Es wurde der Nachweis erbracht, daß Ostturkistan bis zum 8. Jahrhundert unserer Zeitrechnung keineswegs ein türkisches Land war, sondern vielmehr, daß im Norden iranische Völkerschaften und sogar ein Volk europäischer Zunge, die Tocharer, im Südwesten andere Iranier und am ganzen Südrand bis zum Lobnor eine indische Völkerschaft, gewohnt haben. Trotz der Abgelegenheit des Landes fand ein ungeheurer Verkehr statt; die Seidenstraßen, auf denen die Waren Chinas gegen die Indiens, Persiens und des römischen Orients ausgetauscht wurden, zogen sich im Norden und im Süden durch das Land, und überall in den Städten saßen Kolonien fleißiger Kaufleute aus allen Ländern des Ostens.

So erklärt es sich, daß unsere Expeditionen im ganzen 17 verschiedene Sprachen in 24 verschiedenen Schriftarten nach Berlin gebracht haben. Alle diese Schriften sind in Berlin entziffert worden und fast alle wurden nach der Entzifferung der Schrift studiert, ihr Charakter festgestellt und der Inhalt der Schriften übersetzt.

Dieser Inhalt war fast immer religiöser Art, und zwar war die Hauptreligion des Landes der Buddhismus, während hier und da kleine Gemeinden syrischer (nestorianischer) Christen und im Osten Manichäer zu finden waren.

Die merkwürdige Religion des Mani, welche trotz ihrer zeitweilig großen Verbreitung in Südeuropa, Westasien und Nordafrika, durch den Haß der Christen und der Mohammedaner dort bis auf die letzte Spur ausgerottet worden ist, hat sich in Ostturkistan gehalten. Die türkischen Uighuren eroberten nämlich um die Mitte des 8. Jahrhunderts die östlichen Bezirke (Turfan). Ihre Könige nahmen den Manichäismus an, und in den Tempeln der Oase von Turfan fanden wir zahlreiche Reste der manichäischen religiösen Literatur in persischen Dialekten und in frühtürkischer Sprache.

Infolge der Bedeutung dieser Funde wurde ein Komitee ins Leben gerufen, welches eine neue Expedition in dieses gelobte Land der Archäologie entsenden sollte. Die Hauptpersonen waren Pischel, der Sanskritist, und Eduard Meyer, der Historiker der Ber-

liner Universität, sowie die Professoren F. W. K. Müller, Sachau und andere. In kurzer Zeit gelang es, die für eine neue Reise nötigen 32 000 Mark zusammen zu bringen und zwar war es wieder Herr Friedrich Krupp, der einen bedeutenden Beitrag spendete, während etwa ein Drittel durch das unseren Bestrebungen stets geneigte Wohlwollen Sr. Majestät des Kaisers aufgebracht wurde. Die Leitung dieser 2. Expedition wurde mir übertragen, und nach kurzer Vorbereitung verließ ich Berlin in Begleitung des Technikers, Herrn Bartus, um zunächst Petersburg zu besuchen. Dort nahmen wir Fühlung mit den Gelehrten der russischen Akademie, die uns mit Pässen und Empfehlungen unterstützten, worauf wir uns mit unserem Gepäck nach Moskau begaben, um von dort mit der sibirischen Bahn nach Omsk zu gelangen.

In Moskau fingen die Schwierigkeiten an. Als ich mit Herrn Bartus und unseren vielen Kisten — es waren 84 Pud (zu 16 Ko.) —, zur Bahn kam, — wir wollten den train de luxe, den Orientzug nach Peking, benutzen, — erregte das Gewicht meines Gepäcks den Unwillen des Stationschefs. Er sagte: „Sie kommen hier mit 2 Billets 1. Klasse und Sie bringen 84 Pud Gepäck; Sie können soundsoviel Kilo auf die Karte mitnehmen und das übrige bleibt hier; ich müßte sonst einen Wagen anhängen, das geht nicht, es muß eben hier bleiben." Ich sah, worauf es ankam und nahm eine 50-Rubelnote in meine Hand die ich auf den Rücken hielt, und sanft mit diesem Schein wedelnd, ging ich mehrmals an dem Cerberus vorbei. Als ich drei- oder viermal vorbeigegangen war, fehlte der Schein und der Stationschef sagte: „Nun, man wird machen." Und richtig, „man hat gemacht" und unser Gepäck war geborgen. Der Zug war vollständig besetzt mit russischen Offizieren aller Waffengattungen, die sich auf den japanischen Kriegsschauplatz begaben. Sie entsprachen nur in einzelnen Personen der Vorstellung, die wir von Offizieren haben. Nach 5 Tagen langten wir in Omsk an.

In Omsk hatten wir das Glück, gerade noch zur rechten Zeit zu kommen, um das Irtysch-Boot zu erreichen, welches uns nach Semipalatinsk führte. Hier — es ist ein schauderhaftes Nest — machten wir die Bekanntschaft typisch russischer Verkehrsmittel, nämlich des Tarantaß und der Telega. Der Tarantaß besteht aus zwei durch eine Anzahl junger, federnder Birkenstämmchen miteinander verbundener Räderpaare. Auf diese Birkenstämmchen wird die schwerfällige Kutsche gesetzt, in der man sein Gepäck verstaut und darüber Matratzen ausbreitet, so daß man in liegender Stellung reist. Die Telega ist ein flaches, etwa muldenartig ge-

bautes Lastfuhrwerk, welches meines Erachtens sehr unpraktisch ist und mit dem wir sehr viel Ärger erleben mußten. Wir kauften einen Tarantaß und vier Telegen und fuhren los. Die Kutscher waren samt und sonders Kirgisen; sie hatten die unangenehme Eigenschaft, wenn sie in eine Poststation einfuhren, die abgetriebenen Pferde mit Peitschenhieben zu einem Galopp anzutreiben, so daß wir regelmäßig unter großem Hallo, von Staub überschüttet, in die Station einfuhren.

Eine besondere Unannehmlichkeit war, daß die Achsen der Telegen häufig Feuer fingen und zu brennen begannen, so daß wir genötigt waren zu halten und den Brand, da kein Wasser vorhanden war, mit Sand zu löschen, was die Kirgisen ausgezeichnet verstanden.

Es ist wichtig, auf solchen Reisen für Tarantaß und Telega Reserveachsen mitzunehmen, besonders eiserne sind zu empfehlen, weil sie nicht brechen; sie haben aber den Nachteil, heiß zu werden und einen Achsenbrand noch schneller als die hölzernen hervorzurufen.

Wir fuhren Tag und Nacht und legten infolgedessen die Strecke zur chinesischen Grenze in acht Tagen und Nächten zurück.

Es war Oktober und nachts wurde die Kälte ziemlich empfindlich. Wir hatten uns aber in Semipalatinsk mit russischen Pelzen versehen, so daß wir unter der Kälte nicht zu leiden hatten. Dagegen war das erste Erwachen im Tarantaß sehr spaßhaft. Herr Bartus sah mich, ich sah Herrn Bartus an, und wie aus einem Munde erscholl die Frage: „Mein Gott, wie sehen Sie denn aus?“ Diese Pelze nämlich färbten ab, und Herr Bartus sowohl wie ich begrüßten uns am nächsten Morgen als leibhaftige Neger. Übrigens war die Farbe auf unseren Händen und Gesichtern beständiger als auf den Pelzen.

Die sibirische Landschaft ist über die Maßen traurig und abstoßend; weite Ebenen, nur hier und da durch ärmliche Birkenwäldchen unterbrochen, träge, unschöne Ströme, dafür aber große Fruchtbarkeit, so daß Fleisch und Mehl zu unglaublich billigen Preisen verkauft werden können.

Merkwürdig war an einzelnen Stellen der Steppe das ungemein häufige Auftreten von großen Raubvögeln. Wir sahen von weitem schon die kahlen Flächen mit großen, braunen, sich bewegenden Klumpen bedeckt, deren Wesensart wir zunächst nicht begreifen konnten, die aber, als wir uns näherten, aufflogen und als große Raubvögel erkannt wurden; die Kirgisen sagten, es seien Adler.

Die russischen Poststationen, auf denen wir die Pferde zu wech-

seln pflegten, um sofort weiterzureisen — wir fuhren Tag und Nacht — sind sehr primitiv. Man kann in ihnen nichts erhalten als Brot, Zucker und Tee, so daß wir, da wir auf russischem Gebiet unsere Expeditionskisten der Verzollung halber nicht öffnen durften, von dieser einfachen Kost leben mußten.

Endlich erreichten wir die russische Grenzstation Bachty und überschritten die chinesische Grenze, wo wir in dem Grenzort Tschugutschak vom russischen Konsul bewillkommnet und im Konsulat untergebracht wurden.

Hier mußten die chinesischen Pässe vorgelegt und die Karawane zum Weitermarsch nach Urumtschi gemietet werden. Alle diese Vorbereitungen erforderten geraume Zeit, so daß wir anfingen zu fürchten, die Witterung würde uns den Übergang über die Pässe nach Turfan nicht mehr gestatten. Endlich bekamen wir die Pferde. Sie waren teuer; viel teurer, glaube ich, als wenn wir sie uns selbst besorgt hätten, aber endlich zogen wir im Tarantaß mit 4 Telegen und einer Anzahl Lastponys in die Berge.

Kaum waren wir indes ins Gebirge gelangt, als unser Tarantaß ein Rad durch Bruch verlor. Die Kutscher halfen sich auf einfache Weise; sie schlugen den ersten besten Birkenbaum ab, beraubten ihn seiner Äste und brachten ihn, schräg nach hinten gerichtet, an der Achse an. Er bog sich so, daß er eine Art Schlittenkufe wurde.

So zogen wir weiter, bis die Wege immer schlechter wurden und unsere Telegen, die ziemlich schwer beladen waren, fortwährend umfielen. Wir mußten dann Halt machen, die Kisten aus dem manchmal sumpfigen Boden wieder herauslesen und von neuem aufladen.

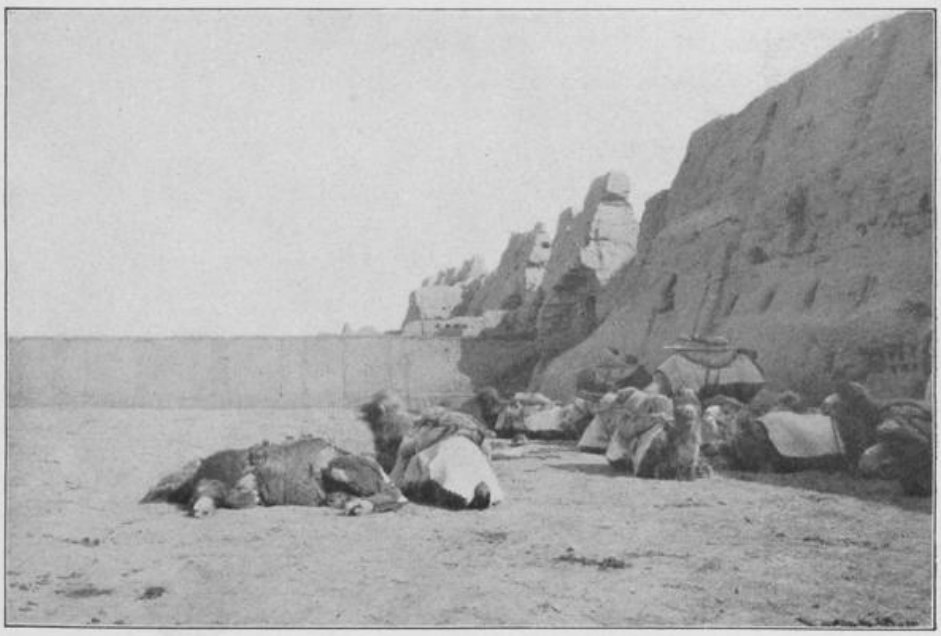
Als dies zum fünften Male passierte, wurde ich der Sache überdrüssig. Wir waren gerade bei der Station Dörbüldschin angelangt, wo viele Mongolen sich aufhielten. Hier kauften wir ein Paar prächtige, mongolische Reitpferde, Schimmel, entlasteten die Telegen dadurch, daß wir einen Teil des Gepäcks in den Tarantaß einluden und begleiteten die Karawane zu Pferd.

Nun fing eine recht unangenehme Zeit für mich an. Der Konsul hatte uns nämlich gesagt, wir müßten uns sehr in acht nehmen, Mongolen und Kirgisen bekämpften sich gegenseitig und das Land sei durch die herumziehenden Banden gefährdet.

An einer Station, Yamatu, fanden wir tatsächlich eine Kirgisenfrau mit ihren Kindern, die einzigen Überlebenden einer ganzen Siedlung, die von Mongolen überfallen worden war.

Ich hatte, da wir geglaubt hatten, daß die Reise wirklich nicht

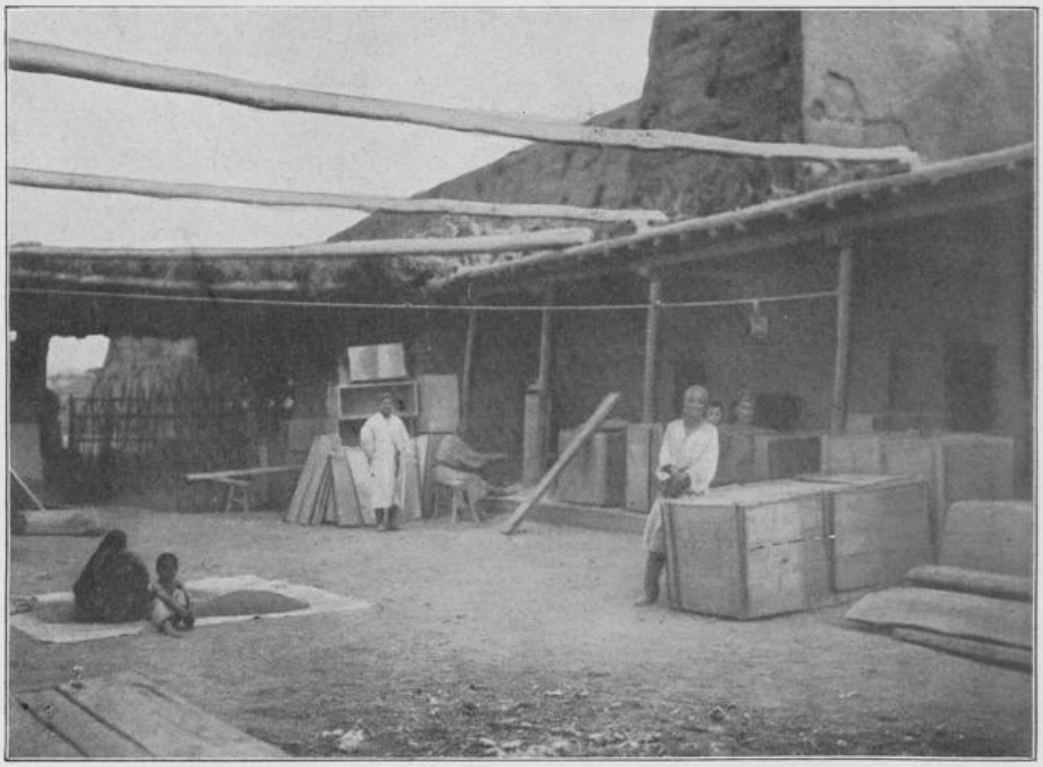
Ruine mit iranischen Gewölben, Chotscho



Mauer der alten Stadt, Chotscho, mit unseren Lastkamelen

Tafel 6

Besuch des Wang von Luk-Tschun



Unsere Wohnung in Kara — Chodscha, 1905

ungefährlich sei, die Torheit begangen, 12000 Rubel in Gold in Lederbeuteln auf der Brust zu tragen. Sie drückten schon im Tarantaß tüchtig, aber als ich zu reiten begann — mein Schimmel war ein Hochtraber —, wurde der Druck so unerträglich, daß ich schon nach drei Tagen das Reiten aufgeben mußte. Das Geld wurde also in einen Kasten getan, aufgeladen und ich saß mit meinem Mauser-Karabiner oben auf der Telege. Von dem Unbehagen der Reise in diesen federlosen, plumpen Fahrzeugen auf schlechten Wegen, kann man sich keine Vorstellung machen.

Die Reise ging durch ein wildes Gebirgsland, wo wir häufig Wölfe, zuweilen auch Großhornschafe ganz nahe am Wege sahen. Überall schackern Elstern; dieser Vogel, den wir in Turfan kaum je erblickten, ist hier überaus häufig.

Es war ein seltsamer Anblick, an den Bergen emporzuschauen und dort, in der Höhe, zu sehen, wie auf schwindelnden Pfaden die Kalmücken oder Kirgisen umhergaloppierten oder ihre Herden einhertrieben.

Die Hunde dieser Hirtenvölker bilden oft eine Gefahr. Es sind große starke und wilde Bestien, die dem Europäer abhold sind. Nähert man sich dem Lager, so ist es gut, nochoi! nochoi! (Hund! Hund!) zu rufen; dann kommt jemand aus einer Jurte und verscheucht die wütende Schar bissiger Köter mit schweren Knutenhieben.

Traurig war es, ganze Gegenden verlassener Kulturzone passieren zu müssen, und wieder und wieder durch die Ruinen zerstörter großer Flecken zu reiten; es sind die von den Tunganen während der Kriege des Yakub Bäk zerstörten Ortschaften der chinesischen oder türkischen Einwohner, oder umgekehrt, denn damals waren die Hände aller gegen alle.

So kamen wir in 16 Tagen in Urumtschi an. Diese Stadt heißt mit ihrem chinesischen Namen Di-hwa und zuweilen auch Chungmiao-dze, nach einem wunderbar romantisch auf einem Felsen gelegenen chinesischen Tempelchen in der nahen Umgebung. Es ist ein großer Handelsplatz und der Sitz des Vizekönigs (fu-tai, šüngfu). Früher war Urumtschi einer der drei Münzplätze des Landes. Die anderen beiden waren Aksu und Kaschghar. Im Jahre 1913 wurden Münzen nur noch in Kaschghar geprägt.

Urumtschi wird zum Teil von Osttürken, zum großen Teil aber von Tunganen (chinesisch-redenden Mohammedanern) und von Chinesen bewohnt. Die Tunganen sind hier noch weniger angenehm, als sie es anderen Orts sind.

In Urumtschi standen zahlreiche chinesische Truppen. Es war

die Zeit, als die Japaner die Russen fortwährend schlugen, und es hätte wenig gefehlt, daß die Chinesen in Rußland eingefallen wären. Sie hätten ohne Zweifel ganz Sibirien ohne weiteres besetzen können.

Die Russen in Urumtschi taten nichts, um die Chinesen zu begütigen. Im Gegenteil, wenn der Konsul ausritt, so geschah es in einer offenen Kalesche, 20 Kosaken vorn, 20 Kosaken hinten; wer ihnen in den Weg kam und nicht schleunigst beiseite sprang, erhielt die Peitsche über Gesicht, Schultern oder wo es gerade hintraf, in der rücksichtslosesten Weise. Ich machte, nachdem ich den Konsul kennengelernt, bescheidene Vorstellungen, erhielt aber zur Antwort, daß ich nicht wüßte, wie man mit diesen Leuten umgehen müsse.

In der Stadt befinden sich einige schöne chinesische Gebäude, die Geheimgesellschaften gehören.

Die Befestigungen sind die in China üblichen, und in den Straßen sieht man hauptsächlich das Leben einer chinesischen Stadt. Sehr unangenehm berührte mich der Anblick eines chinesischen Hinrichtungsinstrumentes, welches in der Hauptstraße aufgestellt war. Es war ein Käfig, in dem ein zum Tode Verurteilter auf einem beweglichen Fußbrett stand. Sein Kopf war zwischen Brettern festgeklemmt. Täglich wurde das Fußbrett etwas weiter nach unten verlegt, so daß der Hals des Unglücklichen langsam länger gezogen wurde, bis schließlich, es soll acht Tage dauern, der Tod eintritt. Mein türkischer Diener nannte den Apparat einfach „kapäs" (Käfig), von ar. „kafas". Radloff nennt ihn „Chochandschan", was ich nicht verifizieren konnte. (s. Taf. 2.)

Neben diesem barbarischen Apparat wälzt sich der Verkehr einher und ein Melonenhändler verkauft dort seine saftigen Früchte, ohne durch das Elend dieses Nachbarn sich stören zu lassen.

Wir kamen in das russische Konsulat und wurden dort, besonders von Herrn Dr. Kochanowskij, sehr liebenswürdig empfangen. Die chinesischen Pässe mußten vorgelegt werden; wir waren auch genötigt, dem Vizekönig unsere Aufwartung zu machen.

Er lud uns in das Yamen (Regierungsgebäude) ein, wo wir ein Diner von 86 Gängen über uns ergehen lassen mußten. Vorher aber fand ein Defilier-Cour der mandschurischen Beamten statt. Alle diese Würdenträger gingen in einer Art Trabschritt in langer Reihe an dem Sitze des Vizekönigs vorbei. Wenn sie an ihm vorbeikamen, beugten sie ein Knie und griffen mit der rechten Hand zur Erde.

Diese erste Begegnung mit dem abgezirkelten Ceremoniell, den kostbaren Gewändern und dem würdevollen Auftreten der Leute

brachte mir die Kultur des alten China handgreiflich vor Augen und machte einen großen Eindruck auf mich.

Weniger die Speisen, die ich niemals schätzen gelernt habe. Hinter mir stand mein türkischer Diener, der mir fortwährend zuraunte: „yēmänglär, tūräm, yēmänglär!“ („Essen Sie nicht, mein Fürst! Essen Sie nicht!“). Ich fand, daß die Gerichte, vor denen ich gewarnt wurde, entweder Schwein oder Ente waren, vor welch' letzterem Vogel, wenn von Chinesen zubereitet, die Türken einen heiligen Abscheu zeigen.

Wir erschienen im Frack und Zylinder, was bei dem furchtbaren Staub, der in diesen Gegenden immer die Luft erfüllt, nicht geraten war. Aber die Chinesen empfanden es als eine Aufmerksamkeit. Wir brachten jedoch so viel Staub mit nach Hause, daß man eine kleine Plantage auf Zylinder und Frack hätte erwachsen lassen können.

Nach wenigen Tagen empfahlen wir uns und traten die Reise nach Turfan an.

Nachdem wir das Gebirge durchquert hatten, stiegen wir in die merkwürdige Niederung von Turfan herab, welche, nach dem amerikanischen Geographen Ellsworth Huntington, zum Teil 100 m und mehr unter dem Meeresspiegel liegt.

Sie ist umgeben von kahlen roten Hügeln von seltsamer Zerrissenheit; die Namen dieser Höhenzüge, Kum Tāgh oder Sandgebirge, Tschöl Tāgh, oder Wüstengebirge, bezeichnen deutlich den Charakter dieser Berggegenden.

In diese Depression sendet die mittelasiatische Sonne ihre unbarmherzigen Strahlen. Das rote Gestein sammelt sie und gibt sie bei Sonnenuntergang wieder ab. Kein Wunder, daß hier eine tropische Hitze herrscht — unser Thermometer verzeichnete oft 130° Fahrenheit — und daß die Türken diese Oase bezeichnen als „Turkistan ning Hindustani“, das Hindustan Turkistans!

Um der Hitze zu entgehen, haben die wohlhabenderen Einwohner von Turfan unterirdische Gemächer, wo die Temperatur allerdings erheblich niedriger ist als im übrigen Haus. Der Aufenthalt in diesen Räumen ist aber — mir wenigstens — immer unerträglich gewesen, denn die Luft drückte mich gewissermaßen und zahlreiche Moskitos und Sandfliegen plagten jeden, der dort zu ruhen versuchte.

Das Ungeziefer spielt hier eine große Rolle. Es gibt Skorpione, die sehr empfindlich stechen und ferner eine große Spinnenart, die trotz eines taubeneigroßen, haarigen Körpers mit ihren langen, haarigen Beinen große Sätze auszuführen vermag. Sie hat große

KARTE
DER BUDDHISTISCHEN
RUINENSTÄTTEN BEI TURFAN
neu entworfen von
ALBERT HERRMANN
Maßstab 1:600000.
Hauptwege mit Telegraph
andere Wege
ummauerte Städte
Dörfer, Halteplätze
Befestigungen
heutige untere Siedelungsgrenze
alte Siedelungen
Ruinenhügel (nach A. Stein)
buddhistische Höhlenklöster
Türme aus Lehmziegel (Tura)
Höhen in Meter
Bogdo-ola-Kette
Kies-wüste
Qizil
TURFAN
Türkenstadt
Chinesenstadt
IDIQUT-ŠÄHRI
Salzsteppe
Salzpfanne
Kieswüste
Čöl-tāg
Sandwüste
Qum-tāg
wilde Kamele und Pferde
altes Fort Öi-tam
Toqsun
Kindik
Kindik-eyiz
Khitai yäri
Ta-tun
Astāna
Khoja Qara-khoja
Stadt Yaqub Beks
Lukčun-šähri
Yüz-kičik
Kičik-Čong-Hasar
Čong-Hasar
Qoš-dong
Digär
Qara-bulaq?
Khando (Han-tun)
Qizil-qum
Ačiq
Ft'čang
Sū-bāšī
Šinga
Čičan
Čalqān-yol
Yalyuz-tura
Qazma
Sui-pang
Kohlen-Bgw.
Turfan-kärīz
Gunšang
Congkhoman
Hasar-šähri (Bukänt?)
Qirγaq-bulaq
Qašqa-bulaq
Šähri-bulaq
Poqluq-tura
Bē-ğān-tura
Tura
Olpang-tura
Qaqšal-tura
Mängi-tura
Sapang
Yankht
Tüzlük
Lükčun
Yüz-kičik
Bāš-tam
Qara-kärīz
Yurmang
Nazär-bay
Čanbay
Mängutur
Qum-tāg
Kui-šu-kou
Sū-bāšī

Kiefern, mit denen sie ein knirschendes Geräusch hervorbringt und soll giftig sein. Ich habe aber nie erfahren, daß jemand von ihr gebissen worden sei.

Eine andere Spinne, sehr viel kleiner und schwarz gefärbt, ebenfalls haarig, wohnt in Erdlöchern. Sie wird außerordentlich gefürchtet und ihr Biß gilt für, wenn nicht tödlich, doch außerordentlich schwächend und gefährlich. Eine widerwärtige Plage waren die Schwaben. Sie waren gut daumenlang mit großen, roten Augen und langen Fühlern. Wenn man morgens erwachte und solch ein Tier einem auf der Nase saß, mit den großen Augen herabstierte und mit den Fühlern nach den Augen des Opfers suchte, so packte einen ein unwillkürlicher Ekel. Angstvoll ergriff man das Tier und zerquetschte es, worauf es einen höchst unangenehmen Geruch von sich gab.

Wanzen fehlten zum Glück, Flöhe kamen überall vor, waren aber nicht sehr aufdringlich. Dagegen ist die Laus das Haustier von ganz Turkistan und Tibet. Wir haben niemals unter diesem Ungeziefer zu leiden gehabt, da ich mich mit grauer Salbe versehen hatte. Die graue Quecksilber-Salbe wurde auf Löschpapier geschmiert, ein anderer Bogen Löschpapier darüber getan und dann das Doppelblatt, in lange Streifen geschnitten, in die äußeren Taschen unserer Kleider verteilt. In der Hitze verflüchtigt sich das Quecksilber und tötet Nisse und Läuse. Jeder Diener, den wir neu ins Lager aufnahmen, mußte sich erst mit Quecksilberseife waschen. Während dieses Vorganges wurden seine Kleider mit solchen Streifen Quecksilber-Löschpapiers zusammengerollt, in die Sonne gelegt. Bis der Mann mit seiner Waschung fertig war, waren unter den glutheißen Strahlen der Sonne und den Einflüssen des Quecksilbers sämtliche Läuse tot.

Der reiche Lößboden der Turfan-Oase trägt überall die üppigsten Ernten, wo ihm genügend Wasser zugeführt wird. Besonders berühmt sind die Melonen, Trauben und Granatäpfel.

Mais, Durra und ausgezeichnet guter Weizen gedeiht reichlich; letzterer soll zweimal im Jahre eine Ernte geben, angeblich von je 40—46 Korn für 1 Korn der Aussaat.

Auch Baumwolle von besonderer Güte wird hier kultiviert.

Aber zum Ackerbau ist in diesem Lande vor allem Wasser nötig. Freilich kommen einige Ströme geringer Größe von dem Höhenzug im Norden zu Tal. Ihre Wassermengen können indessen, da es fast nie regnet, nur einen Teil der Felder mit dem kostbaren Naß versehen, obwohl die Türken es verstehen, ohne jedes Meßinstrument und nur mit ihrer schweren, breiten Hacke (ketmän)

die Gräben, unter intelligentester Berechnung des Gefälles, so einzurichten, daß die äußerste Ausnutzung der vorhandenen Menge erzielt wird.

Diese staunenswerten Leistungen sind eine Folge tausendjähriger Übung und Erfahrung. Diese zeigt sich auch in einer höchst zweckmäßigen Einrichtung, die diese Leute benutzen, um die im Berge vorkommenden Quellen in die Ebene zu leiten.

Diese Kārīz (pers.) genannten Leitungen werden folgendermaßen hergestellt.

Nach Feststellung der genauen Lage der Quelle werden eine große Menge von Schächten in einer langen geraden Linie in dem ansteigenden Gelände angebracht. Diese Schächte sind oft sehr tief. Nach ihrer Fertigstellung werden sie unten durch einen Tunnel miteinander verbunden, die Quelle wird in den obersten Schacht geleitet, fließt durch den Tunnel und tritt, da dieser eine geringere Senkung als das ansteigende Gelände besitzt, an der gewünschten Stelle in die Ebene ein. Alle diese schwierigen Arbeiten führen die Leute ohne gelehrte Hilfsmittel aus.

Die ganze Gegend zwischen dem Gebirge und der Oase ist von solchen Kārīz durchzogen. Sie bilden für den des Nachts reitenden Fremden eine Gefahr, denn ihre kraterartigen Mündungen sind nie verschlossen.

Die Verteilung der Wasser ist Aufgabe des Mīrāb (Herr des Wassers, pers.). Man nennt ihn auch (türkisch) sū nung bägī, was dasselbe bedeutet, oder auch, wieder persisch, bārāndād oder Regenspender. Er muß regelrechte Register führen und man nimmt gewöhnlich nur die intelligentesten, redlichsten und wohlhabendsten Leute für dieses Amt.

Ob die Kārīz schon in der buddhistischen Periode im Gebrauch waren oder eine Einführung der neuen Zeit sind, wage ich nicht zu entscheiden. Jedenfalls werden noch immer solche Leitungen angelegt, und zur Zeit unseres Besuches in Komul legte ein Wasserbauer aus Turfan für den König (wang) von Komul dort einige Kārīz an.

Wie lohnend solche Kārīz sein können, geht aus einem mir bekannten Fall hervor. Der Wang von Luk-tschun hatte mit einem Aufwand von 70 yambu (zu je rund 380.— Mark) eine Anlage herstellen lassen, deren Ertrag ihm im ersten Jahre 60 yambu, im zweiten aber 80 brachte!

Vom Gebirge herabsteigend kamen wir zu einem merkwürdigen Tale, nach seinen großen, steilen Lößklippen (yār) die Yār-Schlucht genannt.

Hier vereinigen sich in sumpfigen Gelände zwei kleine Ströme; an ihren Ufern erheben sich die Klippen, welche in den steilen Wänden Höhlentempel, auf der horizontalen Oberfläche aber die Ruinen einer befestigten Stadt tragen. Diese Stadt, deren Straßensystem stellenweise noch recht gut zu erkennen ist, war eine Zeit lang die Hauptstadt des Uighurenreiches. Heute wird sie oft, halb türkisch, halb mongolisch, Yar-choto (Klippenstadt) genannt. Chinesisch hieß sie Kiao-ho. (s. Taf. 3.)

Von hier aus erreicht man zunächst die Muhammedaner-Stadt von Turfan. Wie es bei vielen der größeren Städte im Lande der Fall ist, findet sich in größerer oder geringerer Entfernung von der von den Türken bewohnten, mit Mauern und Türmen befestigten älteren Stadt die meist stärker befestigte Yangi-schahr oder Neustadt, die der chinesischen Garnison zum Aufenthalt dient, früher auch ein, nicht immer rettender, Zufluchtsort war.

Alle diese Städte ähneln sich untereinander sehr. Die Straßen ziehen sich entweder zwischen hohen Garten- oder Hofmauern einher — oft sind sie auch von fensterlosen Häusern eingefaßt — oder sie verbreitern sich und bilden eine Bazarstraße. Hier findet man Ladengebäude, ärmliche Lehmhäuschen mit einer Lehmplattform auf jeder Seite der Tür, um die Waren dort auszustellen. (vgl. Taf. 30.)

Um die allzu starke Wirkung der Sonnenstrahlen abzuhalten, sind rechts und links in die Straße Stämme von Pappel- oder Weidenbäumchen eingerammt, die ein Gerüst von starkem Rohr oder dünnen Zweigen tragen. Auf dies Gerüst werden Schilfbündel und dergleichen gelegt, so daß man im Schatten den Handelsgeschäften nachgehen kann.

Nach Überwindung der ca. 18 km zwischen Yārchoto und der Alten Stadt ritten wir unter großem Aufsehen der Bevölkerung dort ein. Auf allen Dächern drängten sich Weiber und Kinder und überall rief man „Uruss! Uruss! Uruss käldī!“ („Russen! Russen! Russen sind gekommen!“)

Aber bald änderte sich das Bild. Als wir durch den Bazar fuhren, wurde Bartus von einem Fleischer, einem riesengroßen Mann, der sich seiner von der ersten Reise her erinnerte, erkannt und jubelnd mit dem Zuruf „Bātúr, Bātúr!“ begrüßt.

Sein Name, Bartus, lautet in der Aussprache der Osttürken bātúr, ein Titel, den die Großmongolen in der Form Bahádur nach Indien gebracht haben, wo er heute noch vornehmen Leuten verliehen wird. In Turfan bedeutet er etwa „Held“, und dieser Zufall

trug nicht wenig zu unserm Ansehen bei. Auch hieß es nunmehr: „Parang käldī!“ („Franken sind gekommen!“)

Da die Russen in hohem Grade verhaßt sind, war uns diese Klärung der Verhältnisse sehr angenehm.

Der König von Luktschun hatte uns bereits ein istiḳbāl, eine Delegation von Honoratioren entgegengeschickt, die uns mit der landesüblichen Speisung, dem dästärchān, aus vielen Speisen, Tee und Früchten bestehend, empfingen. Besonders Melonen, Trauben und Granatäpfel erfrischten uns köstlich nach den recht anstrengenden Tagen unserer Gebirgsreise.

Von der Muhammedanerstadt Turfan führt der Weg durch eine furchtbare Wüste nach Karachodscha.

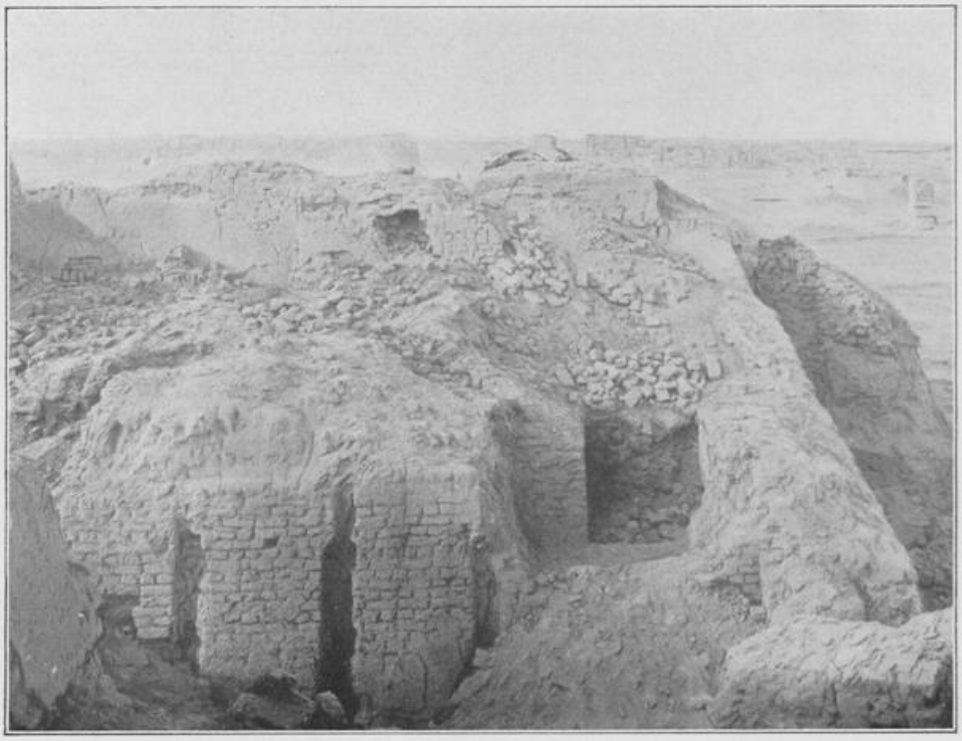
Vor der Neustadt von Turfan erhebt sich eine Moschee mit hohem Minaret. Dieser Turm ist stellenweise mit gemusterten, durchbrochenen Ziegeln ausgelegt, das Baumaterial ist aber, wie in der Moschee, nur der zähe Luftziegel (sp. adobe) des Landes. Das Minaret folgt in der Architektur Bauten ähnlicher Bestimmung in Samarkand, Buchara und Chiwa. (s. Taf. 2.)

Frühere Reisende haben dies Minaret für den Glockenturm einer alten christlich-nestorianischen Gemeinde gehalten. Dem ist nicht so, es ist vielmehr ein relativ modernes Gebäude. Die auf einer Stele in der Moschee befindliche Bauinschrift besagt, daß der Bau vom Stifter der Königsfamilie von Turfan-Luktschun, dem berühmten Amīn Chōdscham Chānlyk um 1760 errichtet (oder repariert) worden sei.

In der Nähe befinden sich ausgedehnte mohammedanische Friedhöfe mit einigen Kuppelgräbern. Das größte dieser persischen Kuppelgräber hat einen ummauerten Vorhof. Die Mauer ist mit Stufenzinnen gekrönt und trägt, neben dem Tor und an den Stellen, wo das Grabgebäude sich an die Mauer lehnt, die Darstellung eines buddhistischen Symbols, des Rades. Auch hier hat der Buddhismus eine Spur hinterlassen. (s. Taf. 4, oben.)

Hellenistische Statuenköpfe in verschiedenen Abwandlungsphasen zu ostasiatischen Typen, Chotscho

Tafel 8



Leichenhalle, Ruine K, Chotscho

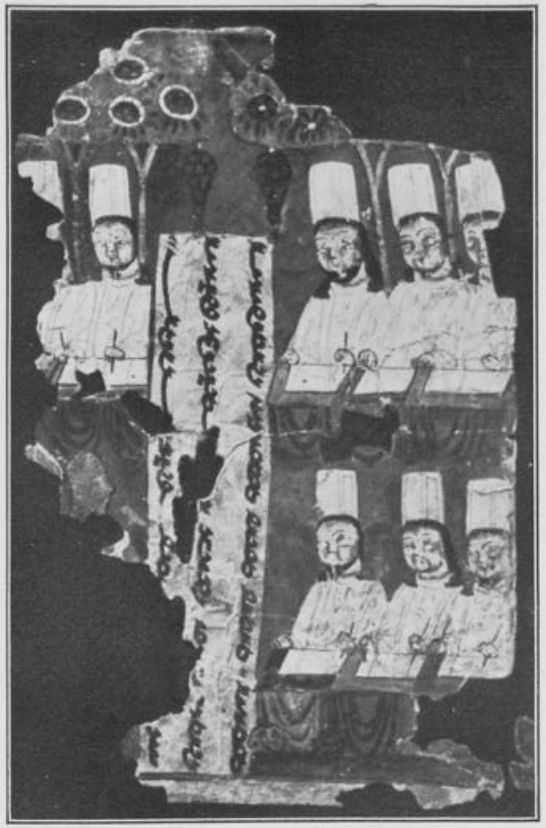
Manichäischer Kuppelbau, Ruine K, Chotscho

Christliches Wandgemälde (Palmsonntag?), Chotscho

Bild des Mani, Manichäer-Ruine K, Chotscho

Tafel 10

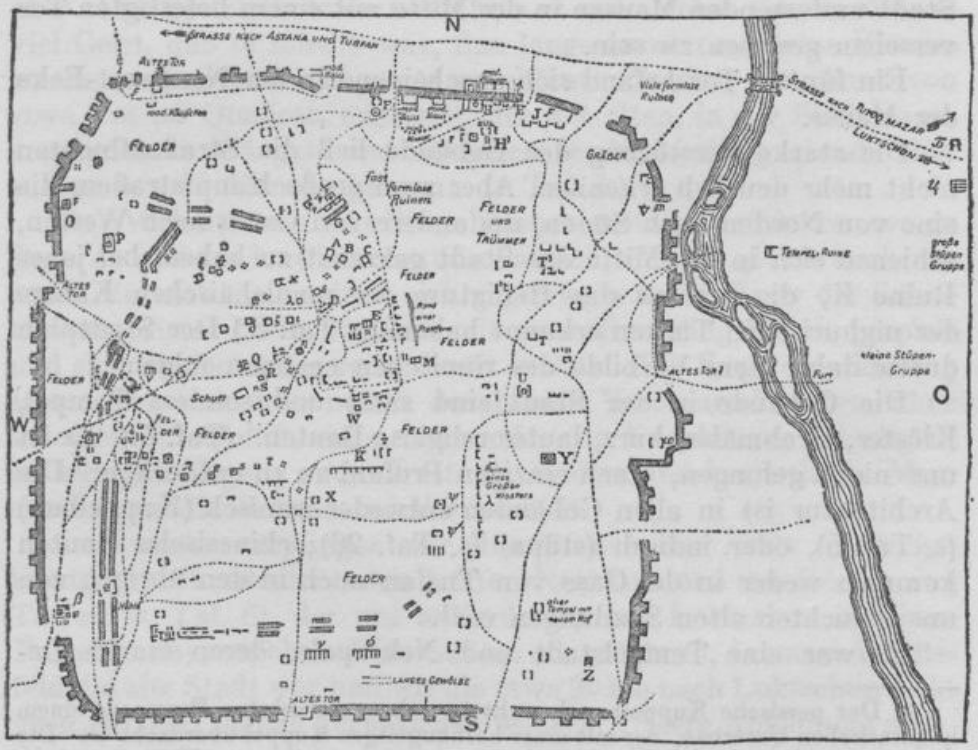
Türkisch-manichäisches Buchblatt mit Miniaturen, Chotscho



Hellenistischer Buddhatorso, Chotscho

Arbeiten und Leben in Karachodscha

Endlich, am 18. November, langten wir am Orte unserer Grabungen, der alten Ruinenstadt Chotscho, heute Karachodscha, an. Diese Stadt führt im Munde des Volkes auch die Namen Apsūs (Ephesus), Stadt des Dākiānūs [nach dem römischen Kaiser Decius, dem Christenverfolger] und Idikutschahrī. Der alte chinesische Name war Kao-tschang.



Plan der alten Stadt Chotscho bei Karachodscha, nach Grünwedel

Der Name Dakianus-Stadt erklärt sich aus dem Umstande, daß in unmittelbarer Nähe, in dem Tale von Tuyok, sich ein Heiligtum der Siebenschläfer befindet, welches heute noch von muhammedanischen Pilgern, selbst aus Arabien und Indien, besucht wird und im Rufe großer Heiligkeit steht. Die Sage aber ist nicht erst von

den Muhammedanern dort hingebracht worden — der Islam erreichte diese Gegenden erst im 13. oder 14. Jahrhundert —, sondern geht, wie ich später zeigen werde, in buddhistische Zeiten zurück.

Die alte Stadt ist ein ungeheures Viereck, das etwa 1 qkm umfaßt. (s. Taf. 4.) Die mächtige alte Mauer (s. Taf. 5) ist heute noch an vielen Stellen gut erhalten. Sie hat eine Höhe von ungefähr 20 m und ist in der von Persien nach China hinein heute noch üblichen Art aus gestampftem Lehm aufgeführt. Zahlreiche Türme — es stehen deren noch einige siebenzig — verstärken diese nach oben sich verjüngende Mauer, die in ihrem unteren Teil so dick ist, daß ganze Zimmeranlagen, besonders in der Nähe der Tore, von den Erbauern darin angebracht werden konnten.

Die Toranlagen sind zerstört; es scheint aber jede der vier die Stadt umfassenden Mauern in der Mitte mit einem befestigten Tor versehen gewesen zu sein.

Ein fünftes Tor befand sich anscheinend in der Nordwest-Ecke der Mauer.

Die starke Zerstörung der Gebäude ließ die Straßenfluchten nicht mehr deutlich erkennen. Aber zwei große Hauptstraßen, die eine von Norden nach Süden, die andere von Osten nach Westen, schienen sich in der Mitte der Stadt gekreuzt zu haben, bei jener Ruine K, die wir als das Heiligtum der manichäischen Könige der uighurischen Türken erkannt haben. (s. Taf. 8.) Der Stadtplan dürfte daher dem Vorbilde des römischen castrum folgen.

Die Gebäude in der Stadt sind samt und sonders Tempel, Klöster, Grabmäler, kurz, lauter religiöse Bauten. (Taf. 4.) Es ist uns nicht gelungen, einen einzigen Profanbau zu entdecken. Die Architektur ist in allen Gebäuden entweder iranisch (Kuppelbau) (s. Taf. 5), oder indisch (stūpa) (s. Taf. 26); chinesische Bauten kommen weder in der Oase von Turfan noch in den übrigen von uns besuchten alten Siedlungen vor[1].

Es war eine Tempelstadt und Nekropole, deren starke Be-

1 Der persische Kuppelbau besteht in seiner einfachsten Form aus einem quadratischen Unterbau, der mit einer halbkugeligen Kuppel überdacht ist Die offenbleibenden Ecken wurden durch kleine, muschelförmige Wölbungen geschlossen.

Der indische Stūpa ist meist ein Bau mit polygonalem, vielfach gegliedertem Querschnitt. Er ist meist nur mit einer kleinen Kammer versehen, in welcher Reliquien von Heiligen, mit einigen Schriften und Kostbarkeiten (Münzen, Juwelen) oder aber Aschenreste der Leichen durch Brand bestatteter Vornehmer geborgen wurden.

Viele der Tempel sind eine Kombination beider Bauarten, nur ist der Stūpa hier ein einfacher rechteckiger oder quadratischer Pfeiler, vor dem eine quadratische Cella mit Kuppeldach errichtet wird, von welcher ausgehend schmale Korridore, mit Tonnengewölben gedeckt, den Pfeiler umgeben.

festigungen in Kriegszeiten den vor den Toren in einfachen Lehmhäusern wohnenden Einwohnern als Zufluchtsort dienten. Diese Lehmhäuser, vermutlich Häuser derselben Art, wie sie heute noch bewohnt werden, sind spurlos verschwunden. Die heutigen Einwohner, osttürkische Ackerbürger, haben ihre bescheidenen Behausungen zum Teil an die Außenseite der Stadtmauer gebaut, zum Teil verlaufen die Häuser in einer langen Straße. Sie bilden im ganzen drei kleine Siedlungen von zusammen etwa 1100 Herdstätten, nämlich Ābād, Āstāna und Karachodscha.

Wir stiegen in dem Serai des Bauern Saut (Ṣābit) ab, bei dem schon die erste Expedition gewohnt hatte und der uns mit ungeheuchelter Freude empfing. Es war ein außerordentlich pfiffiger Mensch, den man nur als einen großen Spitzbuben bezeichnen kann, aber seine Spitzbübereien vollführte er mit solcher Grazie und soviel Geist, daß es schwer war, ihm lange zu zürnen. Seine Familie wurde ausquartiert und uns das schönste Zimmer, ein Raum von etwa 5 m im Quadrat, zugeteilt, der mit alten, in der Stadtmauer angebrachten Gängen und Räumen in Verbindung stand. Hier sollten wir 11 Monate hausen. (s. Taf. 6.)

Das Verhältnis zu den Eingeborenen gestaltete sich vom ersten Tage an außerordentlich freundschaftlich, obwohl gleich nach unserem Eintritt ein Unglück sich zugetragen hatte. Einer der Söhne unseres Wirtes hatte nämlich mit einer Browning-Pistole gespielt und sich unglücklicherweise damit verletzt. Die Kugel durchschlug seinen linken Arm zwischen den beiden Vorderarmknochen, ohne indes ein Blutgefäß, einen Nerv oder die Knochen zu schädigen! In wenigen Tagen, so groß ist die Widerstandskraft dieser Menschen, war die Wunde tadellos verheilt.

In kurzem empfingen wir den Besuch des Ämīn Chodscha, Königs von Luktschun, den letzten Nachkommen der Könige von Turfan (s. Taf. 6), der uns aufforderte, nach Luktschun in seinen Palast (ōrdā) zu ziehen. Dies mußten wir ablehnen, da unser Arbeitsfeld die alte Stadt war und wir die etwa 20 km nach Luktschun nicht gern zweimal täglich zurücklegen wollten. Unsere Ablehnung schädigte aber das gute Verhältnis zu diesem Fürsten nicht. Wir beeilten uns indessen, ihm sogleich in Luktschun unsere Aufwartung zu machen.

Am folgenden Tage begannen die Arbeiten. Man brachte uns sofort einige schöne, antikisierende Köpfe aus geformten Lehm (Taf. 7) und bald darauf führten einige Bauern mich in das Zentrum der Stadt, wo sie in einem großen, hallenartigen Raum eine dünne, jüngere Mauer abgerissen hatten. Hinter dieser Mauer, auf der

älteren Wand, erschien der Rest eines großen Wandgemäldes, welches einen Mann, überlebensgroß gemalt, in manichäischer Priestertracht darstellte, umgeben von ebenfalls in weiße Ritualgewänder gekleideten manichäischen Mönchen (electi) und Nonnen (electae). Jeder dieser in kleineren Ausmaßen gemalten Religiosen trug seinen schönen persischen Namen in soghdischer Schrift auf seiner Brust. Wir haben Grund anzunehmen, daß wir hier ein traditionelles Bildnis des Religionsstifters Mani vor uns haben[1]. Das Bild bildet eines der Hauptstücke unserer Sammlung. (Taf. 9.)

Der Fund dieses Bildes zerstört die Anschauung, daß die Manichäer keine mit Malereien verzierte Kirchen (resp. Kultbauten) besaßen; dieser Saal, der einen Teil einer mehrere ähnliche Hallen umfassenden Anlage bildete, war wahrscheinlich eine der „Fastenhallen" der merkwürdigen Religion.

Unsere Expeditionen sind zu spät nach Chotscho gelangt; wären sie früher gekommen, so hätten sicherlich mehr dieser merkwürdigen, sassanidisch-hellenistischen Malereien geborgen werden können. Aber auch von der für die Religions- und Sprachgeschichte gleich wichtigen Literatur der Religionsgemeinschaft wäre sehr viel mehr gerettet worden: einer der Bauern sagte mir, fünf Jahre vor dem Kommen der ersten Expedition habe er in einem der zur Anlage von Feldern niedergelegten Tempel fünf große Karren (araba) voll der von uns so gesuchten Handschriften mit der „kleinen Schrift", nämlich der manichäischen, gefunden.

Viele seien mit Bildern in Farben und Gold verziert gewesen. Er fürchtete aber, einmal, den unheiligen Charakter der Schriften, und zweitens, daß die Chinesen den Fund als Vorwand zu Erpressungen benutzen könnten und warf kurzerhand die ganze Bibliothek in den Strom!

Die manichäischen Handschriften kommen vor in Büchern verschiedener Art, nämlich der antiken Buchrolle, dem Faltbuch (ein langer, harmonikaartig gefalteter Bogen Papier), dem indischen Buch und dem europäischen gehefteten Buch. Das Pothi oder indische Buch ist ein Stoß langer, schmaler, rechteckig zugeschnittener Blätter, mit einer oder mit zwei Durchbohrungen. Zwei ebenfalls an denselben Stellen durchlochte, oft außen schön profilierte Holzbrettchen etwas größeren Ausmaßes bieten den dazwischenliegenden Blättern Schutz. Eine lange Schnur wird durch die Durchbohrungen gezogen und mehrmals um das Blätterbündel gewickelt.

---

1 Für Religion und Kunst der Manichäer, sowie für Berichte über Mani, sei hier verwiesen auf A. v. Le Coq, Die buddhistische Spätantike Mittelasiens, Bd. II, Die manichäischen Miniaturen, Dietrich Reimer Verlag, Berlin 1923.

Die manichäischen Schriften finden sich auf Papier, Pergament, weichem Handschuhleder und Seide. Reste schöner, an ägyptische Arbeiten dieser Art erinnernde Bucheinbände wurden gefunden — sie sind aus gepunztem gepreßten Leder, zuweilen in durchbrochener Arbeit und waren manchmal mit Gold verziert. Sehr prächtig muß ein Buchdeckel aus dünngeschliffenem Schildpatt gewesen sein, der mit Goldblatt unterlegt war und von dem wir ein Bruchstück fanden. Ob dies Bruchstück zu einem westlichen oder zu einem chinesischen Buch gehört hat, wissen wir nicht.

Die manichäischen Handschriften zeichnen sich aus durch jene meisterhafte Kalligraphie, jene Liebe zu künstlerischer Ausstattung aller Dinge, die dem ersten Kulturvolk Asiens, den Iraniern, nun einmal eigen ist. Man bediente sich der manichäischen Schrift, einer klaren, deutlichen und sehr schönen Form der syrischen Schrift, oder auch der markigen Charaktere des soghdischen Alphabets, einer Schrift, die mit einigen Abwandelungen von den Uighuren, den Mongolen, den Westmongolen oder Kalmücken und den Mandschu übernommen worden ist. Diese Schrift stammt von einer noch nicht ermittelten semitischen Schriftart ab.

Die Inder in Turkistan benutzten hauptsächlich die nationale Form des Buches, das Pothi, die Rolle und das Faltbuch, außerdem auch Holztabletten. Das Papier überzogen sie zuweilen mit einer Paste (Weizenmehl und Kalk?)

Die manichäischen Türken bedienten sich zuweilen auch der merkwürdigen türkischen „Runen"-Schrift, so genannt wegen einer gewissen äußeren Ähnlichkeit mit den Runen der germanischen Völker. Diese türkische Schriftart zeugt von hoher Einsicht in die Phonetik der türkischen Sprache und kann nur von wissenschaftlich denkenden Leuten erfunden worden sein. Ein schöner Beweis für die vorgeschrittene Kultur der alten Türken!

Die Entzifferung dieser sehr eigentümlichen und sehr schwierigen Schrift, die bisher nur von den Steinmonumenten von Orchon bekannt war, ist dem großen dänischen Philologen, Professor Vilhelm Thomsen, Exzellenz, Kopenhagen, schon vor langer Zeit gelungen.

Als ich später Handschriften in dieser Schriftart fand, legte ich das beste Buchblatt sogleich beiseite, um es dem genialen Entzifferer bei meiner Rückkehr nach Berlin als kleine Huldigung zur Bearbeitung anzubieten.

Grünwedel hatte mich beauftragt, ganz besonders drei Ruinengruppen zu untersuchen. Wir vollzogen diesen Auftrag, leider ohne

irgendwelche Resultate zu erzielen, was Bartus mir vorausgesagt hatte.

Überhaupt waren in der Zeit, die seit der ersten Expedition verstrichen war, durch das fortwährende Graben der Eingeborenen große Zerstörungen angerichtet worden. Die Ruinenstadt enthält nämlich mancherlei, das den heutigen Bewohnern nützlich ist. Da ist zunächst der im Laufe der Jahrhunderte in den Ruinen durch die Frühjahrsstürme aufgehäufte Lößstaub, der mit den darunterliegenden zertretenen und zerschlagenen Resten von Statuen usw. ein wertvoller Dünger ist.

Noch kostbareren Dünger bilden die auf dem Lehmverputz der Wände aufgemalten Wandgemälde, die dem Muslim an und für sich ein Greuel sind und daher überall, wo er sie antrifft, wenigstens am Gesicht, beschädigt werden.

Herrscht doch der Glaube, daß die gemalten Menschen und Tiere, wenn man nicht wenigstens Augen und Mund zerstört, des Nachts sich beleben, heruntersteigen und allerhand Unfug an Menschen, Vieh und Ernten verüben! Aber in der Nähe der Siedelungen schlägt man diese mit bunten Temperafarben gemalten Bilder von den Wänden, um erschöpfte Felder damit zu düngen. Die Chinesen, die als Beamte im Lande sitzen, bekümmern sich nicht um diesen Unfug; sie sind alle Confuzianer und verachten den Buddhismus als Religion der „kleinen Leute". (Nur wenn wir chinesische Inschriftensteine fanden, erwachte das Interesse dieser Beamten; solche durften wir nur behalten, wenn der Inhalt buddhistisch war.)

Ferner sucht man besonders nach den Türbalken und dergleichen der alten Tempel; Brennholz und Bauholz ist selten in der Niederung von Turfan. Sehr begehrt waren auch die schönen gebrannten Fliesen, die die Fußböden mancher Tempel bedeckt hatten. Früher suchte man auch nach Schätzen; man soll manchmal wertvolle Funde gemacht haben, Münzen, goldene und silberne Statuetten und so weiter.

Endlich, bei zunehmender Bevölkerung, setzte der Landhunger der Bauern ein. Ganze Quartiere der Stadt wurden allmählich der Ruinen durch Abtragen beraubt, der Grund und Boden geebnet, Bewässerungskanäle hereingezogen und so die zerstörende Feuchtigkeit in die Ruinenstadt eingeführt. An vielen Stellen war das Wasser in den Lößmauern in die Höhe gestiegen und hatte unter den dort ruhenden Altertümern verheerenden Schaden angerichtet.

So hatte ich den Kummer, in dem im Mittelpunkt der Stadt gelegenen manichäischen Heiligtum K eine Bibliothek aufzudecken, die durch Wasser vollständig zerstört war. Als ich die Tür aus dem

aufgehäuften Lößstaub und Sand herausgearbeitet hatte, fanden wir auf der Schwelle die ausgetrocknete Leiche eines erschlagenen buddhistischen Mönches. Seine Ritual-Robe war mit Blut befleckt. Der ganze Raum, auf den diese Tür führte, war mit einer etwa 60 cm hohen Masse bedeckt, die sich bei näherem Betrachten als Reste manichäischer Manuskripte ergab. Das Löß-Wasser war in das Papier eingedrungen, hatte alles verklebt und bei der furchtbaren Hitze, die des Sommers dort zu herrschen pflegt, hatten sich alle diese kostbaren Bücher in Löß verwandelt. Ich nahm Proben davon, trocknete sie sorgfältig und hoffte etwas von diesen Handschriften retten zu können. Aber die einzelnen Papierblätter schilferten ab und lösten sich in kleine Fragmente auf, auf denen die Reste kalligraphisch geschriebener Zeilen, unterbrochen von Spuren in Gold, Blau, Rot, Grün und Gelb ausgeführten Miniaturen noch hier und da erkenntlich waren. Hier ist ein ungeheurer Schatz verloren gegangen. An den Wänden befanden sich außerordentlich gut ausgeführte Wandmalereien, die indessen sehr stark beschädigt waren. In einem engen Gang neben dieser Bibliothek wurden dann ungeheure Mengen von Textilien, zum Teil persischer, zum Teil chinesischer Art, aufgefunden. Unter anderem auch manichäische Hängebilder auf Stoff, welche einen Mann oder auch eine Frau im vollen Ornat der manichäischen Priesterschaft zeigen.

Diese Tempel- oder Votiv-Bilder haben die Form der chinesischen und japanischen Hängebilder (kakemono); sie sind dem manichäischen und dem buddhistischen Kult gemeinsam und scheinen einen westlichen Ursprung zu haben.

Im Nordosten dieser selben Anlage fand sich ein Komplex von vier Kuppelräumen persischer Art. In einem derselben glückte Herrn Bartus der erste größere Fund manichäischer Handschriften, darunter eine prächtige Miniatur, die auf der einen Seite manichäische Priester im vollen Ornat und einige Zeilen in spätsoghdischer Schrift und uighurischer Sprache enthält. Die andere Seite zeigt eine Reihe von Musikern mit einem schönen Rankenornament und einigen rot geschriebenen Zeilen spätsoghdischer Schrift, die leider zum Teil zerstört waren und Namen und Titel eines uighurischen Königs enthielten. (Taf. 10.)

In einem der südlichen Kuppelräume, den wir die „Leichenhalle“ nannten, machten wir eine grauenhafte Entdeckung. Die äußere Tür dieses Gebäudes war vermauert. Die Kuppel war zum Teil eingestürzt, man hatte aber einen neuen, gewölbten Fußboden darüber errichtet und auf diesem Fußboden einen spätbuddhistischen Tempel erbaut, dessen Wände nur noch in geringer Höhe

erhalten waren. Jedoch erkannten wir noch Reste buddhistischer Wandgemälde auf diesen Mauern; dargestellt waren in der Hauptsache Dämonen der lamaistischen Epoche. (Taf. 8.)

Wir brachen, nachdem wir alles durchsucht hatten, den Fußboden auf, fanden die Reste der alten Wölbung und stießen dann auf die im wirren Durcheinander aufgetürmten Leichen jedenfalls einiger Hundert Erschlagener. Es waren der Kleidung nach zu urteilen buddhistische Mönche; die oberste Schicht war vollkommen erhalten, die Haut, die Haare, die eingetrockneten Augen und die furchtbaren Wunden, denen sie erlegen waren, waren in vielen Fällen noch erhalten und kenntlich. Ein Schädel besonders war durch die Stirn bis auf die Zähne mit einem furchtbaren Säbelhieb gespalten.

Es ist wahrscheinlich, daß die Katastrophe, der augenscheinlich die alte Stadt unterlag, in die Mitte des 9. Jahrhunderts anzusetzen ist, denn um diese Zeit hatte die chinesische Regierung, um dem Überhandnehmen der Mönche zu steuern, einen Befehl erlassen, alle Mönche, Christen, Manichäer und Buddhisten, sollten wieder in das bürgerliche Leben zurücktreten, praktische Arbeit treiben, heiraten, Kinder zeugen, Steuern bezahlen und Soldaten werden, wie es die Staatsraison erfordere. Im Falle des Nichtgehorchens war der Tod angedroht.

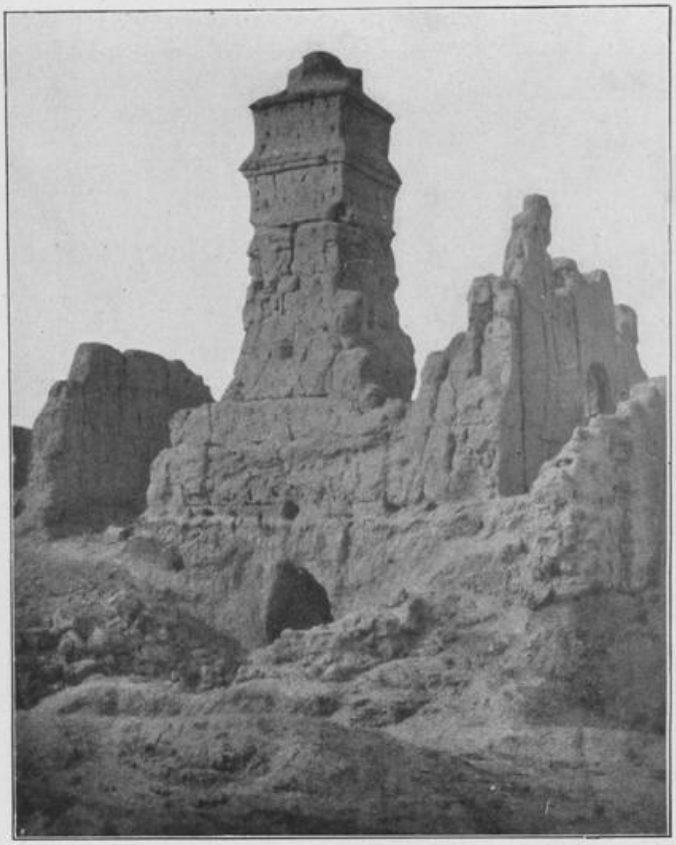
Wie es stets zu sein pflegt, so auch hier; die frommen Männer zogen den Tod vor, und so muß die Katastrophe, der die furchtbaren Zerstörungen in der Hauptsache zuzuschreiben sein werden, vor sich gegangen sein.

Unsere Arbeit vollzog sich unter den allerschwierigsten Verhältnissen; denn im Winter pflegte ein unglaublich scharfer, durchdringender Wind aus dem Nordosten durch die Stadt zu fegen. Im Sommer aber war die Hitze in der Niederung von Turfan so groß, daß die leichteste Kleidung zu schwer wurde. Dennoch mußten wir meist an schattenlosen Stellen den ganzen Tag in der Sonne zubringen.

Es war interessant, zu sehen, wie Herr Bartus, ein Pommer, immer mehr eine rote Färbung annahm, während ich, von französischer Abstammung, ganz schwarz brannte.

Besonders lästig war der Lößstaub. Er erfüllte die Luft, häufig ohne daß man den leichten Staubnebel gewahr wird, oft aber, wenn die Frühlingsstürme wüten (März bis Mai), kommt er in dunkelbraunen Wolken angeflogen.

Da es in Turfan höchstens alle 10 Jahre einmal regnet, der Verkehr der landesüblichen Karren (araba), deren zwei eisenbeschla-



Stupentempel Gamma, Chotscho

Umgebung der Ruine Gamma, Chotscho

Tafel 12

Prachtvoller „al fresco"-Fußboden, Chotscho

gene Räder über mannshoch sind, äußerst lebhaft ist, sind die Straßen von sehr tiefen Wagengeleisen durchzogen und der Löß wird darin zu pulverartiger Feinheit zermahlen.

Bei den Ausgrabungen gingen stets erstickende Wolken empor, und abends husteten wir oftmals Lößabgüsse des Bronchus aus.

Dieser Staubnebel verschlingt Wärmestrahlen, aber auch die Lichtstrahlen verlieren während seiner Herrschaft an Kraft.

Alle meine ersten Photographien waren unterexponiert. Erst als ich nach den ersten 6 Wochen unseres Aufenthalts beim Heraustreten ins Freie plötzlich zum ersten Male die schneebedeckten Gebirge sah, verstand ich: die ganze Zeit hatten wir Staubnebel gehabt, der die Berge verschleiert hatte!

Die Verpflegung war außerordentlich einfach, es gab Reis mit Hammelfett oder Hammelfett mit Reis.

Im Sommer wurde das Hammelfett in sehr kurzer Zeit ranzig, und obwohl der Palao, der mit diesem Fett gedämpfte Reis, an sich ein nahrhaftes und wohlschmeckendes Gericht ist, wurden wir bei der großen Hitze immer der immer etwas anrüchigen Speise im allerhöchsten Grade überdrüssig.

Melonen und Trauben gab es das ganze Jahr, auch getrocknete Früchte; das Brot war vortrefflich und wurde von unserer Wirtin in dem landesüblichen Ofen, tōnur (oder tānur) genannt, gebacken.

Dieser Ofen, eine uralte Erfindung, stammt, wie der Name, sicher aus Mesopotamien. Es ist ein trichterförmiger Einsatz in einem runden, von außen heizbaren Ofen. Die Frauen steigen auf den Ofen, nachdem der Trichter genügend erhitzt ist, klatschen den Teig in ihren Händen zu der gewünschten Form und schlagen ihn dann gegen die erhitzte Innenseite, wo der Fladen hängenbleibt, bis er durchgebacken ist. Dann fällt er ab, wird herausgenommen, von dem anhaftenden Staub befreit und als ganz ausgezeichnetes Brot genossen. (Taf. 14.)

Ohne Brot und Tee wären wir sicherlich zugrunde gegangen, denn der übermäßige Fruchtgenuß, besonders der der Aprikosen und Pfirsiche, bringt leicht Darm- und Magenverstimmungen hervor, die bei der großen Hitze schwer zu beseitigen sind und oft gefährliche Formen annehmen. An Konserven hatten wir nur ein paar Dutzend Büchsen Sardinen und etwas Erbswurst mitgenommen.

An Alkohol hatten wir 4 Flaschen Arac und Rum, den zu trinken wir kaum je Lust verspürten. Ich trat später 3 Flaschen an die III. Expedition ab. Dagegen hatten meine Schwestern mir ein Dutzend Flaschen Veuve Clicquot Ponsardin mitgegeben, der,

wenn auf die landesübliche Art gekühlt, nach erschöpfender Arbeit sich als eine außerordentlich belebende Erfrischung erwies. Man hängt die mit nassem Filz umwickelte Flasche in Zugluft und hält den Filz feucht. Durch Verdunstung kühlt sich der Inhalt vortrefflich.

Die Arbeitszeit dauerte von Sonnenaufgang, oftmals schon vor 4 Uhr morgens, bis 7 Uhr abends. Dann wurden die Arbeiter bezahlt, die Funde registriert und verpackt, die Ausgaben eingetragen, Briefe geschrieben und das einfache Abendbrot eingenommen.

Leider füllte sich dann der ganze Hof mit Kranken, die von weither kamen, um von dem fremden Herrn von ihren Leiden befreit zu werden. Es waren meistens Rheuma- und Malariafälle, die sich uns darboten, und da Chinin und Salycil geradezu Wunder taten, wurde der Zulauf allmählich außerordentlich störend. Traurig war es, unheilbare Kranke zu treffen. Sie wurden mit harmlosen Medizinen, immerhin getröstet, entlassen.

Eines Abends amtierte ich als Arzt, als plötzlich ein großer Raubvogel über den Hof strich. Ich sprang auf, um zu sehen, was für ein Vogel es sei, stürzte auf die Straße und lief gerade gegen ein altes Frauchen, das weinend am Tore stand. Ich fragte sie erstaunt: „Warum weinst du denn so bitterlich, Mütterchen?"

Da sagte sie: „Herr, ich habe ja die 5 Cash nicht[1]." Ich sage: „Welche 5 Cash, Mütterchen?" Da antwortet sie: „O Herr! weißt du nicht, daß dein Hauswirt uns Kranken jedesmal 5 Cash abnimmt, ehe wir zu dir hereinkommen dürfen?" Ich wurde sehr ärgerlich, führte die Alte herein und ließ sie ihre Aussage wiederholen, die dann von den anderen Patienten bestätigt wurde.

Dieser Streich Sauts entrüstete mich in so hohem Maße, daß ich ihm mit der immer im Gürtel getragenen Peitsche ein paar tüchtige Hiebe überzog: das einzige Mal, daß ich einen Eingeborenen geprügelt hätte.

Ich sagte ihm, ich würde eine Anzeige beim König von Luktschun machen; der solle ihm mit dem „großen Stock" eine ordentliche Tracht Prügel verabfolgen.

Saut verschwand, und wir legten uns zur Ruhe, waren aber kaum eingeschlafen, als vor der Tür sich ein lautes, vielstimmiges Jammern erhob. Der alte Schlaukopf hatte seine Großmutter, seine Mutter, seine Frau, seine schöne Tochter Züwīde Chān (Taf. 13), die Nichten und sonstigen weiblichen Verwandten geschickt; jede kam mit einem Händchen voll Rosinen, zwei Stückchen Zucker, ein

1 Vierhundert „cash" gehen auf einen Taler.

wenig Tee und derartigen köstlichen Gaben, die sie mir unter lautem Weinen darboten, während sie mich einstimmig baten, noch einmal dem Enkel, Sohn, Gatten, Vater usw. zu verzeihen.

Es war ein so komischer und doch so rührender Anblick, daß ich mich erweichen ließ und ihm Straflosigkeit versprach, unter der Bedingung künftiger, besserer Führung.

Die Angst der Frauen war nicht unberechtigt. Der König nämlich, früher allmächtig, ist seit der Wiedererrichtung der chinesischen Herrschaft unter chinesische Aufsicht geraten. Ein chinesischer Verwaltungsbeamter sitzt in Turfan und hat die tatsächliche Macht in Händen, etwa wie ein englischer „Resident" am Hof eines indischen Fürsten. Der König darf niemanden töten, hat indessen das Recht, Leute, die sich vergangen haben, prügeln zu lassen. Zum Prügeln bedient man sich des „kleinen" oder „großen Stocks". Dieser „große Stock" ist ein langer Bambus, dessen oberes Ende nach Art unserer Sportruder etwas geschweift ist. Die zur Prügelstrafe Verdammten werden auf die Erde gelegt, das Hinterteil wird entblößt und darauf mit diesem Stock ganz rücksichtslos zugeschlagen. Beim ersten Hieb spritzt das Blut. 25 Hiebe genügen, um den Tod des Menschen herbeizuführen.

Dieser König oder Wang von Luktschun ist ein schöner Jüngling türkischer Rasse — der siebente in der direkten Deszendenz vom Gründer des Reiches von Turfan, Amīn Chodscha Chan, der um 1760 in Turfan herrschte. Wir besitzen im Museum ein um diese Zeit für den Kaiser Kien-lung gemaltes lebensgroßes Porträt dieses Fürsten; es ist dadurch merkwürdig, daß die Nase lang, schmal und gerade ist, die Augen aber blau sind. In diesem Mann lebten also die Eigenschaften der tocharischen Rasse noch 1000 Jahre nach deren Verschwinden! Unser junger Gönner führte den Namen seines bedeutenderen Ahnen.

Zum Tchaghan-Fest, anfangs Dezember, waren wir bei ihm eingeladen. Es war eine große Feier. Im Säulensaal des Palastes saßen in zwei langen Reihen die Würdenträger des Amīn Chodscha in ihren Staatsgewändern, der Wang selbst am oberen Ende des Saals, Bartus und ich zu seiner rechten und linken Seite.

Ein ungeheueres Kohlenbecken stand nahe vor uns; die Kohlen waren schlecht ausgeglüht — der Dunst verursachte mir Unbehagen.

Es fand eine feierliche Speisung statt — zuerst Früchte: Weintrauben, Melonen, Nüsse, Pistazien, russische Bonbons und vortrefflicher Tee, in welchen der Wang leider als Ehrenbezeugung uns handvollweise Zucker hineinwarf.

Später gab es Suppe mit Hammelfleisch, delikate gesottene

Hammelrippchen, und schließlich einen riesigen Palao, in Hammelfett gedämpften Reis mit Huhn, Rosinen, geschnittenen Mohrrüben und Quittenscheiben. Ein ausgezeichnet wohlschmeckendes und nahrhaftes Gericht, solange das Fett nicht ranzig ist.

Dies Mahl verlief unter Beobachtung strenger Etikette in würdevoller Stille — es war ziemlich langweilig. Endlich strichen sich die würdigen Herren ihre Bärte, sagten ihr Allahu akbar! und defilierten nach vielen Salams heraus.

Der Wang lud uns dann in innere Gemächer, wo nach einiger Zeit seine Sängerinnen, große, schöngewachsene Frauen, uns Lieder vortrugen. Begleitet wurden sie von einem einzigen Musiker, der auf der si-tār, einem langhalsigen, violinenartigen Instrument, mit einem Roßhaarbogen außerordentlich anmutige Weisen hervorbrachte. Der Gesang dieser stattlichen Frauen — sie waren über die erste Jugend hinweg — war ganz verschieden von dem nasalen Geplärr der Araber und den, mir wenigstens, unerträglichen, schrillen Gesängen der Chinesen.

Ich bat den Wang, mir diese Sängerinnen nach Karachodscha zu senden, damit ich ihre Lieder auf meinem Phonographen aufnehmen könne.

Er hielt sein Wort. Bald nach unserer Rückkehr nach Karachodscha trafen die Damen in einer festlich geschmückten chinesischen Kutsche (sie wird dort ma-pa genannt) mit ihrem Gesinde ein und wurden von unserem Wirt mit vielen tiefen Dienern empfangen. Zwei Räume wurden für sie geleert. Sie wuschen und schmückten sich und wir empfingen sie in unserem, mit unseren roten Bettdecken festlich verhängtem Raum, wo ihnen der übliche Imbiß (dästärchān) vorgesetzt wurde.

Sie waren zuerst sehr nervös, beruhigten sich aber bald, zumal ihnen der französische Champagner ausgezeichnet schmeckte.

Ich holte dann den „Liederkasten" (nāghma sandūq) hervor, stellte den Trichter auf und bat die vornehmste, in den Apparat hineinzusingen.

Sie fürchtete sich ein wenig, nahm sich aber rasch zusammen und sang mit schmetternder Stimme in den Apparat — so laut zwar, daß die Vibrationen des Metalltrichters mit auf die Wachsrolle übertragen wurden.

Vergebens bat ich die zweite, leiser zu singen — beide Frauen waren doch etwas ängstlich. Sie schienen sich durch übermäßig lauten Gesang ihre Furcht vertreiben zu wollen.

Nachdem ich mehrere Lieder aufgenommen, dankte ich ihnen und entließ sie hocherfreut, eine jede mit einer russischen tila

(Goldstück). Sie fuhren noch am selben Nachmittag nach Luktschun zurück.

Die Rollen befinden sich im Berliner Psychologischen Institut, wo ich sie leider hingegeben habe. Niemand hat diese durch die Schönheit der Melodien — man glaubt europäische Weisen zu hören! — auffallenden Dokumente studiert.

Diese Begegnung hatte lästige Folgen. Mit der seltsamen Schnelligkeit, mit der — durch den Bazarklatsch — alle möglichen Neuigkeiten im Lande verbreitet werden, erfuhren auch die Zämīndārs (Grundbesitzer) der Umgegend, daß die Sängerinnen des Wang, berühmte Schönheiten, in einen zauberischen Liederkasten des fremden Herrn gesungen hätten.

Am zweiten Tage nach jenem Besuch fand ich, zu meinem Ärger, daß außer den zahlreichen Patienten auch eine ganze Anzahl würdiger, wohlgekleideter alter Herren im Hof des Serai mich erwarteten. Sie erhoben sich mit großer Höflichkeit, boten mir den Salām, und fragten, ob ich ihnen nicht die Lieder jener Damen mit dem „Liederkasten" vorführen wolle.

Da die Leute ganz außerordentlich höflich waren, willigte ich ein. Aber jeden Tag kamen mehr, so daß diese Besuche äußerst zeitraubend wurden.

Als daher an einem Abend der Zulauf besonders groß war, lud ich die drei ältesten dieser Herren in mein Zimmer ein, setzte ihnen Tee usw. vor und hielt folgende Rede:

„Äi dūstlärim-ā! o meine Freunde! Ihr wißt, daß es zwei Arten der Magie gibt; die weiße, die mit Allāh, die schwarze, die mit dem Schaitān (Satan) zusammenhängt!" —

Chorus: „Bälī, türäm! Jawohl, mein großer Herr!" —

„Nun wohl. Ihr wißt, daß Allāh uns Franken ein größeres hikmät (Verstand) gegeben hat, (Chorus: „Bälī, türäm!") als euch, und daß wir die beiden Arten ausüben dürfen, ihr aber nur die weiße!" (Chorus: „Bälī, türäm!") „Gut — ich bin besorgt um euer Wohl; der Liederkasten gehört in die schwarze Magie; darin sitzt ein kleiner Schaitān, der schreibt die Worte auf und singt sie nachher! Nun geht und sagt das den anderen Herren. Wenn ihr trotzdem die Lieder wieder hören wollt, werde ich sie vorführen! Nur müßt ihr dies alles wissen!"

Ernsthaft strich man sich die Bärte unter frommen Ausrufen. Sie entfernten sich und sprachen mit den anderen. In knapp drei Minuten waren sie wieder da — „Taksīr, türäm! Du willst uns nur loswerden! Da ist kein Schaitān, das ist nur eine makina

(Maschine), die ihr Franken euch ausgedacht habt, und wenn du willst, so lasse uns die Lieder hören!"

Ich war entzückt über diese, die alte Kultur der Leute bezeugende Antwort und führte ihnen den Liederkasten vor. Die alten Herren wiegten sich vor Entzücken und gingen befriedigt von dannen.

Von nun aber wurde ein Sohn unseres Wirts, der kleine Abdul, von Bartus Schafsneese getauft, ein fabelhaft geschickter Junge, angelernt den Apparat zu bedienen. Er lernte es vortrefflich und entlastete mich sehr.

Um von der Art der landläufigen Lieder einen Begriff zu geben, lassen wir hier folgen:

Drei Liebeslieder der Züwíde (Zubeide) Chān aus Kara Chōdscha[1].

Die schöne Tochter unseres Wirts hatte sich mit 15 Jahren an einen bäuerlichen Grundbesitzer von Turfan verheiratet. (Taf. 13.)

Er behandelte sie aber schlecht, so daß Saut seine Tochter wieder in das väterliche Haus zurückführte.

Sie bekam bald nach unserem Eintreffen ihr Kindchen, und es war erstaunlich, zu sehen, wie dieses junge Wesen, von Hautfarbe so weiß wie eine Nordländerin, einem dunkelhäutigen kleinen Mongolen das Leben schenken konnte.

Beim Stillen des Kindes pflegte sie allerhand Liedchen zu singen, und da wir großes Vertrauen genossen, erlaubte sie mir, die Worte zu notieren.

Zwei dieser Lieder sind von einem jungen Mann aus Kara Chōdscha gedichtet worden, der im Wahnsinn gestorben ist und im Andenken des Volkes als „Liebeskranker" (ar. mäğnūn) weiterlebt.

Das dritte Liedchen besingt die Liebe eines der Krieger des Yakub Bäk zur schönsten Frau des Ostlandes, der Ämbär Chān von Daban-čing. Hier bei Daban-čing machte das Heer des Yakub Bäk den letzten verzweifelten Versuch (1877), die übermächtigen Scharen der Chinesen zurückzutreiben. Es wurde geschlagen, und die beiden Liebenden wurden auf ewig getrennt.

---

1 Diese Lieder sind veröffentlicht worden in A. v. Le Coq, Sprichwörter und Lieder aus der Gegend von Turfan, Baeßler Archiv, Beiheft I, B. G. Teubner, Leipzig 1911.

1.

Bārïsän bir bir bēsïp
däryā süiyidäk airïlïp
wāi!
munčïma baγrïng qaturmu
baqmïding bir qairïlïp
wāi!

bārγïčä bāγ bīlä bārdïm
yanγïčä tāšlïq bīlän
nāi!
χōšmoγu bändäm kötärdim
sän qara qāšlïq bīlän
nāi!

yārī nïng yārī tōlá
mändin böläk, mändin bölāk
wāi!
ämdī yār tutmai män — ā!
sändin bölāk, sändin bölāk
yāi!

Einen Schritt nach dem andern gehst Du von mir,
Wir werden getrennt wie das Wasser des Stromes!
o weh!
Ist dein Herz wirklich so hart?!
Nicht ein einzig Mal hast Du Dich umgeschaut!
o weh!

Als ich zu Dir ging, wandelte ich in Gärten!
Als ich zurück kam, wandelte ich in der Stein-
o weh! [wüste!
Und doch hatte ich, dein Sklave,
Einst Ansehen bei Dir Schwarzbrauigen genossen!
o weh!

Viele Liebhaber hat meine Geliebte
Andere als ich, andere als ich!
o weh!
Ich — oh! — kann nie wieder eine Geliebte haben,
Eine andere als Dich! eine andere als Dich!
o weh!

2.

ú kōčâdä sân bolsáng
bú kōčâdä mán bolái
ánār gûli sân bolsáng
yúpurmāqī mân bolái

In jener Straße, wo Du bist
In der Straße möchte ich (auch) sein!
Wenn Du die Granatblüte bist,
Möchte ich ihr Blatt sein!

ičimdiki rängimní
yārïm sän bilalmaisän
män köidüm bü ötläryä
sän bolsang čïdalmaisän

Den Schmerz in meinem Innern,
Geliebte! Kannst Du nicht ermessen!
Von diesen Flammen brenne ich!
Wärest Du es — nicht könntest Du es ertragen!

qara χōğanïng suyï
qarangγō bāγlardïn āqur
qara qāš qāwïl ğūgan
yüräkkä ōtlärnï yaqur

Der Bach von Karachodscha
Fließt durch schattendüstere Gärten;
Die schöne schwarzbrauige Geliebte
Entzündet das Herz in Liebesflammen!

körgälï käldingmo yār
köidürgäli käldingmo yār
köyüp öčkän ōtïnï
yandurγälï käldingmo yār

Kamst Du, mich zu sehen, o Geliebte?
Kamst Du, mich zu verbrennen? [Feuer
Das erst entzündete, (dann durch Dich) gelöschte
Von Neuem zu entzünden, kamst Du? o Geliebte!

3.

Dāban čing ning yäri qatïq
tāwūzī tatlïq
Dāban čing da bir yārïm bar
Ämbär χān ātlïq

Die Erde von Dabančing ist hart,
Süß die Wassermelonen!
In Dabančing hab' ich ein Liebchen,
Prinzessin Ambra heißt sie.

Ämbär χān nïng sēčī ūzún
yärgä tägämdō
Ämbär χāndïn sōrap bäqïng
ärgä tägämdō

Lang ist Ämbär Chans Haar!
Reicht es wohl bis zur Erde?
Frage vorsichtig Ämbär Chan —
Wird sie wohl einen Mann nehmen?

1 NB. Ämbär Chan war verheiratet.

ūšāqqïnâ ūnčälärim čēčilip kätti
tērïp bärsäng čō
sōyäi däsäm bōyum yätmäs
ēgilip bärsäng čō

Meine kleinen Perlen, fallend, sind am Boden zer-
Sammelnd, gibst Du sie mir vielleicht? [streut!
Wenn ich Dich küssen will, reicht mein Wuchs
nicht aus!
Beugst Du Dich vielleicht zum Kuß herab?

ātlárïngnï haidaït ïkân
mús dāwán birlân
bir yáχšïnï qïnaït ïkân
bír yāmán birlân

Deine Pferde treiben zu müssen
Über den Gletscher-Paß — (ist so schlimm als
Eine Gute gequält wird [wenn)
Durch Zusammensein mit einem Schlechten. —

qārïsam köränmaidō
Dāban čing dikī qōrγán
— ağäp bir yaman ïkän
Ämbär χān dïn airïlγan

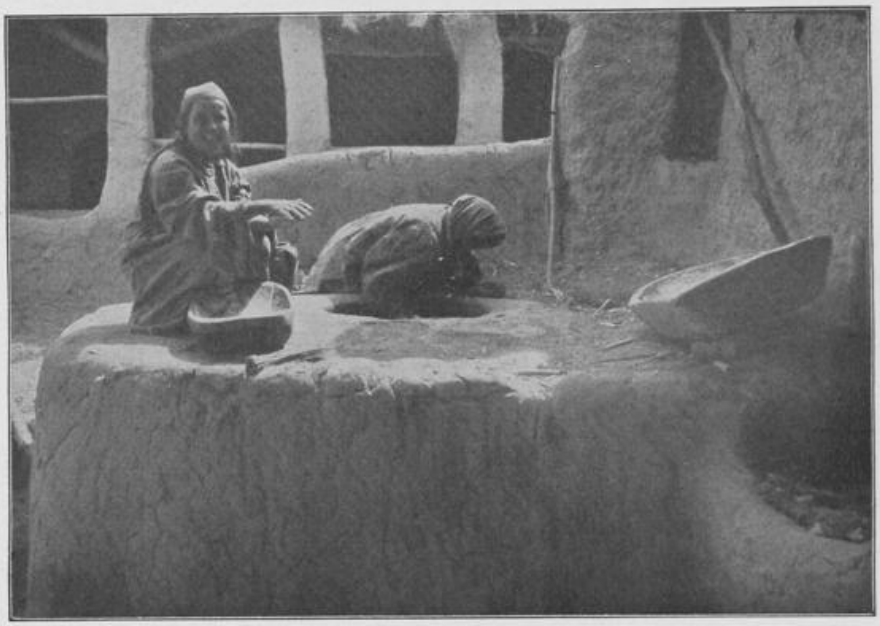
Ob ich auch schaue — nicht mehr kann man
Sehen die Festung von Daban čing!
— Ein seltsam schlimmes Übel ist's
Von Ämbär Chan getrennt zu sein!

Erklärung der Umschriftzeichen

γ = rasch gesprochenes *g*
χ = *ch* in „lachen"
q = hartes gutturales *k*
š = *sch* in „scheinen"
č = *tsch* in „quetschen"
ǧ = ital. *gi* in „giorno"

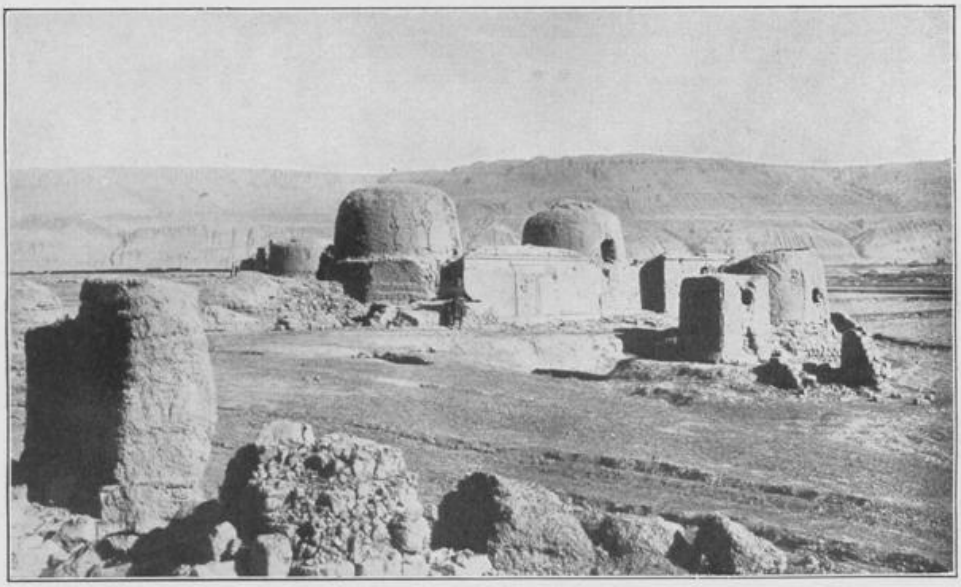
Mämäsit Mirab. Häufiger Männertyp, Karachodscha

Züwidä Chan. Edlerer Frauentypus, Karachodscha

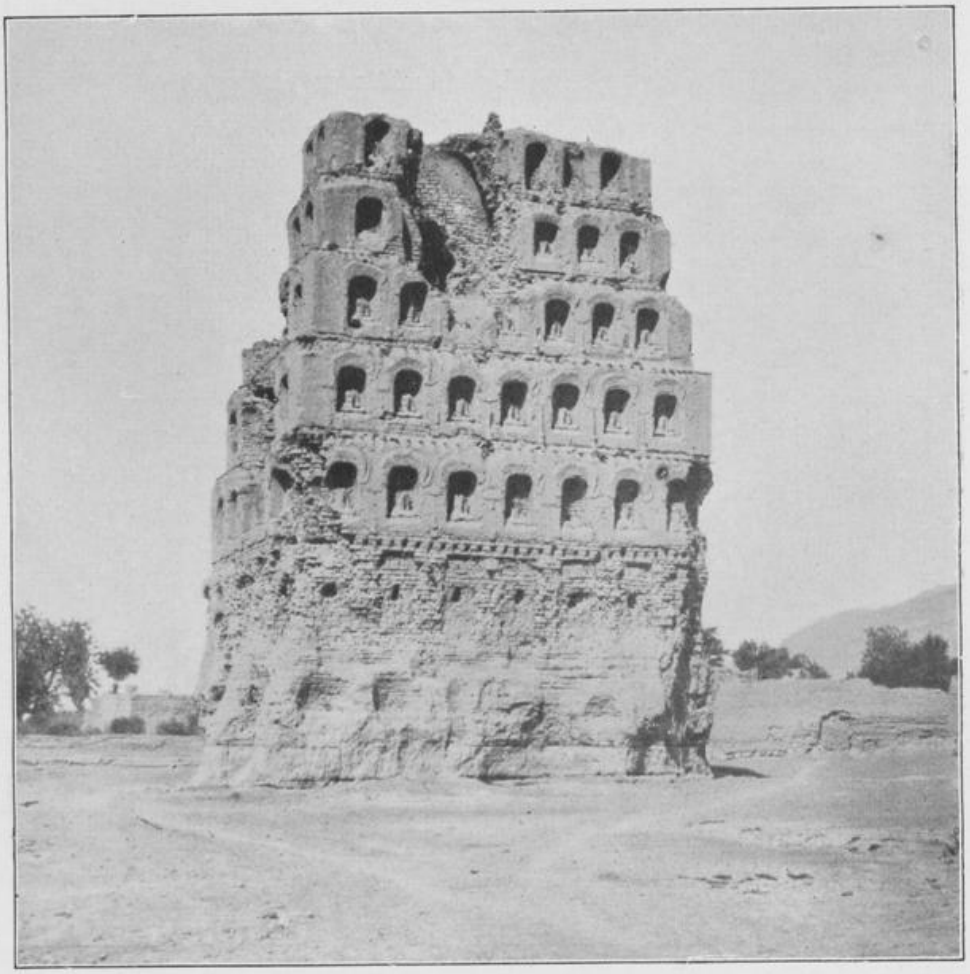


Backofen (tānúr, tōnúr) mit Brot bereitenden Frauen, Karachodscha

Brettchenweber, Karachodscha



Grabdenkmäler, persische Kuppelbauten östlich der Ruinenstadt Chotscho



Großer Stūpa bei Syrkyp

Befestigter Tempel, Schlucht von Sängim

Felsentempel in der Biegung, Schlucht von Sängim

Arbeiten und Leben in Karachodscha II

Aus unserem Leben in Karachodscha melde ich noch folgendes:

Unser Zimmer bestand aus einem großen Raum, der nach persischer Sitte rings an den Wänden erhöhte Lehmbänke besaß. Diese Bänke waren zum Teil hohl und konnten dann von außen geheizt werden. Wir vermieden aber diese Art der Erwärmung, weil leicht Kohlengase sich entwickeln, und zogen es vor, in dem hübschen Kamin ein Steinkohlenfeuer zu entfachen. Die Steinkohlen stehen bei Turfan in geringer Tiefe an. Die Türken nennen sie, wie wir, Steinkohle (täsch kömür). Noch reicher sind aber die Steinkohlenfelder bei Komul; dort gehen die Leute des Nachts mit Hacken und Eimern auf das Feld, wo sie zutage tritt. Die Kohlen gehören dem König, aber ganz Komul läuft des Nachts dort hin und stiehlt sie ihm.

Trotz der Heizung war es im Winter oft unerträglich kalt.

In den, gēräm genannten, alten Gängen in der Stadtmauer richtete ich meine photographische Dunkelkammer ein. Als dort die Papierabfälle sich gehäuft hatten, raschelte es oft verdächtig darin. Ich schlich mich vorsichtig hinein und fand, daß Igel dort ihr Wesen trieben. Sie wurden eingefangen und nach Berlin gebracht, wo Professor Matschie sie als eine anderwärts ausgestorbene Art erkannte.

Ein anderer, reizender Besuch war eine kleine Springmaus, die nach Art der Känguruhs sich fortbewegt und mit ihren wundervollen, großen, schwarzen Augen, wenn sie aus den Ecken hervorlugte, uns ganz treuherzig betrachtete.

Eines Abends, als ich meine Patienten im Hofe des Serai dosierte — es war wohl schon im April — ertönte ein lautes Surren, fast als ob ein Flug Rebhühner aufgehe. Im nächsten Augenblick ergoß sich, mit großer Gewalt, ein heftiger Hagel von schweren schwarzbraunen Körpern über uns — es waren lebende Tiere!

Im Nu war der Hof mit ihnen gefüllt, aber ebenso schnell stürzte sich die Familie des Wirts und alle Patienten auf die häßlichen Eindringlinge, deren zertretene Körper bald zu vielen Hunderten den gestampften Tonboden des Hofes bedeckten.

Kein Wunder, daß diese Bauern mit Aufbietung aller Kräfte diese unholden Insekten verfolgten: es waren sehr große Maulwurfsgrillen, die sicherlich 10—15 cm lang waren und deren Lebensgewohnheiten sie zu verderblichen Feinden des Landwirts machen.

Der Lebensunterhalt war schwer. Wir lebten eine Zeitlang von Tee, Brot, Palao (in Hammelfett gedämpfter Reis) und Früchten. Aber mit der zunehmenden Hitze wurde das Hammelfett schnell ranzig und damit mußten wir auf den Genuß dieses Hauptgerichtes verzichten.

Auch die Früchte, besonders Aprikosen, erwiesen sich als verräterisch und riefen oftmals schwere Verstimmungen hervor.

Um mit den Leuten verkehren zu können, mußte ich mich anstrengen, ihre Sprache zu erlernen. Ich hatte eine gewisse Kenntnis des Osmanischen, die mir sehr zu statten kam, denn sie hatte mir noch vor der Abreise, in Berlin, ermöglicht, unter Prof. M. Hartmann mich schnell mit den allgemeinen Regeln der viel leichteren osttürkischen Sprache bekannt zu machen.

In Karachodscha engagierte ich einen des Schreibens mächtigen Bauern, namens Obul Mächdi (Abū'l Mahdī), der allabendlich nach unserem Abendbrot kam und mir Unterricht gab.

Dieser bestand hauptsächlich darin, daß ich den Text doppelsprachiger (chinesisch-türkischer) Regierungserlasse (die die Leute, obwohl es streng verboten ist, von den Mauern, wo sie angeklebt waren, abgerissen hatten), und alle eingehenden türkischen Briefe mir diktieren ließ. Bald erwarb ich vom König eine türkische Übersetzung des chinesischen Strafgesetzbuches, das sogenannte Lī-kitābī, und von einem Arzt in Turfan ein Lehrbuch der Medizin, das Tibb-kitābī, die ich beide in langen Sitzungen allmählich in Umschrift niederschrieb.

Später ließ ich mir Lieder diktieren und stellte dabei fest, daß es kaum noch Lieder kriegerischen Inhalts gibt. Die wenigen, die ich auftrieb, waren vielmehr Spottlieder auf erfolglose Führer aus Yakub Bäks Zeit. Alle anderen handelten nur von der Liebe, die allerdings im Leben dieser Leute eine übermächtige Rolle spielt.

Auf diese Weise gewöhnte sich das Ohr an die Laute der Sprache und nach hartnäckigen Bemühungen lernte ich sprechen und, was erheblich schwieriger ist, auch verstehen.

Bartus besaß eine recht gute Kenntnis der wichtigsten Wörter, im übrigen sprach er plattdütsch mit den Arbeitern und es gelang dem vielgereisten Mann, sich überall zu verständigen. Als wir Mitte August die Stadt verließen, sprach die ganze Jungmannschaft ein merkwürdiges, aber ganz verständliches Plattdeutsch.

Ende Februar hörte die Kälte auf, und schnell wurde es warm. Die Kinder warfen ihre wattierten Röckchen ab und liefen, die Jungen ohne jede andere Bekleidung als Schmutz — des bösen Blicks halber wäscht man sie nicht! — die Mädchen in roten Höschen, nach Art unserer Pyjama geschnitten, umher.

Hier konnte man sehen, daß viele der Kinder schneeweiße Hautfarbe hatten, andere wieder waren von der Farbe des Weizenkornes und einige, schon als Kinder, fast schokoladebraun. Die Gesichtszüge entsprachen meist der Körperfarbe; die der helleren Typen waren europäisch, die der dunkleren ostasiatisch.

Mit den Kindern haben wir immer großen Spaß gehabt. Ich hatte stets die Taschen voll Rosinen und Zuckerstückchen, und wo ich hinkam, wurde ich von diesen kleinen, oft entzückenden Geschöpfen, belagert, um Süßigkeiten zu erlangen. Aus Berliner Zeitungen, die im Laufe der Zeit zu einem Stapel angewachsen waren, machte ich einen Dreimaster, steckte eine Hahnenfeder hinein und krönte damit einen meiner kleinen Lieblinge. Alle wollten nunmehr auch solche Hüte haben. Ich unterwies einen der Knaben in der Kunst der Anfertigung, und bald stolzierte das junge Volk, Büblein und Mägdelein, stolz in diesen Kopfbedeckungen einher.

Als wir lange Zeit dort gehaust hatten, besuchte eines Tages uns der Kasi und der „große Achund", ein geistlicher Würdenträger, und es entspann sich ungefähr folgende Unterhaltung: „Herr, es ist nicht gut, daß ihr allein lebt. Ihr müßt heiraten." Ich antwortete: „Wir sind ja verheiratet." Darauf jene: „Ja, eure Frauen sind aber viele tausend Li (chinesische Meilen) von hier entfernt, hier müßt ihr Frauen nehmen. Meine Tochter und die Tochter des Kasi sind bereit, mit euch den Bund der Ehe zu knüpfen." Dies war eine unangenehme Eröffnung. Wie sollte man die angesehenen Leute los werden, ohne sie zu kränken? Ich dankte ihnen zunächst und sagte ihnen dann: „Freunde, ihr wißt, daß die Chinesen hier Spione (sin-tschi) haben, die alle Woche einen Bericht nach Peking schicken, welcher unserem Gesandten (īltschī) übergeben wird. Der schickt den Bericht an den großen Kaiser Gillehallim in dem großen Land Bā-lin. Nach unserem Gesetz dürfen wir nur eine Frau heiraten. Wenn der große Kaiser erfährt, daß wir hier geheiratet haben, was, glaubt ihr wohl, daß uns passiert?" Sie strichen sich die Bärte und sagten, das wüßten sie allerdings nicht, worauf ich ihnen erklärte, daß wir dann unfehlbar 25 mit dem „großen Stock" aufgezählt bekämen. Da entsetzten sie sich über unsere Barbarei und empfahlen sich mit Ausdrücken des Bedauerns und der Freundschaft. Wir galten in Karachodscha für

eine Art Mohammedaner höheren Grades und wurden stets mit dem arabischen Gruß „der Friede sei mit euch", bedacht. Auch hüteten wir uns vor allen gröberen Verstößen gegen das Gesetz.

Die Leute wußten wenig von der Lehre ihres Propheten, und ihr Fanatismus trat seltsamerweise viel weniger gegen die Chinesen, als gegen ihre chinesisch redenden Glaubensgenossen, die Tunganen (chin. Chui-chui), zutage. So geben sie zuweilen eine Tochter einem Chitai (Chinesen) zur Frau, niemals aber einem Tunganen; auch besuchen sie niemals ein tunganisches Bethaus. Es herrscht überhaupt große Mißachtung gegeneinander bei beiden, Türken wie Tunganen.

Aber auch für die Mohammedaner ist es in Turkistan nicht ganz leicht, sich mit mehreren Frauen zu verheiraten, obwohl das mohammedanische Gesetz ja die Polygamie gestattet.

So kam gerade um diese Zeit Mämäsit (Mähämmäd Säyid), der Mirab von Luktschun, aus Kaschghar zurück (Taf. 13), wohin er im Auftrage des Königs den letzten Sprossen der Chodschafamilie, der früheren Fürsten von Ostturkistan, namens Abdu-s-Sa'īd Chōdscham, begleitet hatte. Dieser harmlose Sproß eines blutbefleckten Geschlechtes ist als Gefangener in Peking erzogen worden und war des Türkischen nicht mächtig. Er sprach nur chinesisch, konnte aber den Kuran rezitieren. Die Regierung hatte seine Harmlosigkeit erkannt und ihm erlaubt, eine Bettelreise durch das Land seiner Väter zu vollziehen. Er soll etwa 20000 Sär (ca. 70000 Mark) von den Gläubigen erhalten haben. Auf dem Rückweg traf ich ihn in Begleitung des Mirab in Karachodscha.

Der Mirab hatte sich in Kaschghar mit zwei jungen Mädchen verheiratet, wie es die Sitte im Lande gestattet. Bei der Abreise hatte er sich von ihnen geschieden. Als er aber in Karachodscha eintraf, wo seine Familie wohnte, ließ ihn seine Frau Āi-en-nissā (Mond der Frauen) nicht in sein eigenes Haus. Sie schlug ihn mit der Peitsche, sagte ihm „Gehe du nur zu deinen Kaschgharer Frauen!" und warf ihm die Tür vor der Nase zu. Er kam höchst betrübt des Abends zu mir und erzählte mir seine traurige Erfahrung. Ich sagte ihm: „Freund, du hast doch soviel schöne Rollen mit Seide aus Andidschan und Chotän mitgebracht, auch schöne Musseline, feines rotes Tuch und andere schöne Dinge. Nimm von diesen Sachen und bringe sie deiner Frau!" Dieses Rezept wirkte Wunder. Am nächsten Tage war der Friede wieder hergestellt.

Aber man sieht aus dem Vorgang, wie groß der Einfluß der hier übrigens stets unverschleiert gehenden Frauen auf ihre Männer ist.

Bartus war, wie schon bemerkt, überall ein großer Favorit. Seine natürliche Heiterkeit, seine herkulische Kraft und seine große Gutmütigkeit gefielen den Leuten. Wir haben zusammen viel gelacht.

Eines Tages sagte ich ihm: „Herr Bartus, hier ist die Blechdose mit getrockneten Heidelbeeren, die als Mittel gegen Durchfall mitgenommen worden sind. Es sind aber Käfer hineingekommen und Sie können den Inhalt ausschütten. Die Dose wollen wir verwahren, um Manuskripte oder derartiges hineinzupacken."

Am nächsten Tage kam Bartus mit einem Stoß schöner, alter Handschriften. Ich fragte ihn: „Aber, Herr Bartus, wo haben Sie denn den Kāgaz[1] her?" „Jawoll, Herr Doktor," sagte er, „wie ich gestern das Zeug wegschmeißen wollte, da kamen ein paar von den alten Herren und die fragten mich, was ich da hätte. Da habe ich ihnen gesagt, das sei ein Verjüngungsmittel. Da wollten sie alle davon haben. Ich sagte ihnen aber, erst müßt ihr ordentlich Kāgaz bringen und siehe, gleich brachten sie mir den ganzen Stoß. Ich habe ihnen dann davon gegeben und heute morgen waren sie schon wieder da und wollten mehr haben. Sie haben es alles gegessen, Beeren und Käfer, und behaupten, es hülfe ausgezeichnet!"

Eine andere lustige Geschichte passierte am Tage vor unserem Aufbruch nach Komul. Ich saß noch im Zimmer und bemühte mich, Rechnungen für die Oberrechnungskammer herzurichten. Es war eine furchtbare Aufgabe, denn es gab dort russische Währung in Papier, Gold und Silber, chinesische Währung in gemünztem Gelde (Silber und Kupfer), in chinesischem offiziellen Papiergeld und in städtischem Papiergeld oder richtiger Seidengeld. Die Scheine (chin. tī-zā) waren bedruckte Stücke von Ölseide, etwa von der Größe eines alten braunen Tausendmarkscheins. Über dem Druck waren die offiziellen Siegel mit Zinnober aufgestempelt. Auch Silberbarren, die man zerschneidet und abwiegt kommen vor. All dieses Geld hatte fast täglich einen anderen Kurs.

Ich saß ziemlich verdrießlich über dieser Arbeit, während Bartus im Hofe noch hämmerte. Da besuchten mich die Notabeln der Stadt, würdige alte Herren, und hielten ungefähr folgende Ansprache: „Herr, Ihr reist jetzt fort, lange waret ihr hier, reich sind wir alle geworden. Viele habt ihr umsonst von ihren Krankheiten befreit; leider habt ihr unsere Töchter nicht heiraten wollen. Aber wir haben euch als gutgeartete Menschen befunden. Wir bedauern,

---

1 Die Türken nannten die alten Schriften entweder ar. chätt, Schrift, oder pers. kāghaz, Papier.

daß ihr geht und nun haben wir noch einen Wunsch. Wenn nämlich wieder so vornehme Leute vom Hof des großen Kaisers Gillehallim — (so sprachen sie den Namen Wilhelm aus!) — zu uns kommen, dann möchten wir sie so begrüßen, wie es die Vorschrift am Hofe des großen Landes Bā-lin erfordert."

Ich stöhnte etwas, antwortete aber in schön gesetzten Worten, dankte ihnen für die Aufmerksamkeit und sagte, ich hätte noch zu tun, denn wir wollten ja fort. Was den Gruß anginge, so würde mein „Held" (bātur) ihnen beibringen, wie der König und die Vornehmen einander grüßen.

Ich komplimentierte sie hinaus und rief Bartus zu: „Herr Bartus, die Leutchen wollen wissen, wie man in Berlin sich auf vornehme Art begrüßt." Bartus rief: „Dat wer ick sie schon lernen". Ich ging wieder an meine Arbeit und als sie fertig war, hörte ich draußen noch allerhand Kommandorufe und siehe! Bartus hatte die fünfzehn alten Herren aufmarschiert, drei breit und fünf tief, sie machten ihre Diener, erst nach rechts und sagten ganz deutlich: „Guten Morgen, olle Schafsneese", dann wandten sie sich nach der linken Seite, machten ihre Diener und sagten: „Guten Morgen, olle Schnapsneese".

Es war so komisch, daß ich mit Mühe das Lachen verbiß. Hochbeglückt empfahlen sich die Leute und als Grünwedel sechs Jahre später eintraf, kamen sie heraus, machten ihre Verbeugungen höchst feierlich und begrüßten ihn nach der Hofsitte von Bā-lin.

Wir untersuchten noch zahlreiche Ruinen in der alten Stadt, unter anderem die mächtige Stufenpyramide (Y des Planes) südwestlich vom Osttore. (Taf. 4.)

Sie hat mehr als 20 m Front; in den zahlreichen Nischen waren früher große vergoldete und bemalte Buddhafiguren angebracht.

Die Verwendung von Gold, in dickem Goldblatt, war oft verschwenderisch: Man hat Wände von vielen Quadratmetern Größe damit belegt. Die Zerstörer haben das kostbare Metall mit ihren Säbeln abgekratzt, doch waren manche Stellen ihnen entgangen. Ein ganz ähnliches Monument, nur mit weniger scharf ausgeprägten Stufen, findet sich im Nachbarflecken Āstāna und ist vermutlich die Ursache, weshalb dieser Ort den Namen führt: das persische Wort āstāna bedeutet nämlich u. a. einen „Ort der Ruhe, des Schlafes", auch ein Heiligengrab.

Ein anderer, ähnlicher Bau, aber ohne Gliederung in Stufen, steht unfern der kleinen Ortschaft Syrkyp, n. o. n. von Luktschun. In den Nischen dieses Denkmals sind noch Reste von bemalten Buddhafiguren erhalten. (Taf. 15.)

In Syrkyp wird übrigens eine merkwürdige Art von Gefäßen aus schwarzem Bergsand angefertigt.

In anderen Ruinen der alten Stadt fanden wir ungeheure Mengen zerstörter indischer Schriften. Die Buchblätter waren häufig so zerrissen, daß auf jedem Fetzen sich nur ein indischer Nagari-Charakter vorfand. Jedenfalls galt die Zerstörung in erster Linie dem Buddhatum.

Übrigens muß erwähnt werden, daß religiöse Schriften aller vier Bekenntnisse des Landes im selben Heiligtum aufgefunden wurden: Buddhisten, Christen und Manichäer, mit vereinzelten Zoroastriern, scheinen demnach dieselben Kultorte benutzt zu haben!

Dies würde, wenn unsere Annahme berechtigt ist, auf große Toleranz — und große politische Macht der uighurischen Türkenkönige schließen lassen.

Sehr anziehend war die Ruine des von Grünwedel mit dem griechischen Buchstaben Gamma bezeichneten Tempels. Der hohe, vielfach profilierte Stupaturm war noch wohlerhalten und barg möglicherweise noch einige Votivschriften. Wir konnten uns aber nicht entschließen, dies schöne Bauwerk einzureißen. (Taf. 11.)

Andere Ruinen zeigten die hohen, schmalen Gewölbe, die ähnlich an dem großen Sassanidenpalast in Ktesiphon auftreten. Ihre Bestimmung ist mir unklar geblieben. (Taf. 5.)

Aber, und es kann nicht genug betont werden, alle erhaltenen Gebäude sind entweder persisch oder indisch. Es fehlt aber jegliche Spur chinesischer Architektur, sogar hier in Chotscho, wo die Chinesen doch lange Zeit die Herren waren.

Einige bemerkenswerte Funde gelangen uns noch in den Tempeln vor der Stadt.

Ein kleiner Bau auf der Ostseite des Flusses, südlich von der Brücke und nördlich von der Furt, erweckte unsere Neugierde durch die noch knapp erkennbare Darstellung, in Temperafarben, eines Ritters zu Pferde, der ein mit einem Kreuz geschmücktes Labarum trug. Nur die Umrisse waren erhalten und der Verputz so morsch, daß von einer Bergung abgesehen werden mußte.

Die Mauern zeigten eine Eigentümlichkeit. Man hatte nämlich vor den älteren, die Räume einfassenden Wänden durch Errichtung einer nur einen Stein dicken Mauer die alten Wandmalereien verdeckt. Diese pietätvolle Art der Renovation — bei uns würde man die alten Bilder einfach übertüncht haben — kam zur Verwendung wie es scheint, nicht nur, wenn ein Tempel einer derselben Religion angehörigen, anderen Gottheit gewidmet werden sollte,

sondern auch, wenn ein manichäisches oder christliches Gotteshaus einem andern Kult zugeeignet werden sollte.

Wir haben schon beschrieben, wie das „Bild des Mani" so vermauert gefunden worden ist — in diesem neuen Tempelchen war augenscheinlich ein christlicher Kultbau, ein nestorianisches Bethaus oder dgl. durch Ziehung neuer Mauern seines Charakters beraubt worden.

Beim Abreißen der neuen Mauern waren aber nur noch hier und da Reste der alten Wandgemälde vorhanden. Von oben, durch die Mauerspalte eindringendes Schneewasser hatte viel zerstört.

Erhalten war jedoch die Figur eines stark byzantinisch anmutenden Priesters mit Rauchfaß und Weihwassergefäß. Er steht vor einer Reihe von drei Personen, die kleiner dargestellt sind als er selbst, und grünbelaubte Zweige in den Händen tragen. (Taf. 9.)

Hinter der Gruppe erblickt man das Vorderbein eines Pferdes: offenbar hatte ein Reiter sich den Feiernden genähert.

Der Priester ist weder ein buddhistischer Mönch, noch ein manichäischer electus, die beide an ihren Ritualgewändern kenntlich sind. Vielleicht ist es eine Darstellung der Palmsonntag-Feier. Jedenfalls spricht die Malweise für Beziehungen zum Westen, die jünger als die Zeit der Gandhārakunst sind.

Am Wege nach Tuyok stehen noch zwei Ruinen, die Grünwedel mit den Buchstaben Russisch Z und Russisch B bezeichnet hat.

Erstere enthielt mehrere Kapellen mit zum Teil riesigen sitzenden Buddhafiguren. Einige schöne Wandgemälde in der uighurischen Malweise waren an den Wänden erhalten, aber auch spätere Ausbesserungen in chinesisch abgewandeltem Stil.

In der nach Osten gewandten Kapelle fand sich der große Sockel eines zerstörten Nirvana Buddhas.

Vor die Vorderseite des Sockels hatte man eine dünne Stukkoschicht gesetzt und so die alten Gemälde des Sockels verdeckt. Sie traten, ziemlich gut erhalten, zutage, als man den Stukko entfernte: es waren Darstellungen von Mönchen in einer lebhaft an romanische Kunst erinnernden Malweise!

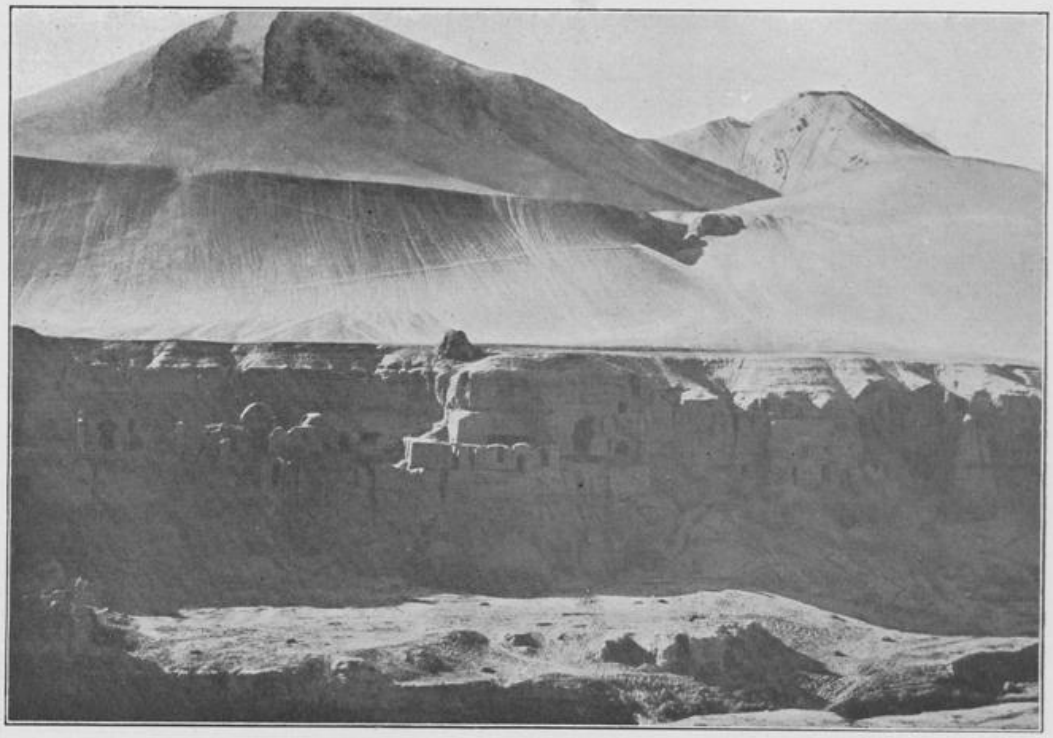
Einen bedeutenden Fund machten wir in Ruine Russisch B. Auch in diesem Tempel hatte man die älteren Malereien usw. durch jüngeren Wandschmuck ersetzt; augenscheinlich bereits in später, lamaistischer Zeit (13. Jahrhundert?). Jedenfalls war man viel rücksichtsloser verfahren, als in der Glanzzeit des Uighurenreiches es Sitte war.

An der Ostseite der Türwand, zur Rechten des Eintretenden,

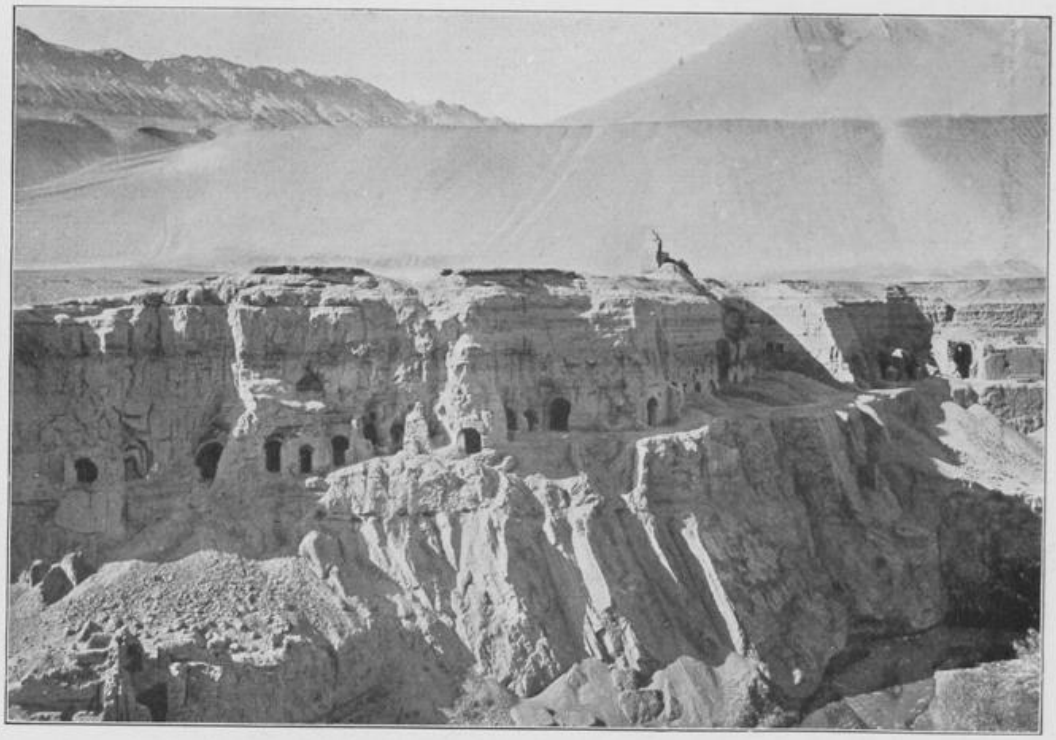
Südanlage, Tempelsiedelung Bäzäklik bei Murtuk

Nordende der Hauptterrasse, Bäzäklik, von Süden

Tafel 18



Hauptterrasse, Bäzäklik, von Osten



Südende der Hauptterrasse, Bäzäklik

fanden wir hinter einer neueren Wand, in einer flachen Nische, einen prachtvollen Torso von 1,50 m Höhe. (Taf. 10.)

Der obere Teil der Statue, die mit starken Holzdübeln an der Wand befestigt war, hatte erheblich gelitten. Nicht nur, daß Kopf und Schultern fehlten: der zuweilen in Mengen fallende Schnee, oder die Wasser der sehr seltenen, aber dann sehr starken Regengüsse, hatte aufgelösten Lehm in kleinen Bächen über den Oberkörper der Statue geführt und die Farben der Gewandung teilweise zerstört.

Die Statue steht auf einem halbkreisförmigen Lotusthron, dessen Blätter wahrscheinlich rot mit weißer Umrandung waren. Der Fruchtboden war vielleicht grün bemalt, zeigt aber heute nur noch Spuren der weißen Grundierung, (der unterhalb der Blätter erscheinende Rand ist aus Gips; es ist eine Zutat, die zum Zwecke der Aufstellung sich als nötig erwies).

Die Füße sind nicht sehr gut modelliert und haben außerdem bei dem Einmauern der Statue gelitten: man hatte die ungebrannten Ziegel einfach daraufgesetzt. Unschön wirkt auch das Überstehen der Zehen über den Rand des Fruchtbodens.

Die Figur selbst erinnert lebhaft an Vorbilder in der Gandharakunst. Der Faltenwurf ist edel und noch nicht durch ostasiatisches Mißverstehen der klassischen Formen entstellt. Charakteristisch sind die schweren, seitlichen Gewandfalten, die von den Schultern oder von dem ohne Zweifel in lehrender Stellung erhobenen, zerstörten Unterarm herabfallen. Sie zeigen reichliche Überreste einer grünen Bemalung und sind augenscheinlich Teile eines mantelartigen Überwurfs.

Der Leibrock umschließt die Gestalt in edlem Faltenwurf; die Bemalung ist bis in die Kniegegend zerstört, so daß hier die bräunliche Farbe des Materials zutage tritt. Von der Kniegegend bis zum unteren, in schöne Falten fallenden Rand, ist die nach unten hin im Ton reicher werdende Bemalung erhalten. Zwei Untergewänder werden getragen. Von dem oberen erscheint nur ein dreieckiges Stück auf der linken Seite zwischen den Falten des Mantels, des Leibrocks und dem schmalen, darunter sichtbaren Streifen des zweiten, blau gemalten Unterkleides. Die Farbe dieses dreieckigen Zipfels ist rot. (Für weitere Details verweise ich auf das Tafelwerk „Chotscho", Dietrich Reimer, Verlag, Berlin, 1913, dem ich die Beschreibung entnehme.)

Diese schöne Statue, ein Buddha in fast reinem Gandharastil, wurde ein Gegenstand des Kopfzerbrechens. Denn man mußte sich fragen, warum die antike Formengebung in der Skulptur sich er-

halten habe, während in der Malerei die hellenistischen Elemente bereits ostasiatisch abgewandelt waren.

Die Statue ist keineswegs die einzige Skulptur, die den hellenistischen Charakter bewahrt hat. Schon die erste Expedition hatte stark gräzisierende Köpfe gefunden, und auch uns waren eine ganze Reihe solcher Plastiken in die Hände gefallen.

Die Buddhas auf den Wandgemälden zeigten schon überall den mißverstandenen Faltenwurf und die ostasiatischen Gesichter der späteren, chinesischen Zeit. Die Skulpturen gehörten, darüber konnte kein Zweifel walten, derselben Zeit wie die Gemälde an — warum waren nicht auch sie ostasiatisch abgewandelt?

Zur Zeit des Fundes wußten wir noch nicht, daß die Plastik Ostturkistans eine Formereikunst ist und daß man sich zur Herstellung aller Statuen der Formen bediente.

Erst auf der dritten Reise fanden wir, in den Klosterwerkstätten von Kyzil, vereinzelte aus Stukko hergestellte Formen. Und in Schortschuk gelang es Herrn Bartus, aus einer solchen Werkstatt einige 30 solcher Formen auszugraben.

Dieser Fund bot uns des Rätsels Lösung: man druckte eben mit diesen Formen den alten Typ immer wieder, und wurde eine Form durch Bruch oder Abnutzung unbrauchbar, so wurde über einem ihrer früheren Erzeugnisse auf mechanischem Wege eine neue Form hergestellt und damit weitergedruckt[1].

---

1 Mit Tierhaaren, Pflanzenfasern oder Häcksel gemischter Lehm, — seltener, und besonders in den westlichen Anlagen, wurde auch Stukko verwendet — ist das Material der alten Former, denn in Ostturkistan fehlte ein geeigneter Stein.

In den Formen wurde das Gesicht, die Ohren mit ihrem Schmuck, Arme, Beine, Hände und Füße, die Attribute usw. jedes für sich ausgedrückt.

Die großen Statuen wurden ebenso, in vielen Einzelteilen, geformt, die nicht sehr dicken geformten Stücke mit derselben Masse und mit Rohrbündeln gefüllt und an der Sonne getrocknet. Dann wurden die einzelnen Stücke mit rohen Holzstäbchen zusammengesetzt, oft auch nur mit Strohseilen zusammengebunden, Hände usw. wurden angesetzt, und die ganze Figur — es sind immer nur Halbreliefs — auf der hinteren Seite mit Lehmverputz abgeglättet und mit Tamariskendübeln an der Tempelwand befestigt.

Dann wurde die Vorderseite abgeglättet, die Fugen verschmiert, alles noch einmal feiner in geschlemmten Ton nachmodeliert, mit einer dünnen Schicht Stukko überzogen, mit Temperafarben bemalt und mit dickem Blattgold vergoldet.

Das Blattgold wurde in viereckige Stückchen geschnitten, aufgeklebt und durch Bemalung in Schwarz oder in einem schönen durchsichtigen Karminrot (besonders in den Miniaturen der Bücher), gegliedert.

Um den Goldschmuck mancher besonders kostbarer Statuen plastisch hervortreten zu lassen, führte man ihn zunächst in ganz niederem Relief in einer sehr festen weißen Pasta (Stukko?) aus. Darauf klebte man die viereckigen Stückchen Blattgold auf und bemalte sie; die hervortretenden Ecken des Blatt-

In der türkischen Zeit änderte sich allmählich, durch die zunehmende Blutmischung des Volks, das Schönheitsideal und man kann an den Köpfen genau erkennen, wie man ziemlich schnell, etwa im 9. Jahrhundert, die Formen mit voller Überlegung ostasiatisch abgeändert hat. Die Augen werden aus den Augenhöhlen hervorgeschoben, die Brauen schräger gestellt, die Lidspalte ebenfalls, die Nase wird verkürzt, der antikisierende Haaransatz mißverstanden und schematisiert. Zuletzt gibt ein Künstler seiner Form noch das straffe, grobe Haar der ostasiatischen Rasse und — aus dem gräzisierenden Kopf ist ein chinesischer geworden! (s. Taf. 7)

In der Malerei herrschte aus leichtverständlichen Gründen eine weit geringere Beständigkeit. Schon die Sassaniden hatten die Wege zum hellenistischen Orient gesperrt, und aus Iran und Indien kamen nur wenige Leute, und wohl meist, außer den reisenden Kaufleuten, nur Mönche, die dem Zölibat huldigten. Der Weg nach Ostasien war aber immer offen und Ostasiaten, Türken und Chinesen kamen immer zahlreicher in das Land. Die Blutmischung vollzog sich also fortwährend.

Nahm nun ein Meister einen mischblütigen Lehrling an, so kam ein neues Auge, eine neue Hand in sein Atelier, und so vollzog sich die Abwandlung viel schneller in der Malerei als in der Skulptur.

Auch die Malerei bediente sich mechanischer Hilfsmittel. Wir haben papierne Pausen gefunden und zwar solche aus dünnem Papier für die Gemälde auf Leinwand, Boehmeriastoff, Seide und Papier, und aus pappeartigem Papier für die Wandgemälde.

Das Gemälde wurde auf dem zur Pause bestimmten Papier in Linienzeichnung entworfen. Dann wurden die Linien durchstochen; man legte die Pause an die geglättete, geweißte Wand — oder auf die erwähnten zarteren Stoffe und schlug mit einem Beutel voll feinem Holzkohlenstaub auf die Pause.

Die so entstandenen schwachen Umrisse wurden dann nachgezogen und schließlich ausgemalt. Die Maler besaßen solche Übung, daß sie, wie man an manchen Bildern erkennen kann, der Vorzeichnung kaum bedurften und sich nicht genau an sie hielten: sie schrieben gewissermaßen jeden der ihnen genau vertrauten Götter, Heiligen usw. so hin, wie man etwa einen komplizierten chinesi-

---

goldes wurden übermalt und der nun in Relief erscheinende Goldschmuck mit einem Nephrit-Stift oder dgl. glänzend poliert.

Diese Technik fanden wir nur auf den sehr schönen Wandgemälden der Ruine Beta in Chotscho.

Ein ähnliches Verfahren wurde später in der Miniaturmalerei auf Papier verwendet. Auf unseren Papierminiaturen kommt es noch nicht vor.

schen Buchstaben — deren jeder übrigens ein Kunstwerk ist — hinschreibt.

Südlich von diesen zwei Tempeln (Russ. Z und Russ. B) befinden sich zwei Gruppen von Grabmonumenten. Es sind persische Kuppelbauten, dort heute noch mit dem persischen Wort gumbaz (gunbaz) benannt. Bei manchen diesen Bauten besteht die Kuppel aus zwei übereinandergesetzten Gewölben[1]. (Taf. 15.)

In einem dieser Gräber fanden wir eine kleine Kappe, wie sie heute noch von jungen Mädchen in Ostturkistan getragen wird. Sie war mit Blut getränkt; augenscheinlich hatte sich die Besitzerin in das Grab geflüchtet und war dort erschlagen worden. Daß die Mütze der buddhistischen Zeit zugehört, ergibt sich aus der Stickerei: sie stellt ein Fabelwesen (Garuda) der buddhistischen Mythologie dar.

---

1 Vgl. U. Monneret de Villard, Sull' Origine della doppia cupola persiana in „Architettura e Arti decorative", fasc. IV, Anno I, Mailand 1921.

Die Tempel-Siedelungen von Sängim Aghyz, Bäzäklik, Tschikkan Köl und Tujok

Schlucht von Sängim

Es gelang uns noch, in mehreren Tempeln der alten Stadt Wandgemälde zu entdecken, die Bartus mit gewohnter Meisterschaft, in Kälte, Hitze, Staub, von den Wänden lossägte.

Daneben wurden täglich Kleinfunde gemacht, Münzen, hauptsächlich der T'angkaiser Chinas, aber auch ältere, sassanidische und spätere, muhammedanische der abtrünnigen Fürsten von Kaschghar, ferner kostbare Gewebe aus Seide, Leinen und Boehmeria nivea-Fasern; endlich große Mengen von Manuskriptresten in den zahlreichen (24) dort vorkommenden Schriftarten.

Trotzdem entsprachen die Ergebnisse keineswegs meinen Erwartungen, und da die Funde in der alten Stadt Chotscho erschöpft zu sein schienen, verlegten wir, als es wärmer wurde — in Turfan ist das schon Ende Februar der Fall — unsere Tätigkeit in das im Norden von Karachodscha gelegene, finstere Défilé von Sängim. Im Türkischen heißt diese Schlucht der Mund (t. aγïz, vulg. ēγïz) von Sängim, nach einem kleinen am nördlichen Ende gelegenen Flecken.

Der Strom von Karachodscha bahnt sich, ziemlich reißend, seinen Weg durch den Löß dieses Tales.

Es ist eine düstere unheimliche Schlucht; dräuend erheben sich steile Hügel besonders am linken Ufer, und Steinschlag und Lehmlawinen stürzen zur Zeit der Schneeschmelze oftmals prasselnd auf die schmalen Pfade.

Trotz des abschreckenden Eindrucks dieser Landschaft ist die Schlucht auf ihrem linken oder westlichen Ufer mit einer Reihe (Taf. 16) von Tempeln besetzt, während die Höhen des rechten Ufers mit zahlreichen indischen Grabmonumenten (stūpa) besetzt sind, deren einige auch unmittelbar am rechten Ufer des Stromes sich erheben.

Diese Stūpas enthielten Reste von Leichenbrand, künstliche Blumen, Votivgaben (Heiligenbilder auf Papier) und zahlreiche Manuskriptreste. Es muß auffallen, daß in einem dieser Denkmäler, in der Biegung des Stromes, ein nur wenig beschädigtes manichäisches Buchblatt, unter Bruchstücken zahlreicher buddhistischer indischer Handschriften, gefunden wurde. Wie ist es dorthin gekommen?

Zwölf Bauten finden sich auf dem linken Ufer. Es sind die Ruinen buddhistischer Klöster und Tempel der alten Zeit (8.—11. Jahrhundert). Die meisten sind Freibauten aus Luftziegeln, einige sind in den weichen Stein geschnittene Höhlentempel mit davorgelegten Terrassen und Freibauten. Die Freibauten-Klöster sind alle zugleich starke Festungen mit mächtigen Mauern und Türmen. Der Anblick der Schlucht ist im ganzen Verlauf in hohem Maße phantastisch. Die wilde Zerrissenheit der Hügel verleiht der Landschaft einen romantischen, fast gespenstischen Charakter.

In den Tempeln fanden wir noch zwei Bibliotheken. Der eine Fund fiel Herrn Bartus in den Mönchszellen eines großen Klosters zu und füllte mehrere Maltersäcke. Diese Manuskripte waren beinahe alle in frühtürkischer Sprache und uighurischer Schrift; der Inhalt war religiös: es waren Bruchstücke einer Art Drama, welches die Begegnung der Gläubigen, aber auch der Verdammten, mit einem buddhistischen Messias, dem Maitreya, schildert (Maitreya Samiti). Die Kolophone der Kapitel geben an, daß dies eine Übersetzung aus der tocharischen Sprache ins Türkische sei und nennen den indischen Namen des Verfassers.

Anderen Orts fanden wir später Bruchstücke des erwähnten tocharischen Textes, der seinerseits, laut den Kapitelunterschriften, aus der „indischen Sprache" übersetzt ist.

Der zweite Fund wurde von mir in einem seltsamen Gebäude, dem Annex eines kleinen Tempelchens, auf der Terrasse des Tempels Nr. 10 gemacht. Er bestand in der Hauptsache aus türkischen Übersetzungen buddhistischer Märchen.

Hier und da wurden auch Funde manichäischer und indischer Handschriften gemacht. Sehr ärgerlich war folgendes Ereignis: Wir hatten uns sehr mit Grabungen in der am Eingang der Schlucht gelegenen „Sternbilderhöhle" (Tempel Nr. 6) bemüht, ohne jedoch den allergeringsten Fund zu machen. Während wir dort beschäftigt waren, gingen zwei alte Frauen uns gegenüber auf der anderen Seite des Baches an die Arbeit. Dort standen mehrere formlose Hügel. Einige dieser Hügel waren bloß zufällige Anhäufungen von Löß, einer aber wurde erfolgreich angeschnitten, es war ein zer-

störter Stūpa, und ergab diesen Schatzgräberinnen vor unseren Augen einige seltsame Dämonenköpfe und eine große Menge von tocharischen und indischen Manuskripten in indischen Schriftarten. Wir waren genötigt, diesen äußerst pfiffigen Frauen ihre Beute für einen ziemlichen Geldbetrag abzukaufen. Wir zahlten drei Taler für etwa 100 schöne Blätter Manuskript.

Die bisherige Ausbeute in der alten Stadt bei Karachodscha und in der Schlucht von Sängim war nicht ganz unbedeutend, sie entsprach aber doch keineswegs den Erwartungen, die meinen Auftraggebern vorgeschwebt hatten. Häufig kamen Briefe von Geheimrat Pischel, in denen die Überzeugung ausgesprochen wurde, daß ich bereits eine riesenhafte Menge von Manuskripten, Skulpturen und Wandgemälden erbeutet hätte. Auch Majestät habe sich des öfteren höchst interessiert nach den ohne Zweifel reichen Ergebnissen der Expedition erkundigt. Diesen hochgespannten Erwartungen entsprachen die Erfolge bis dahin keineswegs.

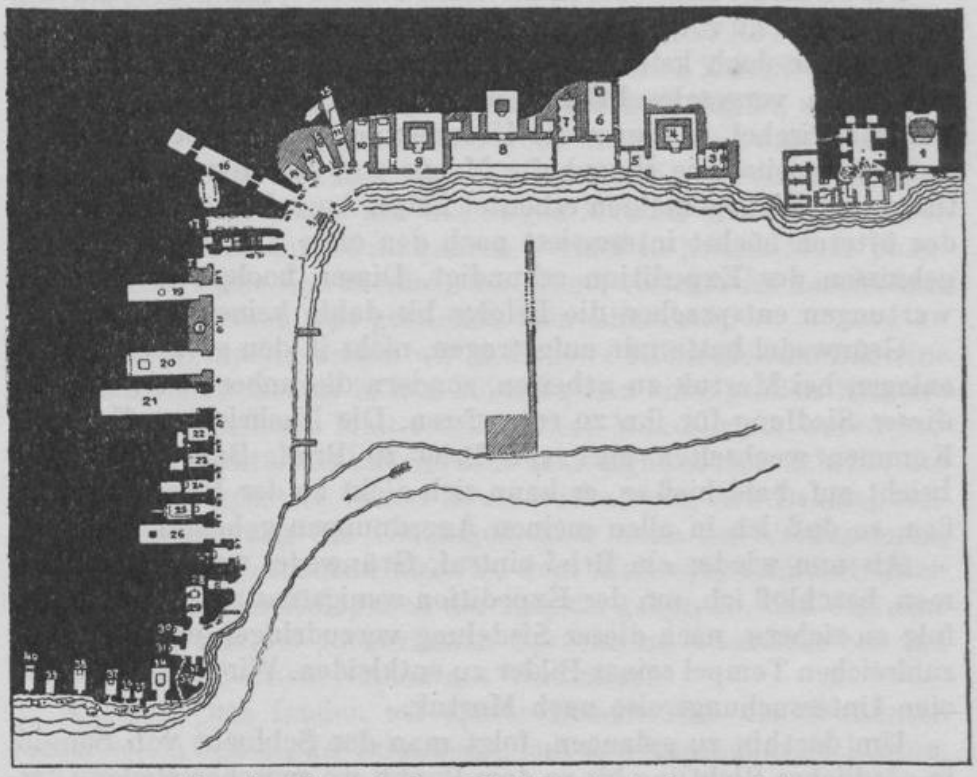
Grünwedel hatte mir aufgetragen, nicht in den großen Klosteranlagen bei Murtuk zu arbeiten, sondern die unberührten Tempel dieser Siedlung für ihn zu reservieren. Die Nachrichten über sein Kommen wechselten aber von Brief zu Brief. Bald hieß es, er bricht auf, bald hieß es, er kann sich nicht zu der Reise entschließen, so daß ich in allen meinen Anordnungen gehemmt war.

Als nun wieder ein Brief eintraf, Grünwedel wolle nicht kommen, beschloß ich, um der Expedition wenigstens einen großen Erfolg zu sichern, nach dieser Siedelung vorzudringen und einen der zahlreichen Tempel seiner Bilder zu entkleiden. Wir machten daher eine Untersuchungsreise nach Murtuk.

Um dorthin zu gelangen, folgt man der Schlucht von Sängim in nördlicher Richtung bis zu dem Punkt, wo zwischen steilen Uferklippen der Murtukbach in den Strom der Schlucht von Sängim mündet. Man muß die hohen Klippen des rechten Ufers erklettern, um dann einem schmalen, auf diesen Klippen sich entlangschlängelnden Wege zu den großen Klosteranlagen von Bäzäklik, welche etwas südlich von dem großen Dorfe Murtuk liegen, zu folgen.

Man nähert sich dem Kloster Bäzäklik (ostt. = Ort, wo es Malereien [Verzierungen] gibt) bis in die allernächste Nähe, ohne daß die große Anlage vom Wege aus je sichtbar würde. Nur an einer Stelle gibt es einen Blick auf die Tempel, aber dort haben die alten Mönche eine noch teilweise stehende Mauer errichtet, welche die Siedelung den Blicken der Wanderer entzieht. Überall begegnet man dem Bestreben der Klosterleute, sich einen möglichst großen Abstand von der Welt und ihrem Treiben zu sichern.

Plötzlich erweitert sich der Weg und mündet auf eine breite, sandige Ebene, hinter der große und phantastische Hügel sich erheben. Auch von hier aus ist das Kloster nicht zu sehen, denn es liegt auf einer Terrasse, welche etwa zehn Meter über dem Bett des Baches und ebenso tief unterhalb des steil abfallenden Randes der Ebene, in einer hufeisenförmigen Krümmung der Ufer eingeschnitten ist.

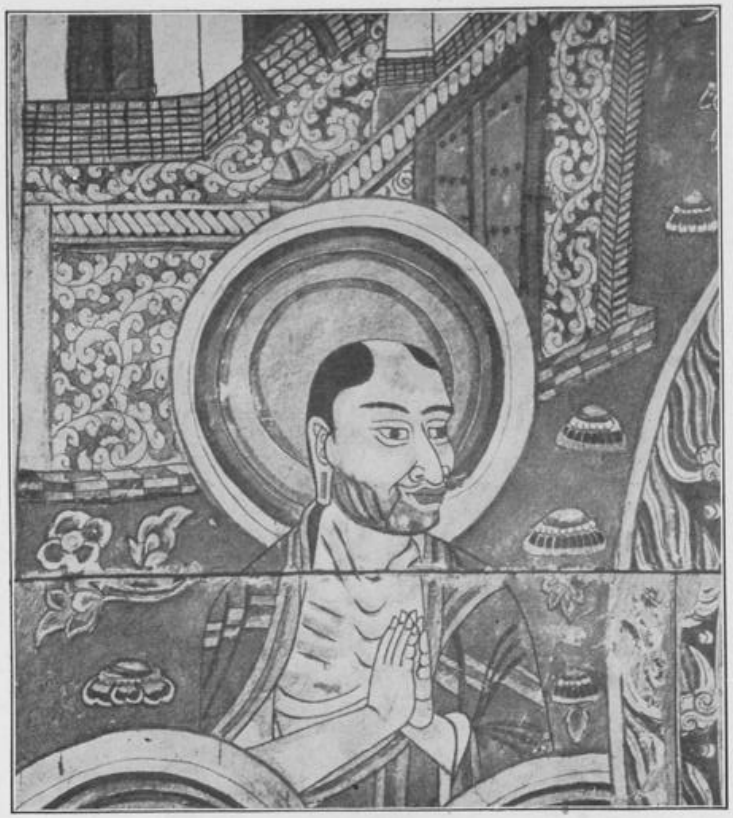


Plan der Tempelanlage Bäzäklik (nach Grünwedel)

Nur wenn man dicht an diesen Rand heranreitet, sieht man die Gebäude auf ihrer Terrasse.

Zwei kleine Kuppelbauten stehen, eine am oberen, eine am unteren Ende der Anlage. Nur die am oberen Ende war erhalten und konnte, obwohl ungemein baufällig, noch betreten werden. Sie enthielt eine in den Löß geschnittene, äußerst baufällige, steile und enge Treppe, die auf die Terrasse herabführt. Die beiden kleinen Gewölbe waren also wahrscheinlich die Zugänge, mittels deren man in alter Zeit die Siedlung von oben her erreichte. (Taf. 17—18.)

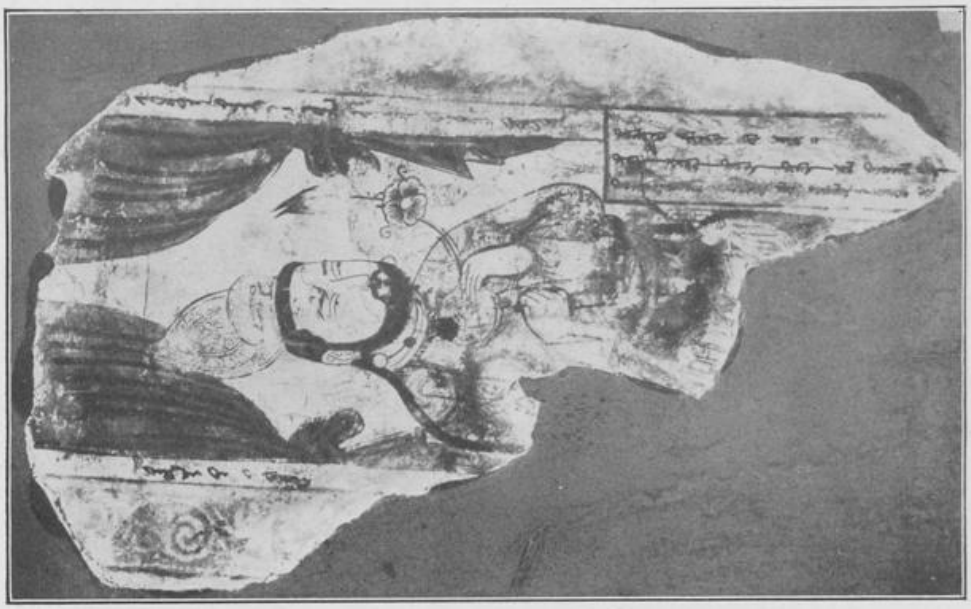
Der nördliche Teil der Anlage ist die Hauptterrasse. Am nördlichsten Ende befand sich ein großes Kloster mit Zellen für die Mönche. Daran schloß sich, stromabwärts nach Süden, eine lange



Typen der alten Bevölkerung auf den Wandgemälden, Bäzäklik

Syrer

Blauäugiger Tocharer und Ostasiate



Typen der alten Bevölkerung, Wandbilder, Bäzäklik

Perser

Türkischer Fürst

Typen der alten Bevölkerung (Wandbilder, Bäzäklik)

Ostasiatische Mönche

Indische Mönche

Tafel 22

Aufstellung der Wandbilder aus Bäzäklik, Museum für Völkerkunde, Berlin

Reihe von Tempeln, die samt und sonders mit dem Sand des dahinterliegenden Gebirges und dem überall gegenwärtigen Lößstaub des Landes zugedeckt waren, so daß man nur hier und da eine Mauerkante oder die rundliche Kuppel eines Tempels aus diesen Anhäufungen hervorragen sah.

Die Gebäude — früher waren sie wohl durch hölzerne Vorbauten miteinander verbunden — bestehen entweder aus Freibauten oder aus in den Ton und das weiche Gestein geschnittenen Höhlentempeln; andere sind, wie in der Sängimer Schlucht, eine Verbindung der beiden Systeme, indem vor einem Höhlentempel eine Vorhalle aus Luftziegeln errichtet ist.

Im ganzen sind dort einige hundert Tempel erhalten. Viele Tempel des Südteiles waren indes von Ziegenhirten bewohnt worden, die Gemälde waren durch ihre Lagerfeuer verräuchert. Nur in jenen Tempeln, die ganz und gar verschüttet waren, war eine Ausbeute zu erwarten. Nach dieser Erkundung beschlossen wir, einige der von den Ziegenhirten beschädigten Tempel zu säubern und dort unsere Wohnung aufzuschlagen. Dann begannen wir die Arbeit.

Ein Bote des chinesischen Gouverneurs von Turfan brachte mir grade jetzt einen Brief von Pischel, der die freudigsten Erwartungen aussprach. Wir hatten aber bis dahin noch nichts Nennenswertes gefunden. Da lächelte eines Tages uns das Glück. Wir hatten begonnen, einen großen Freibautempel zu bearbeiten und waren in die vor die Cella gelagerte Vorhalle eingedrungen. Leider stellte sich heraus, daß die Wandgemälde dieser Vorhalle gänzlich zerstört waren. Man sah nur noch schwache Umrisse.

Die engen Korridore, die oft die Cella in diesen Tempeln umgeben, waren auch hier angebracht und vom Fußboden bis zum oberen Ende der Mauern mit ziemlich steil anstehendem Bergsand angefüllt. Ich schwang mich mit Mühe auf diese Sandanhäufungen des linken Korridors herauf, und während ich heraufstieg, rutschte fortwährend der Sand unter dem Gewicht meines Körpers ab, so daß ich, im Sande gewissermaßen wassertretend, viele Zentner dieser Anhäufungen abstürzen ließ.

Plötzlich, wie durch eine Geistererscheinung, erblickte ich auf den auf diese Weise freigelegten Mauern rechts und links von mir prachtvolle Gemälde in so frischen Farben, als ob der Maler sie soeben erst vollendet hätte.

Nun war große Freude, ich schwenkte den Hut und rief nach Bartus, der auf der anderen Seite arbeitete; er kam herbei und wir schüttelten uns erfreut die Hände. Wenn wir diese Bilder retten konnten, war der Erfolg der Expedition gesichert.

Wir drangen langsam unter Wegräumung der Sandmassen vor, und es stellte sich heraus, daß in den Eingängen zu den Korridoren auf jeder Seite je drei Mönche überlebensgroß aufgemalt waren. Es waren Porträts, und zwar befanden sich auf den beiden Seiten des linken Korridors die Darstellungen indischer Mönche in gelben Roben mit ihren indischen Namen in zentralasiatischer Brāhmīschrift, während auf der rechten Seite des rechten Korridores drei ostasiatische Mönche in violetten, auf der linken Seite Seite dieses Korridores drei indische Mönche in gelben Roben dargestellt waren. (Taf. 21.)

Auch diese Leute trugen auf gemalten Täfelchen ihren Namen zu Häupten, und zwar waren die Namen der Inder wieder in indischer Schrift, die der Ostasiaten in chinesischer und in uighurischer Schrift in beiden Sprachen aufgeschrieben.

Es war interessant zu bemerken, daß die Türken, die diese Tempel während der Glanzzeit ihrer Herrschaft (9. Jahrhundert) errichtet haben, sich nicht begnügten, die Gesichter nur mit Schablonen herzustellen; man sieht vielmehr ein deutliches Bestreben, das Gesicht eines jeden der Dargestellten zu individualisieren, mit anderen Worten, Porträts zu malen. (s. Taf. 20.)

In der älteren, indogermanischen Schicht ist das niemals versucht worden; dieselben Schablonen wurden für alle Gesichter verwendet und man schrieb dann dazu, dies ist der Ritter X, der Ritter Y und der Ritter Z.

Diese Gleichgültigkeit gegen Porträts muß um so mehr auffallen, als die Gemälde der älteren Zeit im Vergleich zu diesen mehr eine Mischkunst zeigenden späteren Bildern an Qualität erheblich besser sind.

Als wir die Korridore weiter öffneten, fanden sich an den 4 m hohen Wänden 15 riesenhafte Darstellungen der Buddhas der verschiedenen Zeitalter und zwar auf den äußeren, längeren Wänden der Korridore je drei, auf den inneren, kürzeren Wänden der Korridore je zwei Buddhafiguren. Vor den Buddhas knien entweder indische Fürsten in indischer Göttertracht, oder Brahmanen mit Tigerfell und Wadenstrümpfen, oder aber, und dies erhöht den Wert dieser Bilder, Geschenke darbringende Männer in der Landestracht.

Man sieht ganz verschiedene Typen. Einmal deutlich Perser mit Adlerfittichmützen, merkwürdigen Hüten, oder im Turban. Sie haben aquiline Züge mit dunklem, zuweilen aber auch rotem Haar, in welchem Falle die Augen grün oder blau gemalt sind. (Taf. 20.)

Noch auffallender sind Darstellungen von rothaarigen, blauäugigen Männern mit ausgesprochnen Europäergesichtern. Diese

Leute bringen wir in Verbindung mit der in diesen Gegenden in vielen Handschriften gefundenen europäisch-indogermanischen (Taf. 19) Sprache, deren Namen wir später als „tocharisch" bestimmen konnten. (Hundert heißt in ihr kant = centum.) Diese rothaarigen Leute tragen an ihren Gürteln Schnüre, mit welchen ihre langen, aus weichem Leder verfertigten Schaftstiefel am Herabsinken verhindert werden. Eine merkwürdige ethnographische Eigentümlichkeit, die sich nur noch, soviel ich weiß, bei den Steinfiguren findet, welche die skythischen Grabhügel Südrußlands und der Krim krönen und welche in genau derselben Ausführung auf zahlreichen Grabhügeln, das ganze Himmelsgebirge entlang bis tief in die Mongolei zu finden sind.

Diese Grabhügel enthalten eine Bronzekultur, die mit jener der „Kurgane" oder Hügelgräber Südrußlands identisch ist. Ich vermute, daß diese Grabhügel in Südsibirien und der Mongolei den Weg bezeichnen, den diese Indoeuropäer in vorchristlicher Zeit eingeschlagen haben, um nach China zu gelangen.

Ein anderer Typ tritt nur einmal auf, er ist ausgesprochen semitisch und dürfte einen der Syrer darstellen, die in ziemlicher Anzahl als nestorianische Christen nördlich der chinesischen Stadt Turfan in den Vorbergen ihr Kloster erbaut hatten. Der dargestellte Mann muß demnach ein Konvertit zum Buddhatum gewesen sein. (Taf. 19.)

Die Cella des freigelegten Tempels maß etwa 2 m im Quadrat. Hier jedoch hatte der Sturm den Sand so häufig an den Wänden herumgewirbelt, daß nur etwa $1^1/_2$ m vom Boden, wo die Gewalt des Sturmes nicht mehr hingreifen konnte, eine feste Sandschicht erhalten war, die die Bilder geschützt hatte.

Es waren merkwürdige Darstellungen. Der Tür gegenüber befand sich das Bild eines Teiches, aus dem, von Drachen behütet, sich ein merkwürdiger, stilisierter Baum erhebt, der den Thron eines Avalokiteśvara (Kwannon) getragen hat.

Der Thron selbst war zerstört; rechts und links von dem Teich sind zwei furchtbare Dämonen erhalten, die, sechshändig, zwei kleine, zu ihren Füßen knieende Teufelchen mit Schweins- und Elefantenköpfen, bedrohen. Links neben dem Teich sieht man die Gestalt eines mit Krücke versehenen Brahmanen, der zornig mit dem Fuß stampft und von seinem, ebenfalls in Tigerfell gekleideten Schüler, stirnrunzelnd gestützt wird.

Man hat den Eindruck, als hätte dieser Brahmane einen Streit mit der Gottheit gehabt, in dem er den Kürzeren gezogen hat.

Eine Reihe phantastischer, indischer Gottheiten schließt sich nach oben an. Oberhalb dieser brahmanischen Gottheiten ist das Bild vollkommen zerstört. Auf der linken Seite der Cella sieht man den König auf einem prächtig gemalten Schimmel zur Jagd ausreiten, gefolgt von Waffenträgern und Hofgesinde. In einer Ecke steht der Schreiber mit Tintenfaß und Schreibpinsel.

Auf der rechten Seite der Cella sieht man eine sehr seltsame Szene, nämlich eine Jagd auf Garudas — Fabelwesen, die mit Menschenkörpern, aber mit Vogelkrallen, Fittichen und Vogelköpfen ausgestattet sind — die ein Kind entführt haben. Ein von ihnen geraubtes Kind ist bereits in Sicherheit; die Garudas werden von Bogenschützen und Lassoträgern verfolgt und eingefangen.

Wir haben Grund anzunehmen, daß wir es hier mit der letzten Entwicklung der Ganymedesgruppe des Leochares in ostasiatischer Umdeutung zu tun haben.

In den Ecken endlich stehen die vier Weltenhüter in Panzern mit ihren dämonischen Begleitern.

Rechts und links an den Türwänden der Cella befanden sich, übereinandergeordnet, mehrere Reihen von Stifterbildern uighurischer Türken; auf der einen Seite die Männer, auf der anderen Seite die Frauen des fürstlichen oder vornehmen Geschlechts, einige noch mit ihren Namen in uighurischer Schrift auf den neben den Figuren erscheinenden Namenstafeln. Drei übereinandergestellte Reihen von Figuren waren ursprünglich vorhanden. In der untersten befand sich, halblebensgroß gemalt, auf der einen Seite der Tür, der Fürst, auf der anderen Seite die Fürstin, darüber, auf jeder Seite, je zwei männliche und zwei weibliche Personen und in der dritten Reihe, darüber, je drei männliche und drei weibliche Personen. Von den Männern war bloß die oberste, drei Personen zeigende Reihe erhalten, von den Frauen nur die mittlere Reihe mit zwei Figuren.

In langer und mühsamer Arbeit gelang es, diese Bilder sämtlich herauszuschneiden. Sie kamen nach zwanzigmonatiger Reise auch glücklich nach Berlin, wo sie einen ganzen Saal füllen. Es ist einer der wenigen Tempel, dessen Gemälde in ihrer Gesamtheit nach Berlin gelangt sind. (Taf. 22.)

Hier im Gebirge war die Luft weniger drückend als in Turfan, wir arbeiteten auch hier von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, wurden aber weniger durch Besuche belästigt. Aber hier hatten wir zweimal unangenehme Besucher.

Der Berg, der sich hinter der Siedlung erhebt, ist von schneeweißer Farbe, wird aber von der Morgen- und Abendsonne regel-

mäßig wie mit Karmin übergossen. Vor diesem Berg liegt eine scharfgeschnittene Anhäufung von schwarzem Bergsand; darunter breitet sich die Ebene aus, die, wie die Ruinen der Bauten selbst, die goldgelbe Farbe des Löß zeigen.

Wenn wir dann den Mond aufgehen sahen, der groß wie ein Heuschober am Firmament erschien, so änderte sich die Färbung der Berge und des Löß in überraschender Weise. Der Berggipfel wurde violett-blau, die Anhäufung schwarzen Bergsandes grün mit goldenen Reflexen, der Löß aber nahm, je nachdem er beschattet war, die wunderbarsten und gespenstischsten Färbungen an, hier karminrot, dort violett, dort blau, dort dunkelschwarz, kurz, nirgends habe ich eine derartige phantastisch-wundervolle Farbensymphonie gesehen, wie sie uns dort jede Mondnacht bescherte.

Legte man sich dann auf sein Lager, so schlief man doch zunächst trotz aller Ermüdung nicht ein; die Eindrücke des Tages mit ihren Erlebnissen waren zu mächtig, um den Geist schnell zur Ruhe kommen zu lassen.

In der Totenstille, die stets dort herrscht, hörte man dann das Plätschern des Baches, der unten am Fuß des Ausschnittes in schnellem Gefälle einherbrauste, wie ein verspottendes Lachen. Wenn auch die Landschaft von fabelhafter, unbeschreiblicher Schönheit war, so entbehrte sie, zumal wenn dieses gespenstische Lachen an das Ohr drang, nicht eines gewissen Elements des dämonisch Unheimlichen.

Man begriff, warum überall in diesen Tempeln die Dämonenfratzen an den Wänden erschienen.

Mitten in die Totenstille einer solchen Nacht erschallten plötzlich schauerliche Laute, als ob hundert Teufel auf einmal losgelassen seien. Wir sprangen erschrocken auf, ergriffen unsere Büchsen und liefen auf die Terrasse. Da sahen wir zu unserem Schrecken den ganzen hufeisenförmigen Ausschnitt mit Wölfen besetzt, die, die Nase in die Luft gehoben, mit langgezogenem Geheul den Mond begrüßten.

Unsere Diener eilten herbei und beruhigten uns: „Herr, Herr, Ihr braucht Euch nicht zu fürchten, die tun Euch nichts!“ Und so war es auch. Nach einigen Schüssen, von denen einer einen der Besucher traf, verließen uns die Tiere, nachdem sie ihren angeschossenen Kameraden verzehrt hatten. Dies Ereignis hat sich noch einmal wiederholt, uns aber das zweite Mal nicht mehr aus der Fassung gebracht.

Der Wolf, wie in den nördlichen und westlichen Siedlungen besonders bei Schicho und Manas, bei Maralbaschi aber auch am

Lop-nor der Tiger, ist eben in diesem Lande ein relativ harmloses Geschöpf.

Nur ein Fall wurde mir erzählt, wo ein Mensch durch Wölfe sein Leben verloren hat; es ist die tragische Geschichte eines hübschen, zwölfjährigen Mädchens aus Karachodscha — wir haben das Kind noch gekannt — die gegen ihren Willen einem sechzigjährigen Greise vermählt werden sollte. Sie flüchtete nach Luktschun durch die Sandwüste, kam aber nur bis zum halben Wege, wo eine ungeheure Ulme an einem Quell eine Raststatt in der Wüste gewährt. Hier legte sie sich zur Ruhe und wurde im Schlaf von Wölfen überfallen. Man fand bloß noch die blutigen Fetzen ihrer Kleider und die langen Schaftstiefel, in denen die Beine noch steckten.

Beim Abschluß der Arbeiten in Bäzäklik wurde ich von meinem Pferd heftig auf das Knie getreten und zog mir dadurch eine Verletzung zu, die mich einige Zeit, nämlich zehn Tage lang, am Reiten verhinderte. Während dieser Zeit mußte ich Krücken benutzen. Aber abends, nachdem ich Türkisch getrieben, verzierte ich die Wände unseres Zimmers mit Sprüchen und Versen, arabisch, persisch, deutsch, lateinisch, griechisch und den mir geläufigen europäischen Sprachen.

Über die Eingangstür schrieb ich in Riesenlettern: „Räuberhöhle".

Diese Wandverzierungen wurden zu einer Einnahmequelle für unseren Wirt, der sie später für Geld zeigte. Auch einem deutschen Vizeadmiral, der der japanischen Gefangenschaft entronnen war, wurden sie als Merkwürdigkeit gezeigt.

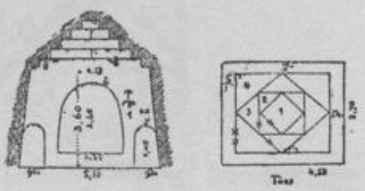
Der König von Luktschun hörte von meinem Unfall, er kam und bat mich, ihm das Pferd, das sehr schön und stark war, für seinen Staatswagen zu überlassen, da es doch als Reitpferd zu unbequem sei. Er würde mir dafür ein gutes Pferd überlassen.

Ich war erfreut, den Gaul los zu werden und dafür ein gutes Pferd aus dem Gestüt von Pi-tschang einzutauschen und ging auf den Vorschlag ein. Der König schickte mir dann ein sehr großes Pferd — es hieß später im ganzen Lande „tschong āt", das große Pferd — einen Braunen, der ganz ausgezeichnete Gänge hatte. Es war ein Paßgänger, mit dessen Paßgang andere Pferde nur im Galopp mitkommen konnten. Nach dem hochtrabenden Schimmel war dieser Gaul ein Schaukelstuhl, und ich fing an, die langen Touren, die wir täglich zu reiten hatten, zu genießen.

Ich habe dieses Pferd während meines ganzen Aufenthaltes in Turkistan täglich benutzt und es schließlich über den Himalaya geritten, wo ich es in Kaschmir für 150 Rupies verkaufte.

Die Behandlung der Pferde in Turkistan weicht von der unseren ab. Hat man eine Station erreicht, so wird das Pferd zunächst wenigstens eine Stunde von kleinen Knaben im Hofe des Rasthauses herumgeführt, dann, nachdem ihm der Sattel etwas gelüftet worden ist, wird sein Kopf an einem Pfahle hoch aufgebunden und zwar so, daß es ihn nicht senken kann. Um Mitternacht wird es getränkt und bekommt erst etwas Luzerneheu und dann Körnerfutter, meist Mohrenhirse. Ich hielt diese Veranstaltungen für unsinnig, wurde aber eingeschüchtert durch meine Begleiter, die behaupteten, wenn man das Pferd früher tränkte, schwöllen die Hufe und das Tier würde unbrauchbar. Um Pferde bei Überanstrengungen, wenn sie nicht mehr weiter können, zu heilen, schneidet man ihnen ein Stück Knorpel aus der Nase. Ob dieses Verfahren irgendwelchen Nutzen bringt und auf Erfahrung beruht, vermag ich nicht zu sagen.

In der Nähe von Murtuk zwischen der Siedlung von Bäzäklik und dem obersten Teil der Schlucht von Sängim, westlich vom Höhenzug, liegt noch eine kleine Siedlung namens Tschikkan Köl. Wir entdeckten sie bei unserer ersten Forschungsreise nach Murtuk und arbeiteten dort einige Tage in der bittersten Kälte.



„Laternen"-decken
6.—7. Jahrh.

Die Siedlung besteht in einer Anzahl von Höhlen in einer, einem großen See benachbarten Schlucht. An den Ufern des Sees und auf einer im seichten Wasser befindlichen Insel fanden wir buddhistische Ruinen.

Die Grabungen ergaben, daß das Wasser viel Schaden angerichtet hatte. Doch wurden einige schöne Köpfe (Typus der Kwannon), einige Manuskripte und Stickereien dort geborgen. Aus den Höhlen der Schlucht entnahmen wir Bilder, Wandgemälde, die, obwohl ziemlich stark zerstört, uns lehrten, daß wir es mit einer Siedlung etwa des 7. Jahrhunderts zu tun hatten. Sie glichen den Wandgemälden von Tuyoq im Stil und sind, wie diese, wohl die ältesten erhaltenen Gemälde der Turfaner Oase.

In den Deckengewölben fanden sich, nicht mehr, wie in Kyzil und Kirisch, in den Stein geschnitten, sondern nur auf die Wölbung aufgemalt, die interessanten „Laternen"-Decken, die schon in den Siedlungen von Bāmīān (Afghanistan) und in den schönen gräzisierenden Hausteintempeln von Kaschmir auftreten. (s. Taf. 39.)

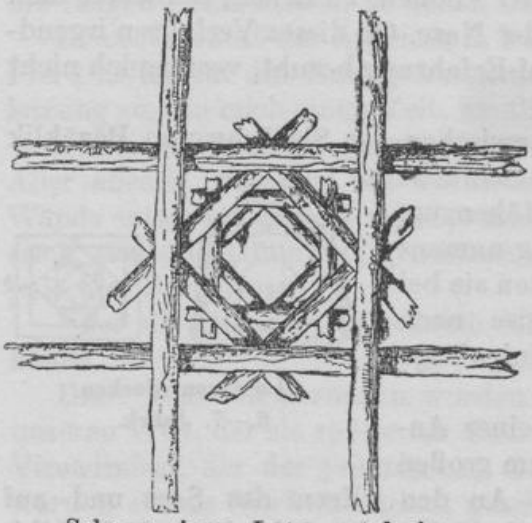
Die Laternendecke geht auf eine Balkenkonstruktion zurück,

die von Bauern noch heute in Armenien, Afghanistan, Kaschmir und Kleintibet verwendet wird. (s. Taf. 46.)

Über Turkistan gelangte sie, auf Höhlentempel übertragen, nach China und nach Korea. Im ersteren Land ist sie meist zu einem aufgemalten Ornament umgewandelt; im letzteren aber in vielen Tempeln noch, wie im Westen, in den Stein geschnitten (vgl. S. 129).

Tuyoq

Im Osten von Karachodscha, etwa 20 km von der alten Stadt entfernt, öffnet sich in einem abschreckend kahlen Höhenzug ein grünes, wunderbares, am unteren Ende sehr breites, aber sich schnell verengendes Tälchen, dessen oberer Teil in ganz schauerliche Steineinöden führt. Die Bergketten sind von furchtbarer Wildheit und Zerrissenheit; das Tälchen windet sich nach Norden in die Berge und macht eine scharfe Krümmung nach Westen, um dann weiter nach Norden zu gehen. Schließlich wird es so eng, daß ein Wagen, selbst wenn er im Strom fährt, es nicht mehr passieren kann.

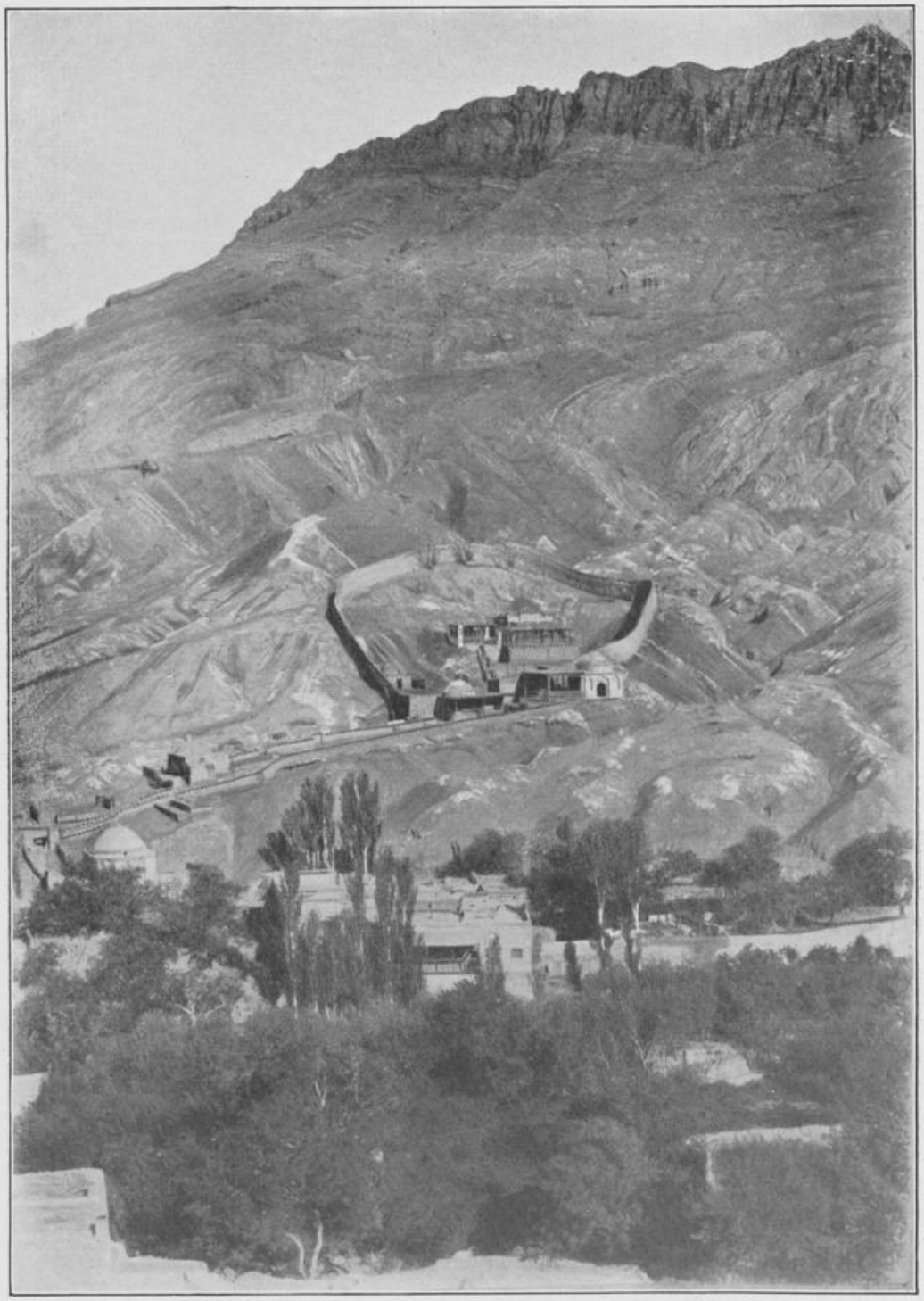


Schema eines „Laternen"-daches

Der Ort heißt Tuyok, zu deutsch „der Verhau", ein gutgewählter Name. Der kleine Strom wird in dem breiteren Teile des Tales in unzählige Kanäle verteilt und verleiht dem reichen Lößboden eine unglaubliche Fruchtbarkeit. Die kleine Ortschaft Tuyok nährt sich von ihren Weinbergen. Hier wachsen die „Turfaner" Trauben, süße, kleine, längliche, gelbe, kernlose Früchte (kischmisch), die, getrocknet, die besten Rosinen der Welt geben und selbst in Peking, 115 Tagereisen weiter nach Osten, ein höchst geschätzter Handelsartikel sind.

Außer den Weintrauben werden noch Aprikosen in ungeheurer Menge, Pfirsiche, Melonen und eine merkwürdige Holzbirne gezogen, die nur, wenn sie vermorscht ist, genießbar wird, dann aber großen Wohlgeschmack besitzt.

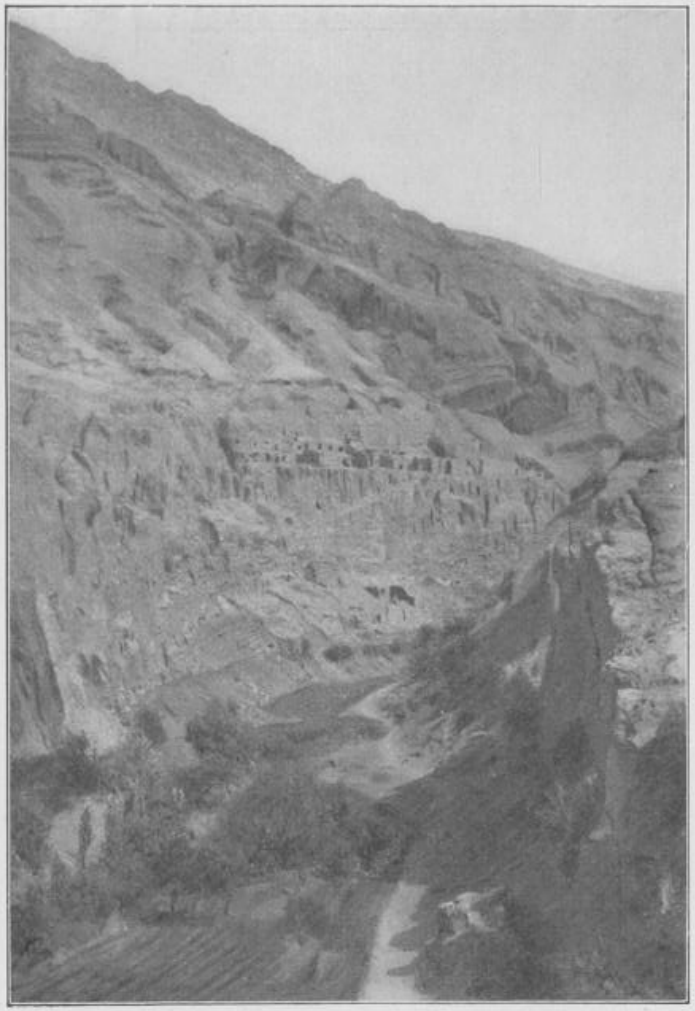
Auf der rechten Seite des Ufers erhebt sich eine moderne Moschee, das „Heiligtum der Siebenschläfer". Ich besuchte die Mo-



Moschee der Siebenschläfer (aṣḥābu 'l kahf), Tuyok

Tafel 24

Höhlentempel in der Biegung, linkes Ufer, Tuyok
(hier Handschriftenfund)



Kloster auf dem rechten Ufer, Tuyok
(1916 durch Erdbeben abgestürzt)

schee, und es wurde mir gesagt, daß hinter dem modernen muhammedanischen Teil sich ein in den Stein geschnittener Tempel aus der alten Zeit befände.

Hier sehen wir, wie an vielen anderen Orten, wie der Islam bei seiner Einführung sich der alten Heiligtümer des Landes bemächtigt hat. In diesem Falle wurde es den Muhammedanern leicht, denn die Siebenschläferlegende ist ihnen ja wohlbekannt. Leider wurde mir nicht gestattet, in die alte Höhle einzudringen. Der Eingang zum Höhlentempel war verhüllt mit einer Menge Fahnen, die die Truppen des Yakub Beg in den sechziger, siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den aufständischen Tunganen abgenommen hatten.

Dieses Heiligtum wird heute noch von Pilgern aus dem ganzen Lande, ja, selbst aus Indien und Arabien, besucht.

Ein indischer Pilger belästigte mich derartig durch seinen törichten Fanatismus, daß ich ihn schließlich mit Hilfe des Königs von Luktschun entfernen lassen mußte.

Da die Siebenschläfermoschee in der Nähe von Karachodscha liegt, wurde der Name Ephesus, in seiner arabisch-türkischen Form Apsūs, auf die alte Stadt angewendet.

Weiter stromaufwärts liegen eine Menge Tempelhöhlen und auf dem rechten Bachufer einige große Stūpas. Am oberen Ende aber, auf schwindelnd steiler Terrasse, befand sich ein sehr großes Kloster, das wie ähnliche Bauten in Tibet, wie ein Schwalbennest an den senkrechten Berghang geklebt ist. Dieses Kloster ist im Jahre 1916 abgestürzt und spurlos verschwunden.

Auf der linken Seite, der Moschee etwa gegenüber, erhebt sich ein steiler Hügel, der mit einigen Ruinen gekrönt ist. Am Fuße des Hügels aber steht eines der Häuser zum Trocknen der Weintrauben. Es ist ein Gebäude, dessen Wandungen unzählige, regelmäßig wiederkehrende, viereckige Öffnungen haben, um Luft einzulassen. Die Trauben werden an wagerecht angebrachten Stangen dort reihenweise aufgehängt und dörren in der außerordentlich trockenen Luft bei der großen Hitze in kurzer Zeit, ohne etwas von ihrem Wohlgeschmack zu verlieren.

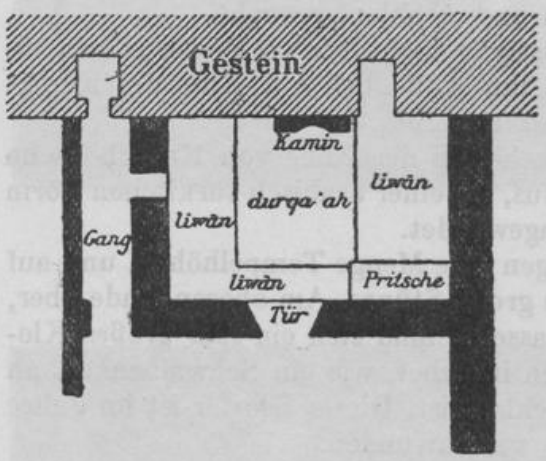
Weiter stromaufwärts finden sich noch zahlreiche, leider sehr stark zerstörte Tempel, die Hauptanlage aber liegt im obersten Teile des Tales, wo der Strom und die Berge eine plötzliche, scharfe Wendung nach Westen machen.

Ich hatte Bartus mit einer Grabung in der Sängimer Schlucht betraut. Da wir dort keine weiteren Funde zu erwarten hatten und die Grabung nur der Freilegung der Grundmauern dienen sollte,

quartierte ich mich mittlerweile bei dem Imam der Siebenschläfermoschee ein und suchte eine Ruine auf, deren Entleerung Erfolg zu geben versprach.

Ich fand ihn in der großen Anlage in der Biegung. (s. Taf. 24.) Dort war ein ungeheurer Block des Konglomeratgesteines aus der Höhe in eine Mönchszelle gefallen, hatte die Mauern zum Teil gesprengt und saß wie ein Pfropfen in dem Raum. Es gelang, dieses weiche, bröcklige Gestein zu entfernen, und zu meiner Freude fand ich das ganze Zimmer, das übrigens nach dem Muster eines iranischen Zimmers gebaut war[1], mit großen Haufen alter Manuskripte erfüllt.

Hier fanden wir manichäische, christliche und buddhistische Handschriften mit chinesischen Rollen und indischen Palmblatt- und Birkenrinde-Blättern vermischt. Auch Reste einer Buchrolle in der noch unentzifferten Schrift der „weißen Hunnen" oder Hephthaliten wurden, mit einem Blatt in türkischer „Runen"-schrift, ausgegraben.



Schematischer Plan des Fundaments

Man hatte versucht, diese große Anhäufung von Handschriften durch Feuer zu vernichten, aber die alte Tatsache, daß Bücher schlecht brennen, hatte sich auch hier bewährt; nur die Ränder, besonders der chinesischen Rollenhandschriften waren verkohlt. Wir fanden immerhin ungefähr zwei Säcke voll Manuskripte des achten und neunten Jahrhunderts, vermischt, allerdings, auch mit späteren Handschriften.

Während ich noch mit der Ausräumung dieser Schätze beschäftigt war, kam Bartus herübergeritten und freute sich mit mir über diesen wertvollen Zuwachs unserer Sammlungen.

Auch wundervolle Stickereien wurden hier aufgedeckt, und, aus

---

1 Diese Mönchszelle bestand aus einem rechteckigen Raum mit Kamin und Pritsche. Rings um den Raum ziehen sich breite Podien, entsprechend den liwān genannten Podien des modernen ägyptischen Hauses; der tiefer gelegene Raum in der Mitte entspricht der ägyptischen durqa'ah. Die Bauweise ist persisch und ist auch in Ägypten durch die Araber von den Persern entlehnt worden. Vgl. hierzu Lane, Modern Egyptians, 5th. ed., London 1860, S. 11 ff.

Holz gedreht, ein kleiner Reliquienbehälter, (rundliche Kuppelform [Taf. 39] mit aufgesetztem Schirm), mit roter, gelber und blauer Farbe reich und geschmackvoll bemalt.

Der Imam war einer der sehr wenigen Leute, die ich in Turkistan getroffen habe, die nicht nur Arabisch lesen und rezitieren konnten, sondern die es auch verstanden.

Ich hatte die ägyptische (Bulaq)-Ausgabe von „Tausend und eine Nacht" bei mir, hatte aber noch niemand gefunden, der würdig gewesen wäre, dieses Buch zu besitzen. Ich überreichte es meinem Wirt, der durch diese Gabe auf das Höchste erfreut war.

Jeden Abend hatte ich große Cour. Alle Honoratioren des kleinen Ortes kamen zu mir herauf und wurden mit Tee bewirtet. In zwangloser Plauderei unterhielt ich die Leute einige Zeit.

Ein köstliches Labsal in diesem Tale ist eine Quelle vortrefflichen, süßen Wassers, welche unterhalb der Moschee aus einem Felsen springt. Die Hitze war in dem engen Tale ziemlich groß; ein frischer Trunk aus dieser Quelle war ein Labsal, das andere Genüsse weit übertraf.

Bartus siedelte bald darauf in meine Wohnung über, und wir untersuchten die übrigen Tempel, wo indes die Ausbeute gering blieb. Nur an den Stūpas, bei der Moschee, fanden wir noch seltsame Grabbeigaben, unter anderem eine große Rolle weißen Stoffes, den ich für Leinwand hielt, der aber bei genauer Untersuchung sich als aus den Fasern von Chinagras, Boehmeria nivea, hergestellt erwies.

In der Oase von Turfan regnet es kaum je; es ist eine große Seltenheit, wenn Regen niedergeht, und er ist den Leuten durchaus nicht erwünscht. Die Regengüsse, wenn sie eintreten, sind meistens so heftig, daß der Weizen sich legt, und daß die Ströme und Kanäle zur ungeeigneten Zeit übertreten und ihre Wasser Verwüstungen anrichten. Schimmel und Pilz erscheint dann an Frucht und Getreide.

Während wir in Tuyok wohnten, verfinsterte sich eines Nachmittags urplötzlich der Himmel, ein entsetztiches Gewitter brach los und es regnete wie aus Mulden. In wenigen Minuten begann der Bach anzuschwellen, in einer halben Stunde trat er über seine Ufer und in einer Stunde zog ein braunrotes, brüllendes Gewässer verheerend durch das Bachbett und die Umgebung der Ufer.

Wir hatten unsere Manuskripte schon geordnet und in einer Kiste verpackt. Plötzlich aber fing das flache Lehmdach unseres Zimmers an zu lecken und Ströme schmutzigen Lehmwassers ergossen sich von allen Seiten in den Raum. Wir mußten fortwährend

mit allen Gegenständen, die nicht feucht werden durften, im Zimmer herumziehen, während die Söhne des Imam mit den Moscheedienern sich bemühten, das Dach einigermaßen in Ordnung zu bringen. Es half aber nichts, und hätte der Regensturm nicht ebenso plötzlich aufgehört, wie er begonnen hatte, so wären unsere Sachen sicherlich noch zu Schaden gekommen.

Leider hatte die kurze Zeit, in der das Gewitter wütete, schon recht bedauerliche Folgen gezeitigt. Der Strom hatte überall Verwüstungen angerichtet und Bergsand und Steine über die überfluteten Felder verstreut.

Etwa 15 km südlich von Karachodscha liegen zwei Klostersiedlungen, Tschong- (Groß-) und Kitschik- (Klein-)Hasar Schahri (Festungsstadt, hasar für ar. ḥiṣār), in einer sehr wüsten Dünengegend. Hier sollen wilde Pferde und wilde Kamele vorkommen. (Taf. 26.)

Ein alter Schatzgräber namens Rādil, übrigens ein noch größerer Spitzbube als unser Wirt, dem er an Drolligkeit des Humors nicht nachstand, den er aber an Derbheit weit übertraf, hatte uns Wunder erzählt von den kostbaren Funden, die in diesen öden Gegenden gemacht worden seien.

Obwohl es Juni war, zogen wir also mit zehn Mann durch die Wanderdünen und kampierten in den alten Tempeln, wo leider viele Skorpione hausten.

Wasser mußte von einem entfernten Kārīz, oder unterirdischen Leitung, hergeholt werden. Man holt es in hölzernen Gefäßen, die man rechts und links am Packsattel eines Esels anbringt. Der junge Sohn des Mirab war mit diesem Dienst betraut.

Wir arbeiteten etwa den halben Tag und konnten feststellen, daß hier noch in jüngerer Zeit der buddhistische Kult geübt worden ist. Um ein Uhr erhob sich ein furchtbarer Staubsturm, bei großer Hitze. Es war aber kein Wasser da, denn der Junge war erst kurz vorher mit seinem Esel abgezogen.

Während des Sturmes konnte er nicht vorwärts kommen und wir fingen alle an, heftigen Durst zu empfinden.

Der Sturm, obwohl ungewöhnlich heftig, legte sich bald und kurz darauf kam der Wasserjunge: der Esel war gestürzt und hatte sich ein Bein gebrochen!

Die Leute brachen sofort auf. Den Esel töteten sie, und ich bin überzeugt, daß sie ihn zu Hause verspeist haben; Pferdefleisch wenigstens ist so beliebt, daß man selten verlaufene Pferde wiederbekommt, wenn die Leute nicht gerade wissen, daß sie einem großen Herrn gehören.

Bartus folgte der Kolonne nach Luktschun. Ich ritt durch die Wüste nach Karachodscha zurück. Das kühle Wasser aus Sauts 80 engl. Fuß tiefem Brunnen schmeckte nachher vortrefflich.

Die Ruinen von Klein-Hasar bestehen aus persischen Kuppelbauten und indischen Stūpas, sowie aus stark zerstörtem Gemäuer. Tschong-Hasar besuchten wir nicht; solche Stätten sucht man am besten im Winter auf, wenn man Wasser als Eis transportieren kann.

Ringsum ist die richtige Sandwüste, deren Oberfläche vom Winde gekräuselt wird wie eine Wasserfläche in einer Brise.

Bartus grub später für Grünwedel hier mit einigem, aber nicht dem erwarteten, Erfolg.

Im Juni hatten wir wieder eine große Anzahl von Kisten zum Versand bereit. Um aber eine sichere Beförderung zu erlangen, war ich genötigt, mit dem russischen Konsul in Urumtschi zu verhandeln, um durch seine Vermittlung den Vizekönig zu veranlassen, mir einen sicheren Karawanenführer zu besorgen. Da der deutsch-russische Diener[1], den wir in Semipalatinsk angeworben hatten, sich durchaus nicht in die, allerdings ziemlich rauhen, Verhältnisse, unter denen wir in Karachodscha lebten, eingewöhnen konnte und nach Sibirien zurückkehren wollte, nahm ich ihn mit. Auch der Mirab begleitete mich.

Bei der Station Kindik mußten wir etwas rasten, da an den Wagen allerhand Schäden entstanden waren. Ich strich in der Umgegend herum und freute mich, in nächster Nähe des Serai eine Anzahl Gazellen aufzustöbern, die im Nu mit graziösen Sprüngen sich meinen Augen entzogen. An einer steilen Wand sah ich mehrere reizende Vögel, schwarz mit rot und weiß, mit langen Schnäbeln; es waren Mauerläufer.

Auf dieser Station begann das einzige unangenehme Abenteuer unseres ganzen Aufenthaltes in Ostturkistan. Ich bemerkte nämlich, daß ein schöner, hochgewachsener, junger Mann in äußerst anständiger Kleidung, der Sprache nach ein Andidshanlik, sich

---

1 Wenn man die Deutschrussen nach diesem Mann beurteilen müßte, würde man eine schlechte Meinung von ihnen bekommen. Er schaute zwar mit großer Geringschätzung auf die Russen herab, war aber selbst nichts anderes als ein Mushik.

Er war katholisch; die Familie stammte aus der Gegend von Oppenheim, und er sprach sein Deutsch, trotz der 150 Jahre, die die Kolonisten, angeblich bei Samara, zugebracht hatten, noch im heimatlichen Dialekt.

Als er, bei der Einreise, das erste Kamel erblickte, ließ er sich zu folgender Würdigung der Kunstfertigkeit der Russen herbei: Herr Dokter! Ei guck emol des Dier añ! Wie des aussieht! Guck den Hals! und den Kopp — des paßt doch nit zusammen! Und wos e Buckel! Un die Baañ sind verkehrt eïgeschraubt! Des Dier hat unser Herrgott nit gemacht, des hat der Russ' gemacht!

immer an meinen Karabiner und silberbeschlagenen Dolch heranzumachen suchte, die an einem Pfeiler in der Halle des Serai hingen. Er war so aufdringlich, daß ich ihn schließlich durch meinen Diener warnen ließ, von diesen Dingen fortzubleiben.

Im Serai zu Daban-tsching hatten wir drei große Räume. Ich gab zwei dieser Räume der Dienerschaft, im anderen, kleineren, lag ich selbst, unter meinem Kopf einen kleinen Koffer, in dem ich 6000 Rubel in Gold hatte, um sie in Urumtschi gegen chinesisches Geld zu wechseln. In der Nacht, als ich ruhig schlief, wurde ich rauh geweckt. Iwan, der deutsche Bursch, stand plötzlich zitternd vor meinem Lager mit einem Lämpchen in der Hand; er stammelte: „Schießen Sie, Herr, schießen Sie, Herr, Räuber, Räuber!"

Ich sprang sofort auf, und mit dem Browning in der Hand folgte ich dem Burschen in das Dienerzimmer. Alles war in Aufregung, Sättel, Sattelzeug, Kleider, auch die meinen, waren verschwunden!

Wo der Dieb eingedrungen war, blieb uns zunächst unklar. Wir liefen, den Wirt zu wecken und fanden, daß das Tor verschlossen war, daß unsere Pferde im Stalle standen und nirgends die Spur eines Einbruches zu bemerken war. Auch von den Pferden der anderen Reisenden fehlte keines.

Als wir aber wieder in das Dienerzimmer zurückkehrten, sahen wir an der Wand gegen die Straße zu ein großes Loch, durch welches die Diebe eingedrungen waren. Es war nach Anfeuchtung des Löß mittels eingebohrter Löcher mit einem breiten, chinesischen Säbel in die Wand geschnitten worden und der oder die Räuber waren durch diese Öffnung eingedrungen. Das Klirren der Steigbügel auf dem Fliesen-Fußboden, hatte den Mirab geweckt, als die Diebe die Sättel stahlen. Die Diebe waren aber so flink, daß sie durch das Loch verschwunden waren, ehe man in dem stockdunklen Raum sie erblicken konnte. Ich kroch durch das Loch auf die Straße und fand gleich dort die Pappschachtel mit meinem Schutztruppen-Hut und etwas weiter das Päckchen, das meine Khakiuniform enthielt. Die Diebe hatten sich dieser Sachen, als für sie unbrauchbar, einfach entledigt. Sonst fehlte jegliche Spur.

Wären die Diebe zurückgekehrt, während wir im Serai nach ihnen suchten, so hätten sie ohne weiteres mein Köfferchen mit dem Geld, auf das sie es möglicherweise abgesehen hatten, leicht erbeuten können. Wir verrammelten das Loch sofort mit einem großen, chinesischen Tisch, stellten eine Wache daneben und durchsuchten mit Hilfe des Wirtes nunmehr das ganze Haus. Ein solches Serai (dort chin. dän genannt) besteht gewöhnlich aus einem großen Mauerviereck. Auf der Vorderseite befindet sich das große Tor,

welches beim Sonnenuntergang geschlossen und mit großen Holzbalken verriegelt wird. Diesem Tor gegenüber liegen die Gastzimmer in einer langen Reihe. Einige von ihnen sind Einzelräume mit nur einer Tür nach dem Hof; andere, für mehrere Reisende bestimmt, sind miteinander durch Türen verbunden. Alle Fenster und Türen öffnen gewöhnlich nur auf den Hof, kein einziges nach außen. An den beiden Seitenmauern und neben dem Tor, sind die Ställe für Pferde, Esel und Kamele mit Futterkrippen angebracht.

Das Tor war fest verriegelt; auch die übrigen Gäste waren nun alle aus dem Schlaf erwacht und bemühten sich mit uns, den Dieb zu finden. Es stellte sich heraus, daß in einem Raume allerhand Frauenschmuck aus Silber, Korallen und Halbedelsteinen, kostbare Seidengewänder usw., wie sie vornehme Damen oder Kokotten zu tragen pflegen, sich vorfanden. Dieses Zimmer war von dem vorher beschriebenen Jüngling gemietet worden. Auch seine beiden Pferde, von denen das eine ein schöner Brauner war, fanden sich vor. Der Gast aber fehlte, und der Wirt teilte uns mit, daß er am Nachmittag das Serai verlassen habe. Dieser Mann war vermutlich der Dieb. Er hatte ohne Zweifel die Sachen stehlen und sie bei einem Freunde verbergen wollen, um dann, nach vollbrachter Tat, ganz harmlos Einlaß zu begehren.

Wir holten den chinesischen Landrat (amban) aus dem Bett, und auf der Stelle schickte er Späher (sin-tschi) nach allen Seiten aus.

Die Pferde, die kostbaren Kleider und den Schmuck belegte ich mit Beschlag und händigte sie dem Landrat aus. Die Bemühungen der Leute, den Dieb einzufangen, blieben ohne Erfolg.

Die Pferde und die gestohlenen Sachen brachte der Landrat nach Urumtschi, wo sie dem Vizekönig übergeben wurden. Ich erhielt von dem letzteren für die den Dienern gestohlenen Kleider, Sättel usw. die liberale Entschädigung von 50 chinesischen Talern (etwa 175 Mark), die den Schaden der Leute überreichlich ersetzten. Der Dieb ist niemals erwischt worden.

Wir erhielten schnell Pferde für die Rückreise, und ich reiste ab.

Der Strom bei der kleinen Festung Daban-tsching (chin.-türk. = der Ort am Paß) war stark geschwollen. Wir passierten glücklich durch die Furt, die meine Leute fanden, aber eine Türkin, die mit ihrem Kindchen oberhalb der Furt auf ihrem Eselchen durch den Strom wollte, geriet in tiefes Wasser und wäre umgekommen, wenn nicht auf meinen Zuruf ein ellenlanger Tungane, den mir der Landrat von Turfan mitgegeben, sie noch im letzten Augenblick ergriffen

hätte. Ihr Kindchen hielt sie umklammert, der Esel wurde im nächsten Augenblick wirbelnd fortgespült.

Hier bei Daban-tsching wurde das Heer Yakub Begs im April 1877 geschlagen. Kurz darauf starb der merkwürdige Mann, der sich vom Tänzer zum König des ungeheuren Landes aufgeschwungen hatte, in Kurla. Einige sagen, er sei vom Gouverneur von Chotän vergiftet worden, andere glauben, ein Schlaganfall habe ihn getötet.

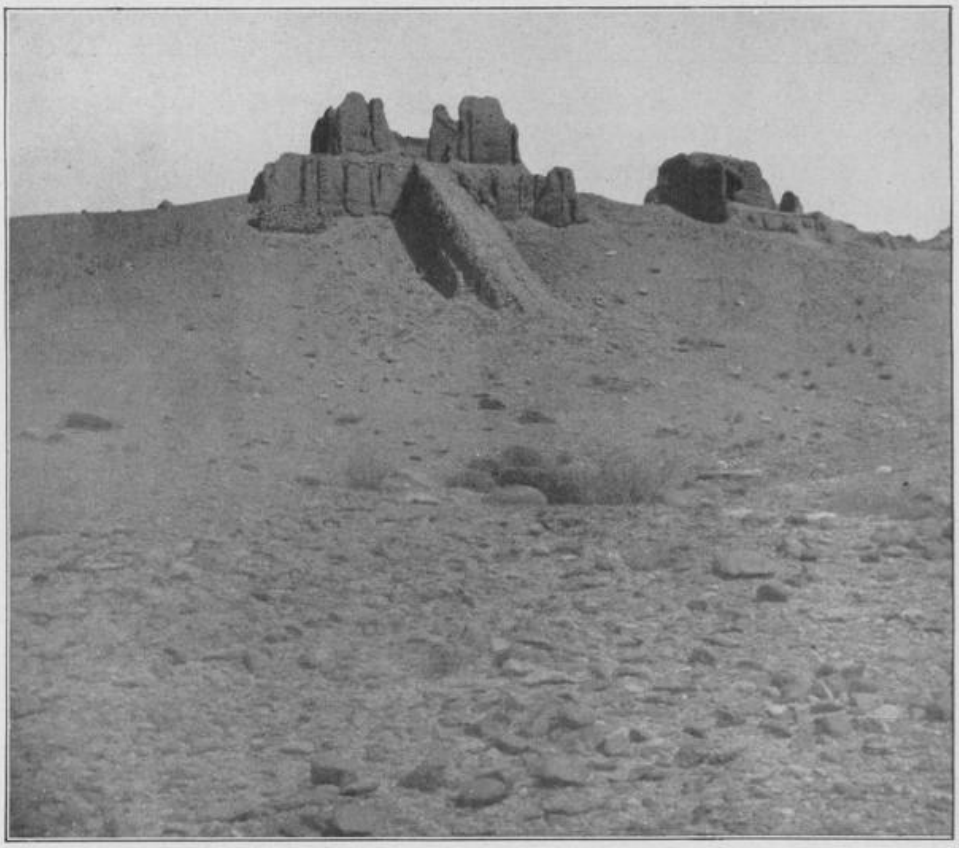
Ich hatte Herrn Bartus ersucht, während meiner Abwesenheit die alte Siedlung von Schüi-pang, bei dem Flecken Bulayik im Norden der Chinesenstadt von Turfan, aufzusuchen und zu bearbeiten. Wir hatten sie vorher besucht. Er hat das ausgeführt und hier, in dem schauerlich zerstörten Gemäuer eine fabelhafte Ausbeute christlicher Handschriften ausgegraben. Unter diesen befand sich ein vollkommener Psalter in Pahlavi-Münzschrift des 5. Jahrhunderts, aber auch mitteltürkische Übersetzungen der Georgioslegende, sowie einer christlichen Apokryphe, betreffend den Besuch der Heiligen Drei Könige beim Christuskindlein. Besonders wertvoll waren aber große Mengen von Handschriften in einer Abart der nestorianischen Estrangeloschrift und in einer Sprache, die später in Berlin von F. C. Andreas und F. W. K. Müller als soghdisch festgestellt wurde. Es waren auch darunter Bruchstücke des nicäanischen Glaubensbekenntnisses, Teile des Matthäus-Evangeliums, die Legende von der Auffindung des heiligen Kreuzes durch die Kaiserin Helena und andere christliche Texte. Ein Blatt dieser soghdischen Texte trug eine Zeile in griechischer Schrift und Sprache, die nach U. v. Wilamowitz- Moellendorf dem 9. Jahrhundert angehört. Also Griechisch, im 9. Jahrhundert, in West-China! Endlich wurden zahlreiche lithurgische und andere Handschriften der Nestorianer in syrischer Sprache und Schrift gefunden. Ich eilte in Eilmärschen von Daban-tsching zurück und traf nach zwei Tagen mit Tagesgrauen wieder in Karachodscha ein.

Um beinahe dieselbe Stunde traf auch Herr Bartus ein. Der eifrige Mann war, da sein Schimmel erkrankt war, mit seiner Beute in einem der großen, zweirädrigen Karren direkt von Schüi-pang nach Karachodscha gefahren und, obwohl beide sehr erschöpft, legten wir uns nicht zur Ruhe, ehe wir diese kostbare Ausbeute gesichtet, numeriert und verpackt hatten.

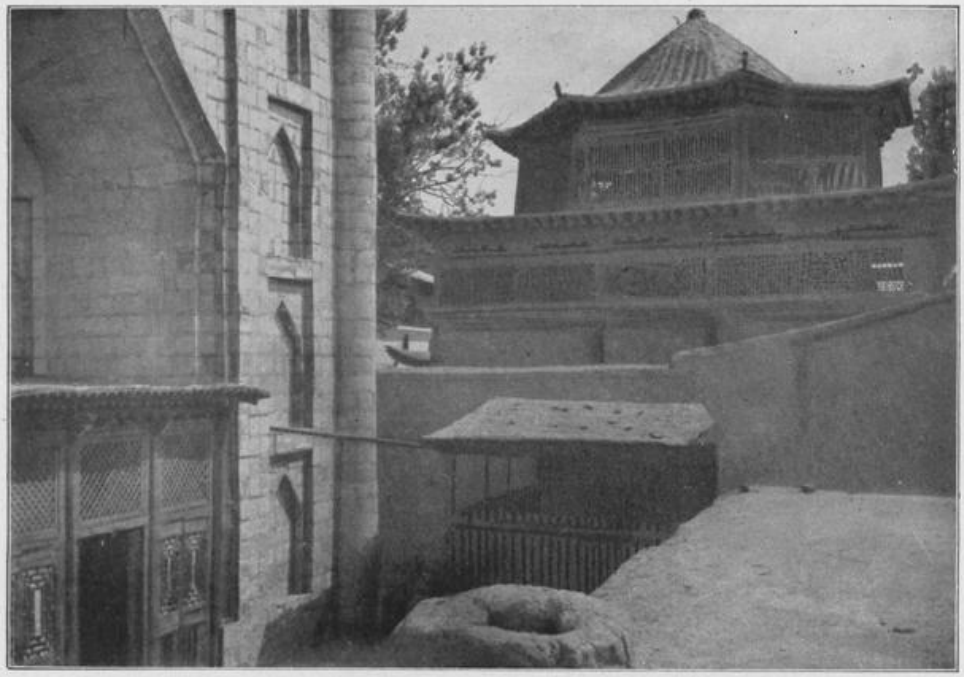
Lustschloß Ara-Tam des Wang von Komul

Ruinen in der Biegung, linkes Ufer, Tuyok

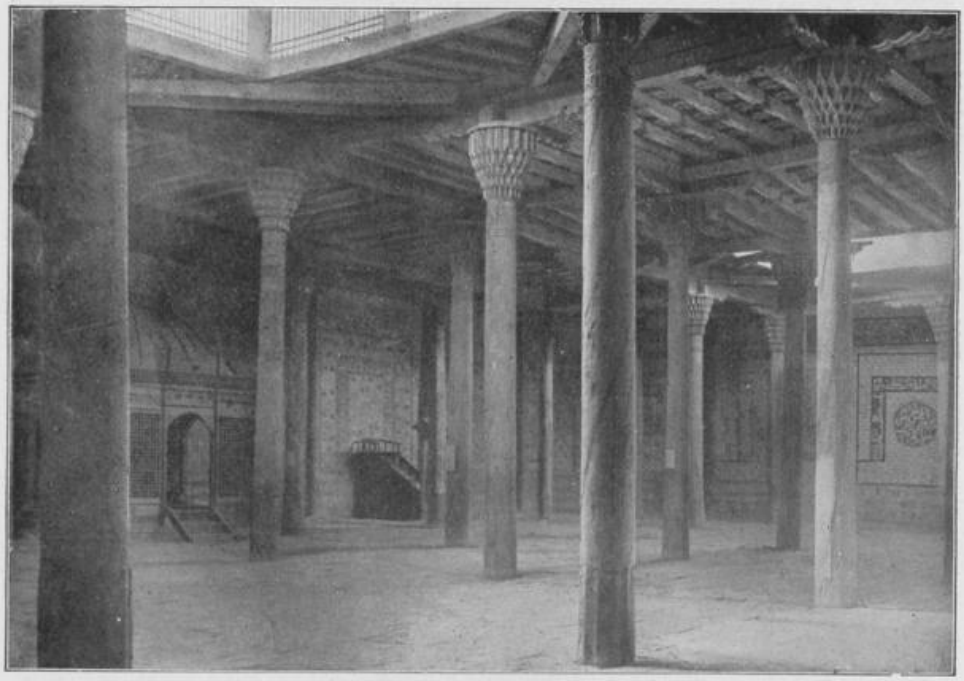
Indischer Stūpa und persischer Kuppelbau
Kitschik Hasar Schahri



Buddhistische Tempelruinen bei Ara-Tam, Komul

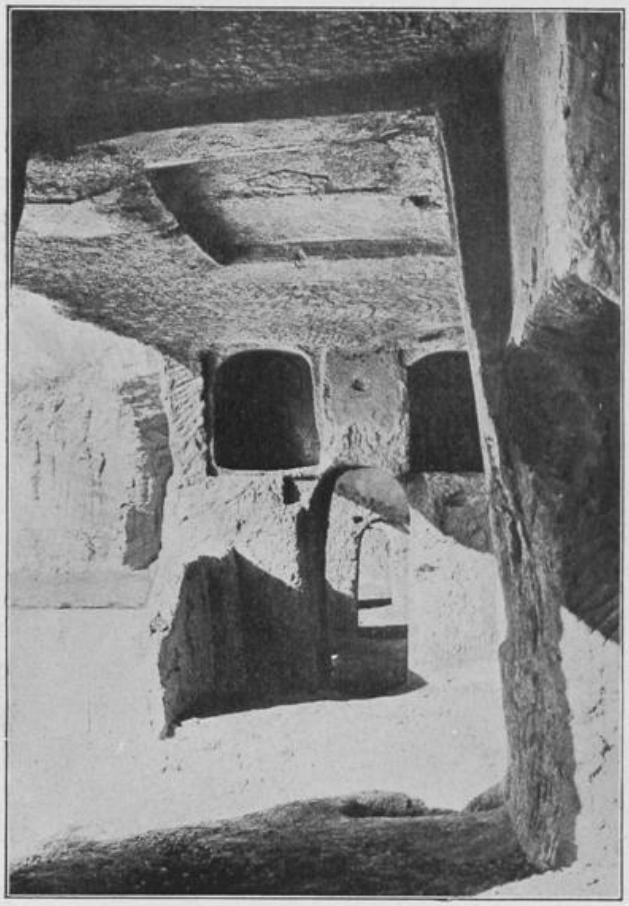


Grabmoschee und Gräber der Wangs von Komul, Komul



Pfeilersaal der Grabmoschee, Komul

Tafel 28



oben:
Felsentempel
am Muzartfluß,
Kum-Tura

unten:
Gang in der
Tempelanlage,
Kum-Tura

Reise nach Komul, Aufenthalt dort, Aufbruch nach Kaschghar

Anfang August wurde die Hitze in der Niederung von Turfan derart unerträglich, und der „rote Hund", eine lästige Hitzekrankheit der Haut, plagte uns so sehr, daß wir genötigt waren, ein gemäßigteres Klima aufzusuchen. Da wir gehört hatten, daß die in den Vorbergen des Himmelsgebirges gelegene Oase von Komul sich eines verhältnismäßig kühlen Klimas erfreue, beschlossen wir, die Stadt Komul, den letzten von Türken bewohnten Ort nahe der Grenze des eigentlichen China, aufzusuchen und die dort gelegenen zahlreichen buddhistischen Ruinen zu untersuchen.

Der Weg nach Komul führt durch Ausläufer der Gobi, eine wasserlose Dünen- und Steinwüste, die unterbrochen wird durch fürchterliche, kahle und strauchlose Bergzüge, in denen die häufigen Stürme mit ganz außerordentlicher Heftigkeit aufzutreten pflegen.

Hier und da in der Nähe der Rasthäuser befindet sich ein Quell und in der so bewässerten Umgegend wachsen zahllose Rhabarberpflanzen.

Von der Gewalt der Stürme gibt ein an einer Ecke des Weges gelegener Felsen aus dunklem Gestein ein beredtes Zeugnis. Hier sind Sandmassen solange wirbelnd gegen den Felsen getrieben worden, daß eine Menge metertiefer Löcher entstanden ist. In diesen Löchern hausten ganze Flüge von Ringtauben, deren melancholisches Gurren abends und morgens weithin hörbar war. Wovon diese Vögel gelebt haben mögen, ist mir unklar. Da sie aber sehr flugkräftig sind, werden sie das weitabgelegene Kulturgelände besucht haben. Auch starke Rudel von Antilopen mit Lyrahörnern fanden wir in diesen trockenen Wüsten und zerrissenen Hügelzügen.

Die Rasthäuser waren von der äußersten Unsauberkeit und außerdem sehr baufällig. In einer dieser Raststätten wurden wir zum ersten Male in Chinesisch-Turkistan von zahllosen Schwärmen von Wanzen überfallen.

Wir hätten auf dieser Reise noch viel mehr ausstehen müssen, wenn nicht der König von Luktschun und sein Schwiegervater, der König von Komul, an alle diese Raststätten Eier, sauren Rahm, Hammel, Früchte und andere Geschenke im voraus niedergelegt hätten. Die Reise nahm zwölf Tage in Anspruch. Vor einer der letzten Stationen sahen wir, auf einem chinesischen Karren, plötzlich die deutsche Flagge. Wir galoppierten darauf zu und lasen auf der Flagge die Worte Carlowitz & Co. Wir hofften Landsleute zu treffen, aber die Reisenden waren chinesische Angestellte der großen Firma, die ausgesandt worden waren, um in Urumtschi eine Niederlassung zu gründen. Wir mußten mit den höflichen Herren speisen. Sie begleiteten uns zurück zur Station, die sie eben verlassen hatten, da sie uns durch eine Mahlzeit zu ehren wünschten. Diese Leute, es waren Tunganen, wußten bereits im August von der Rede betreffend Marokko, die Kaiser Wilhelm im Mai gehalten hatte; sie waren hoch erfreut, daß die Deutschen den Scherif, den Sultan von Marokko, nicht untergehen lassen wollten.

Da sie von Shanghai kamen, was mindestens 115 Tagereisen entfernt ist, sie die Nachricht also nicht dort erhalten haben konnten, staunte ich von neuem über die Schnelligkeit, mit der Nachrichten in diesen wegelosen Ländern verbreitet werden.

Wir kamen Mitte August in der Stadt Komul, dem Sitz des Königs, an und ritten bei ziemlich empfindlicher Abkühlung der Temperatur um 4 Uhr morgens ein. Wir waren empfohlen an den Bürgermeister (dārōgha), der uns freundlich aufnahm und uns reich bewirtete. Aber wir erfuhren, daß wir, der alten persischen Sitte gemäß, nicht ausgehen dürften, bevor wir nicht vom König empfangen worden seien. Auch wurde hier, wie in Persien, der Aufgang und der Untergang der Sonne durch die Hofkapelle des Königs mit Pauken und schrillen Flöten begrüßt.

Ich schickte am nächsten Morgen meine chinesische Visitenkarte in Form etwa eines Aktenbogens an den König, der sofort einen „Gastempfänger", mihmandār betitelt, schickte, uns begrüßen ließ und uns für den nächsten Tag in sein Schloß einlud. Nach dieser Anerkennung durch den König war es uns möglich, in die Stadt zu gehen, wo besonders das im 18. Jahrhundert erbaute Mausoleum der Königsfamilie uns anzog. (Taf. 27.) Es besteht aus der Grabmoschee und Grabdenkmälern. Erstere ist ein für jene Gegend prächtiger Bau aus Luftziegeln, die mit grünglasierten Fliesen belegt sind. Der große Raum in der Moschee enthält 72 ungeheure, im persischen Stil geschnitzte Holzsäulen; die Wände sind in prachtvoller Weise mit Pflanzenornamenten bemalt, die in

Stil und Färbung Beziehungen zu der alten Kunst des Landes zu besitzen scheinen. In der Vorhalle fanden sich zwei große, granitene Inschriftensteine in chinesischem Stil, von denen der eine in persischer, der andere in türkischer Sprache die Bauurkunde und Segenswünsche für die Familie der Könige enthielt. Ich ließ diese Inschriften sofort von einem Mullah abschreiben und entrichtete den üblichen Zoll, den jeder Reisende, je nach Vermögen, an der Grabmoschee bezahlen muß; in meinem Falle waren es zehn chinesische Taler.

Neben der Moschee stehen die aus Holz in einem seltsamen halbchinesischen Mischstil errichteten Gräber der Königsfamilie. Diese Bauten heißen im Volksmunde das „Altunluk" (Goldort) von Komul. Eine Schule für Geistliche ist mit dem Altunluk verbunden; ein Teil des eingehenden Geldes dient zur Erhaltung der Gebäude, aus dem anderen werden die Kosten der Schule bestritten.

Am nächsten Morgen besuchten wir die „Ōrda", den Palast des Königs. Gleich der Ōrda des Königs von Luktschun, war dieses Gebäude ein ungeheures Quadrat aus Luftziegeln, mit großen und zum Teil außerordentlich schön ausgestatteten Räumen. Wir sahen überall prächtige, mit echten Farben gefärbte chinesische und chotäner Teppiche, schöne Seidenstickereien, sowohl im chinesischen Stil wie in der Art von Buchara; köstliche Jadeschnitzereien aus Chotän neben chinesischem Porzellan, französischen Stutzuhren und, o Schrecken! schauerlich häßliche russische Petroleumlampen der billigsten und geschmacklosesten Art. Auch eine Kuckucksuhr schmückte eine der Wände im Empfangsraum und erfreute uns durch den heimatlichen Klang.

Der König, Schāh Maksûd, ein äußerst liebenswürdiger, vornehmer und gewandter Mann, empfing uns mit der größten Freundlichkeit. Nebenbei bemerkt war er, wie auch sein Schwiegersohn, der Wang von Luktschun, nicht nur des Chinesischen, sondern auch des Mandschurischen mächtig. Man bewirtete uns dreimal am Tage, und ich staunte, bei dem muhammedanischen Fürsten eine Unmenge verschiedener russischer Liköre und ausgezeichneten französischen Champagner vorzufinden. Er trank uns fortwährend zu und schien gegen die Folgen des Alkoholgenusses vollkommen gefestigt zu sein. Als ich aber bat, ihn und den Thronfolger photographieren zu dürfen, schlug er dies rundweg ab mit den Worten „sūrät tārtkan yok": Photographieren gibt's nicht!

Das Essen war ebenfalls eine Mischung von chinesischen und türkischen Gerichten. Wir aßen chinesische Makkaroni und mantu, eine Art mit Zwiebeln und Knoblauch gehackter Fleischpastete.

Das Hackefleisch wird mit einer Paste von Weizenmehl umgeben und in Sieben, die über Wassergefäßen stehen, in chinesischer Weise im Dampf gargekocht. Mir widerstanden diese Pastetchen außerordentlich, Bartus genoß sie aber mit Vergnügen. Dann kam Hammelfleisch, gekocht, gebraten und als Irish stew, Bouillon, Suppen mit Hackefleisch, und vor allen Dingen der unvermeidliche Palao, der hier indessen von ganz vorzüglicher Güte war. Den Anfang des Mahles aber bildete wie immer, die Darreichung von Tee und Früchten, unter denen Melonen und Trauben ganz besonders mundeten. Ein hoher Beamter des Königs hockte zu unseren Füßen auf einem Teppich — der König und die Hofleute hatten gleich uns auf chinesischen Stühlen an einem chinesischen Tisch Platz genommen.

Einige achtzig wunderbar duftender Melonen wurden vor ihm niedergelegt. Er schnitt sie alle an, kostete und legte zehn zur engeren Wahl zurecht. Wir schwelgten in den uns gereichten Schnitten.

Die getrockneten Melonen von Komul sind berühmt und werden als Geschenk alljährlich, trotz der Entfernung von über 100 Tagereisen, an den kaiserlichen Hof nach Peking gesandt. Selbst hier im Gebirge ist die Gewalt der Sonne bei der großen Trockenheit der Luft genügend, um die Schnitten, in die diese außerordentlich saftigen Melonen zum Trocknen geteilt werden, so zu dörren, daß man sie auf weite Entfernung versenden kann.

Mit der Erlaubnis des Königs besuchten wir sein Landschloß Ara-Tam, welches etwa 25 km weit im Nordosten der Stadt gelegen ist. (Taf. 25.)

Wir erreichten das Schloß, welches in halb chinesischer, halb persischer Architektur erbaut ist, und in einem wunderbaren Garten liegt, am Abend, nach einem heißen Ritt und freuten uns des Schattens einiger herrlicher, dichtbelaubter Ulmen, die im Schloßhof stehen. Mitten im Garten stehen einige Ruinen buddhistischer Tempel, und auf den kahlen Höhen, zwischen denen dieses idyllische Plätzchen liegt, fanden wir auf steiler Höhe noch zwei große, buddhistische Tempel. (Taf. 26.) Wir machten uns alsbald an die Arbeit, fanden aber zu unserem Bedauern, daß die Schneefälle, die hier in den Vorbergen häufig sind, das Erdreich derart mit Feuchtigkeit getränkt hatten, daß Skulpturen und andere Altertümer, die zur Genüge vorhanden waren, vollkommen formlos und zerstört aus dem Erdreich auftauchten.

Während wir noch beratschlagten, ob wir die zweite der alten Siedlungen, Chotun-Tam, besuchen sollten, erhielt ich ein Tele-

gramm[1] aus Berlin mit der Mitteilung, daß Grünwedel sich entschlossen habe, wiederum nach Turkistan zu gehen und daß ich ihn in Kaschgar abholen und unterstützen möge.

Diese Nachricht versetzte mich in eine unangenehme Lage. Nämlich in Aratam hatte mich ein Mann aus Taschkend (Russ. Turkistan) namens Kasim Achond, besucht, der von Scha-tschou in China heraufgekommen war und sich nach Kaschgar begeben wollte. Es war ein Kaufmann, der sich längere Zeit in Su-tschou und Scha-tschou aufgehalten hatte. Er teilte mir mit, daß in den alten buddhistischen Höhlentempeln von Tun-hwang bei Schatschou im Jahre 1900 ein chinesischer Tempelwächter (cho-shang) eine alte, vermauerte Bibliothek entdeckt habe, die viele, viele Schriften enthielte, die kein Mensch lesen könne. Auch Bilder und Bronzefigürchen seien in Menge in dieser vermauerten Bibliothek gefunden worden. Der Tempeldiener habe bereits viele tibetische Texte und Götterfigürchen an die Könige der Mongolen verschenkt. Ohne Zweifel würde er bereit sein, auch mir von den Schriften, die niemand lesen könne, abzugeben, was ich etwa gebrauchen könne.

Diese Mitteilung erregte meine Neugier im allerhöchsten Maße und, obwohl der Weg nach Scha-tschou 17 Tagereisen lang ist und durch greuliche Wüsteneien führt, beschloß ich, den Ort aufzusuchen.

Aber wer, wie ich, sieben Tage hin und sieben Tage zurück in die wasserlose Wüste gezogen ist, um auf die Aussagen eines Eingeborenen hin einen Inschriftenstein zu finden und dann, nach schweren Anstrengungen, nur einen mit Gletscherkratzern über und über bedeckten Findling antrifft, der nimmt solche Mitteilungen mit Vorsicht auf. Zu oft haben freundliche, wohlmeinende Leute uns Ähnliches mitgeteilt, bloß um dem fremden Herren etwas Angenehmes zu sagen. Auch Bartus ist einmal in den Vorbergen von Turfan acht oder zehn Tage herumgeführt worden, wobei ein Hund, der den Führer begleitete, verschmachtete und Menschen und Pferde beinahe von demselben Schicksal ereilt worden wären, ohne daß die versprochene alte Siedlung gefunden werden konnte.

---

1 Die chinesische Regierung hat eine Telegraphenlinie zwischen Peking und Kaschghar legen lassen, sich aber hartnäckig geweigert, sie mit dem Ende der russischen Linie in Irkeschtam verbinden zu lassen.

Die Telegraphenstangen sind ein trefflicher Wegweiser, sie werden aber zuweilen durch die furchtbaren Stürme des Frühjahrs umgelegt. Auch wurde mir gesagt, daß im Gebirge manchmal die Stangen von Bären umgeworfen werden, die, durch das in der Stange hörbare Summen der Drähte veranlaßt, auf diesen „Bäumen" Nester der Honigbiene vermuten.

Ich betrachtete also die Mitteilung mit einigen Zweifeln. Nach Kaschghar ist es eine Entfernung von ungefähr 2000 km.. Grünwedel sollte am 15. Oktober in Kaschgar eintreffen. Es war aber bereits Ende August. Guter Rat war teuer: soll ich die Reise nach Tunhwang antreten? Es sind 17 Tage hin, 17 Tage zurück! Wir hätten es ja in je 12 Tagen geritten, also in 24 Tagen hin und zurück, dann 6 Tage Aufenthalt, das war ein ganzer Monat.

Führte ich diese Reise aus, so war es unmöglich, Grünwedel am 15. Oktober in Kaschgar zu treffen. Die Nachricht des Kasim Achond lautete aber so unwahrscheinlich, daß ich ihre Richtigkeit bezweifelte.

Ich überließ daher, in ziemlicher Verzweiflung, die Lösung der Frage dem Schicksal, indem ich einen chinesischen Taler in die Luft warf: Kopf gewinnt, Schwanz verliert! Der Schwanz, also die Schriftseite, kam oben auf und ich ließ satteln und trat die Reise nach Kaschghar an. Nach einem sehr herzlichen Abschied von Schāh Maksūd, dem König, ritten wir in beschleunigten Märschen nach Turfan zurück, wo inzwischen unsere Karawane mit Fundstücken schon durch den chinesischen Landrat nach Urumtschi abgerichtet worden war. In Turfan stellten wir unsere Karawane zusammen und zogen durch die äußerst romantischen, wilden Schluchten des Gebirges zwischen Turfan, Toksun und Kurla nach letzterer Stadt.

Besonders die Schlucht bei Aighyr Bulak ist wild und sogar gefährlich, denn wenn es dort regnet, läuft im Nu alles Wasser in diese Schlucht hinein und kommt ganz plötzlich wie eine Mauer mit verheerender Gewalt den Engpaß herunter. Wer dort von einem Unwetter betroffen wird, ist rettungslos verloren, so Mensch als Tier. (Taf. 1.)

In der Schlucht trafen wir einen chinesischen Telegraphenbeamten, der sich nach Aksū begeben wollte, mit Frau und Kind. Seine Wagenpferde hatten versagt, und der sehr gebildete Mann, der Englisch gut verstand, befand sich in großer Verlegenheit. Wir halfen ihm mit frischen Pferden aus und sicherten uns dadurch seine Dankbarkeit und die seiner Vorgesetzten.

In Kurla rasteten wir im Hause des Konsularagenten (aksakal), der dort wohnenden russischen Türken aus Ferghana. Es war eine äußerst ärmliche Wohnung, aus lauter Rohrbündeln über einer etwa metertiefen Grube errichtet. Wir bekamen den üblichen Palao, und als die Dunkelheit hereinbrach, brachte uns unser Wirt zwei chinesische Kerzen, die in Flaschen gesteckt waren. Diese Flaschen kamen mir bekannt vor. Ich bat Bartus, mir eine herüberzugeben und sah mit Staunen auf dem Stempel am Flaschenhalse den Na-

men der Firma meines Großvaters in London, A. Le Coq & Co., London! Es waren zwei Stoutflaschen der alten Firma!

Mein Großvater Le Coq, einer bekannten Berliner Hugenottenfamilie entstammend, hatte den Offiziersberuf gewählt und stand Anfang der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Trier beim 2. Rheinischen Husarenregiment Nr. 9. Die Tatenlosigkeit jener Zeit trieb ihn bald aus dem Dienst; er heiratete eine Trierer Dame und wohnte als sehr wohlhabender Privatmann in Eltville, Kempten a. Rh. und zuletzt in Frankfurt a. M.

Im April 1833 fand das „Frankfurter Attentat" statt; die Gießener Studenten mit ihren Schlägern und die Vilbeler Bauern mit ihren Heugabeln und Dreschflegeln zogen, etwa 60 Mann stark, nach Frankfurt, um des heiligen deutschen Reiches Herrlichkeit dort neu zu errichten. Leider fand ein ziemlich blutiges Treffen statt; die Aufrührer wurden zersprengt und zwei junge Neffen meines Großvaters, Gießener Studenten von 17 und 19 Jahren, aus der Bunsenschen Familie, flüchteten zu ihrem Oheim, der sie in Wandschränken verbarg. Die Polizei drang bis in dies Zimmer vor, fand die Gesuchten aber nicht. Sie mußten zehn Tage dort aushalten, dann führte mein Großvater sie, als Lakaien verkleidet, auf seiner Kutsche nach der Schweiz.

Man begann aber in Frankfurt zu munkeln und, überhaupt der Zustände in Deutschland müde, begab sich mein Großvater nach London, wo er lange als Privatmann sehr zufrieden lebte und viele Freunde in allen Gesellschaftskreisen erwarb.

Eines Morgens aber las er in seiner Zeitung, daß seine Bank einen schlimmen Bankrott gemacht habe. Der Bericht war richtig und er fand sich plötzlich ganz mittellos.

Seine englischen Freunde kamen ihm sofort zu Hilfe. Ein großer Porterbrauer — sein Sohn wurde später ein Lord — bot ihm reiche Geldmittel und die Vertretung seiner Brauereiinteressen für Rußland an, wenn er einen eigens für dieses Land gebrauten Stout dort einführen wolle.

Mein Großvater, obwohl kaufmännisch nicht geschult, griff zu. Er begab sich nach Warschau, wo er durch seine Mutter, die jüngste Tochter des Berliner Malers und Kupferstechers Daniel Chodowiecki, zahlreiche polnische Verwandte hatte, die dem Adel, z. T. dem hohen Adel, angehörten. Die Chodowiecki waren ursprünglich selbst ein protestantisches, polnisches Adelsgeschlecht, welches infolge der Gegenreformation in Polen seine Güter verlassen hatte und nach Deutschland geflüchtet war.

Mein Großvater trat nicht als Handlungsreisender auf, sondern

lud die ganze Verwandtschaft ins vornehmste Hotel Warschaus ein, wo er ihnen, nach dem besten Diner, dessen das Haus fähig war, den berühmten Stout vorsetzte. Er schmeckte den Gästen vortrefflich. Alle wollten davon haben und die ersten Aufträge wurden erteilt.

Er ging dann nach Petersburg, wo der Bankier Jefremew das Unternehmen so erfolgreich finanzierte, daß mein Großvater in wenigen Jahren sich wieder als reicher Mann ins Privatleben zurückziehen konnte. Das Geschäft wurde von seinen Sozien, den Herren Sillem und Turnbull, unter der alten Firma A. Le Coq & Co., London, fortgesetzt und hatte großen Erfolg, bis es durch den Weltkrieg zugrunde ging.

Mein Vater hatte aber, infolge jenes Bankrotts, die englische „public school", auf der er sich befand, verlassen und Kaufmann werden müssen. Er ging, als erster Berliner, nach Canton, wo er mit seinen Freunden, den Herren v. Carlowitz und Harkort, in der schnell zu einem Weltgeschäft aufblühenden Firma Carlowitz & Co. fünf Jahre lang tätig war.

Der Fall meines Großvaters ist ein gutes Beispiel der Lebenskraft, die dem hugenottischen Blute noch heute innewohnt.

Du, lieber Leser, komme aber zurück in unsere Wüste!

Der wohlhabende Flecken Kurla liegt am Baghratsch Köl, einem großen See, durch den der Kaidufluß seine Fluten wälzt. Das Wasser des Sees ist von fabelhafter Durchsichtigkeit. Er ist belebt von zahllosen großen Fischen, die meist dem Barbengeschlecht anzugehören schienen. Aber es gibt auch Welse von Manneslänge, häßliche Tiere mit ungeheuren Mäulern.

Herr Bartus als alter Seemann konnte sich nicht versagen, hier eine Angel auszuwerfen. Auch ich setzte meine Fliegenrute zusammen und peitschte das Wasser mit der künstlichen Fliege. Ich hatte auch sofort einen Biß, aber zu meinem Bedauern brach die englische Rute über dem Griff. Augenscheinlich hatte jemand bei der Reise darauf gesessen und sie beschädigt.

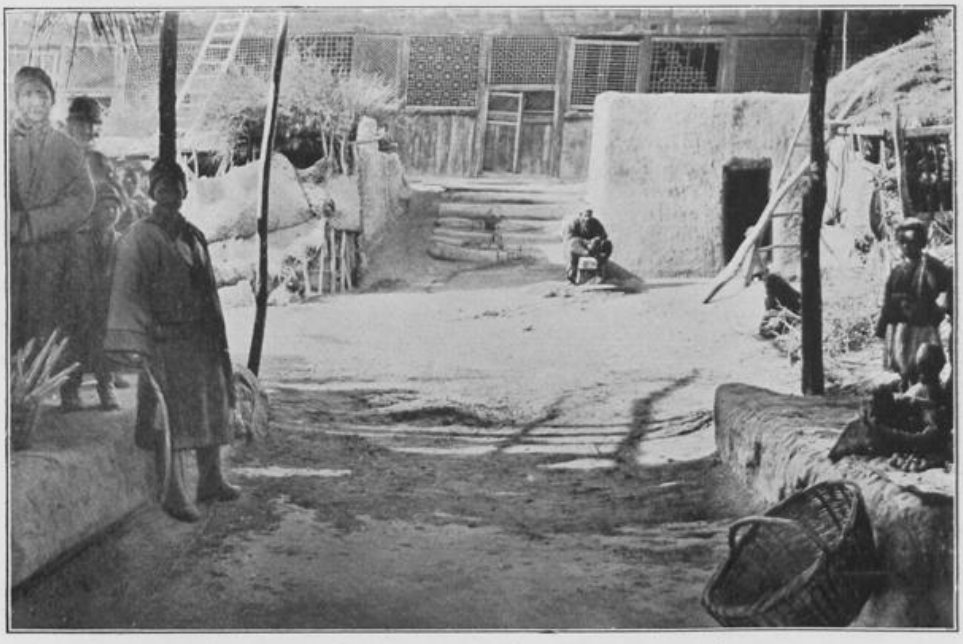
Glücklicher war Bartus. Er hatte ein Pfund Fleisch an einem Riesenhaken und starker Schnur in das Wasser geschleudert und ein vorsintflutliches Ungeheuer hatte angebissen. Er zog es unter ungeheurem Jubel der ganzen Stadtbevölkerung, die dem Treiben der Fremden zusah, mit großer Mühe aus dem Wasser. Es wog etwa 50 Pfund und hatte eine braune, glatte, mit weißen Flecken gesprenkelte Haut. Es ähnelte etwas unserer Aalquappe. Herr Bartus ließ sich nicht abhalten, trotz meiner Warnung, vom Fleisch dieses Fisches zu essen (es kommen nämlich Fische mit schädlichem

Mir Säfdär Ali, Fürst (tham) von Hunza (Nachkomme Alexanders des Großen!)

Chalmät Chan, Edler Männertyp aus Ferghana

v. Le Coq, Turfan.

Bedeckte Bazarstraße, Bügür



Islamisches Bethaus, Schahyar

Fleisch hier vor). Er fand es ausgezeichnet. Ich teilte aber die Abneigung der Türken gegen den Genuß von Fischfleisch.

Es gibt im Lande nur zwei Gegenden, wo Fische häufig genossen werden, nämlich bei Maralbaschi, wo der Tarimstrom ungeheure Mengen liefert, die von den dort wohnenden Dolanen gern gegessen werden, und zweitens das Gebiet um den Lobnor, wo die ganze, von den übrigen Türken angeblich ziemlich abweichende Bevölkerung, hauptsächlich von Fischen im frischen oder getrockneten Zustand lebt. Es ist bemerkenswert, daß beide, Dolanen und Lobbewohner, von den Türken als fremdrassige Leute betrachtet werden.

Übrigens ist der See der Tummelplatz von ungezählten Schwärmen von Wasservögeln. Hier brütet der Schwan, dessen Gefieder von den Chinesen als Verbrämung für kostbare Roben gesucht wird. Gänse und Enten verschiedener Art beleben die Ufer und die Oberfläche in Menge, und stets sahen wir eine Menge ihrer hakenartig geformten Flüge am Himmel. Auch Reiher aller Art kommen vor; wir haben sie aber niemals genau betrachten können, weil sie immer scheu aufflogen, sobald die Reiter sich näherten.

In der Nähe von Kurla liegen die Ming-Öi von Schortschuk, die wir später mit Grünwedel besuchten. Auch eine befestigte, alte Stadt liegt bei Karaschahr. Die Häuser sind aber verschwunden, und der ganze von der Mauer umschlossene Raum ist dicht besetzt mit mehreren Meter hohem Rohr.

Von Kurla aus erreichten wir Kutscha in Eilmärschen, und in dieser Stadt, wo noch einige Kunstindustrie blüht, gestatteten wir uns vier Rasttage. Allerdings wandten wir diese Rasttage an, um die berühmten Ruinen in der Umgegend, die Ming-öi von Kumtura und von Kyzil-Kargha, zu besuchen. Von Kutscha aus gingen wir über Bai und Dschām nach Aksu, wo wir dem dortigen Taotai unsere Aufwartung machen mußten, das heißt, wir schickten unsere Visitenkarten.

Mir ging die Reise aber zu langsam, und ich beschloß, am nächsten Morgen früh mit einem persönlichen Diener voranzureiten. Am Abend brachte ein Bauer uns ein Geschenk, eine Platte mit 15 oder 20 der köstlichen Pfirsiche von Aiköl, überfaustgroße, schneeweiße, duftende Früchte, von einer Vollkommenheit, die sie im ganzen Lande berühmt macht. Auch sind die Kerne artenecht. Wer einen solchen Pfirsichkern pflanzt, kann sicher sein, dieselbe Frucht an dem daraus entstehenden Baum wiederzufinden.

Herr Bartus kam herein, sah diese Früchte und sagte: „Herr Doktor, Herr Doktor, was würde solch ein Pfirsich wohl in Berlin

kosten?“ Ich antwortete, daß er wahrscheinlich in der richtigen Saison mit nicht weniger als 20 Mark bezahlt werden würde. Darauf legte ich mich und erhob mich am Morgen gegen zwei Uhr, als Bartus wieder zu mir kam und mich um Rizinusöl bat. Ich gab ihm einen Suppenlöffel, er aber sagte: „Nee, Herr Doktor, ein Suppenlöffel, das ist nicht genug für mich, ich muß zweie haben, so ist meine Natur.“ Gegen meinen Willen nahm er noch den zweiten Suppenlöffel. Mein Auge fiel dann auf die Platte und nicht ein einziger Pfirsich war zurückgeblieben (ich durfte schon lange keine mehr essen). Ich fragte, „Herr Bartus, wo sind denn die Pfirsiche hingekommen?“ Die Antwort war verblüffend. „Herr Doktor, ich hab' doch auch einmal für 400 Mark Pfirsiche essen wollen, ich habe sie alle gefuttert.“ Ich war entsetzt, mußte aber abreiten.

Nachher, als ich wieder in Asku eintraf und diesmal den Taotai antraf, machte mir dieser große Lobsprüche über Bartus: „Du hast da aber einen famosen Helden (batur)!“

Bartus selbst erzählte mir bei seinem Eintreffen in Kaschghar: „Um klocken achte morgens kam der Gouverneur mit seinem ganzen Hofstaat; da waren Kerle bei, die trugen lange Posaunen, zwei Mann trugen die Posaune über den Schultern und ein dritter lief hinterher und blies hinein. Alle Gefangenen waren auch gekommen und schleppten große Ketten oder auch Eisenstäbe, an die sie festgekettet waren, mit sich herum. Alle wollten Geld von mir haben. Ich habe also den Gouverneur empfangen; seinen Namen konnt' ich nicht behalten und habe ihn man immer Theophil genannt. Sonst sprach ich immerzu plattdütsch mit 'em, das er auch sehr gut ververstand. Er blieb von klokken achte bis um zwölfe, aber oft rumpelte das in mir und ich, immer mit die Hose in die Hand, habe mir entschuldigen müssen: ‚Theophil, jetz täuw en beten‘, dann kam ich zurück, und die Unterhaltung ging von neuem los, aber alles mit Lachen und in dickster Freundschaft.“

Reise nach Kaschghar, Zusammentreffen mit Grünwedel. Beginn der III. Reise

Um drei Uhr morgens ritt ich allein mit meinem persönlichen Begleiter, dem Mirab, von Aksū ab.

Wir legten die vierzehn Tagereisen nach Kaschghar in neun Tagen zurück.

Der Mirab war in seiner Weise ein Original und besaß einen unerschöpflichen Vorrat von Sprichwörtern und Liedern, die er mit drolligem Humor von sich zu geben verstand. Um nun auf dieser Eilreise wenigstens etwas zu lernen, ließ ich mir jeden Abend die am Tage gehörten Sprichwörter wiederholen und schrieb sie auf.

Oftmals, wenn ich mich dann gelegt hatte und er zu Füßen meines Bettes sich ein Lager bereitet hatte, kicherte er und sagte: „Türäm, ich habe noch eins!“ Und sofort kam das Notizbuch unter dem Kopfkissen hervor und die türkische vox populi wurde der Sammlung einverleibt.

Mein guter Brauner trat sich einmal einen Kiesel in den Huf und lahmte stark. Der Mirab wußte sogleich ein vortreffliches Mittel dagegen: er kaufte einem wandernden Bettler, der von Läusen wimmelte, für einen „cash“ einige dieser unbehaglichen Haustiere ab, und setzte sie dem Pferd in die Ohren.

Nachdem ich den Kiesel entfernt, hörte das Tier dann wirklich auf zu lahmen!

Für die Heilung von Druckstellen, die der türkische Sattel weit seltener veranlaßt, als die schönen englischen Sättel, die wir aus Berlin mitgenommen, aber bald abgeschafft hatten, hat man auch ein sonderbares Mittel.

Man veranlaßt einen kleinen Knaben, etwa einen siebenjährigen, sein harmloses Wässerchen auf die Druckstelle zu entleeren, und siehe! schon ist sie geheilt. Ein Mädchen darf es unter keinen Umständen sein; auch muß das Kind sich noch im zarten Alter befinden.

Wir legten öfters an einem Tage zwei Tagereisen zurück, und

es gelang mir, Kaschghar noch grade vor dem 15. Oktober zu erreichen. Ich machte dem englischen Political Agent, Herrn (jetzt Sir George) Macartney, an den ich mir durch das Auswärtige Amt und das britische Foreign Office Empfehlungen verschafft hatte[1], meine Aufwartung und wurde von Lady Macartney aufgefordert, bei ihnen zu wohnen.

Bartus hatte mittlerweile der Ehrgeiz gepackt, er wollte nicht auf sich warten lassen. Er kam nur wenige Tage später an, obwohl er das ganze Gepäck auf den langsam gehenden zweirädrigen Karren der Eingeborenen mitzubringen hatte.

Zu unserer größten Bestürzung kam Grünwedel aber auch nicht am 15. und auch nicht am Ende des Monats, sondern wir erhielten die Nachricht, daß er in Russisch-Turkistan sein Gepäck verloren habe und seine Ankunft sich verzögern würde! Da gab es bei uns „dicke Luft". Wir ärgerten uns ganz unsäglich über die verpaßte Gelegenheit, Tun-hwang zu besuchen[2]. Aber es half nichts, wir

---

1 Ich hatte mich an die Engländer empfehlen lassen, erstens, weil ich der englischen Sprache mächtig bin und englische Gebräuche kenne, während ich Russisch nicht verstehe und auch mit den russischen Gebräuchen nicht vertraut bin. Außerdem aber hatte ich soviel ungünstige Berichte über den Vertreter Rußlands in Kaschghar, den berühmten Generalkonsul Pietrowskij, gehört, daß ich mich nicht einem so tyrannischen Gewalthaber anvertrauen wollte.

Pietrowskij war ein Mann von außergewöhnlicher Begabung. Er war zu seiner Zeit der eigentliche Herrscher Ostturkistans. Niemand war besser vertraut mit der Geschichte, der Religion, dem Charakter der Chinesen und der Türken, niemand kannte die wirtschaftlichen, militärischen und anderen Hilfsquellen des Landes besser als er, und soweit wäre ein Aufenthalt unter seinem Dach vorteilhaft gewesen. Aber er war ein Mann von so großem Selbstbewußtsein, daß er anderen Leuten nur schwer gerecht werden konnte. Kapitän Younghusband und Monsieur de St. Ives hatten beide Grund, sich bitter über ihn zu beklagen, und auch Grünwedel und Huth waren bei ihrem Aufenthalt im russischen Generalkonsulat in eine fatale Abhängigkeit von den Launen dieses Selbstherrschers geraten. Ja, bei einer Gelegenheit, als Huth sich gegen seine ungerechtfertigten Anmaßungen auflehnte, fragte Pietrowskij Grünwedel, ob er nicht das Recht hätte, diesen Juden prügeln zu lassen. Grünwedel trat für seinen Begleiter ein, aber das Verhältnis war infolgedessen getrübt.

Solchen Dingen wollte ich mich nicht aussetzen und zog es daher vor, mit den Engländern genauere Beziehungen anzuknüpfen. Ein Entschluß, der mir zu den angenehmsten Bekanntschaften verhalf.

Als ich nach Kaschghar kam, war Exzellenz Pietrowskij bereits zurückgerufen worden. Man hörte aber von Türken und Chinesen erstaunliche Berichte über seine Maßnahmen. Sein Nachfolger war ein liebenswürdiger Mann, der mir viel Freundlichkeiten erwies. Aber seltsam genug waren allerhand Gepflogenheiten, die ich auch mit ihm erlebte. Ich werde nie vergessen, was sich zutrug, als die russischen Herrschaften zum Weihnachtsdiner in das englische Konsulat geladen waren. Sie kamen und waren recht liebenswürdig und angeregt, weigerten sich aber, auch nur einen einzigen Bissen des Festschmauses zu sich zu nehmen, da sie soeben erst gespeist hätten! Ein Benehmen, das mir immer unerklärlich geblieben ist.

2 Es sei hier erwähnt, daß der ausgezeichnete englische Gelehrte und Reisende, Sir Aurel Stein, bei seinem Besuch in Tun-hwang die Bibliothek tat-

mußten uns gedulden, und nach den großen Anstrengungen unserer Grabungen und der Reise war der Aufenthalt in einem europäischen Heim eine große Erfrischung.

Freilich mußte man sich an manche Einrichtungen der Zivilisation erst wieder gewöhnen. Als Lady Macartney mich in ein wohlausgestattetes Zimmer mit einem schönen englischen Bett einquartiert hatte, glaubte ich im Himmel zu sein. Als ich aber einige Zeit im Bett gelegen hatte, kam es mir vor, als müßte ich ersticken. Ich stand auf, nahm meinen Filz, breitete ihn auf der Veranda aus, benutzte den Sattel als Kopfkissen und schlief in einen leichten Pelz gehüllt wieder im Freien. Es hat einige Zeit gedauert, bis ich mich wieder an die Enge des Zimmers gewöhnen konnte.

In Kaschghar warteten wir nun auf Professor Grünwedel und erholten uns prächtig durch die ganz außerordentlich liebevolle Pflege, der wir im Hause Macartney teilhaftig wurden. Grünwedel aber kam und kam nicht; wir waren trostlos.

Ich benutzte diese freie Zeit, um die mit dem Mirab aufgenommenen Sprichwörter ins Reine zu schreiben und eine Übersetzung anzufertigen. Diese Arbeit ist später in Leipzig bei Teubner unter dem Titel: „Lieder und Sprichwörter aus der Oase von Turfan" erschienen. Die Sprichwörter sind zum Teil identisch mit den in Afghanistan vorkommenden. Auch die Märchen Ostturkistans behandeln oft Geschichten, die in Afghanistan und im Pandschab weiterleben. Die Erinnerungen an die alte buddhistische Kultur wirken in diesen drei, durch sie einst vereinten Ländern, heute noch.

Wir versuchten dann einige Grabungen bei Artusch vorzunehmen, wo neben den Resten einer alten Stadt in einer Felswand drei Höhlentempel unser Interesse wachriefen. Der Name ist Ütsch Murghān. Die in den Fels geschnittenen Türen waren früher mit vorgelagerten Holzaufgängen versehen, die indessen verschwunden waren. Herr Bartus ließ sich deshalb an einem Strick von oben herab und kam auf diese halsbrecherische Weise in die Räume. Sie enthielten aber nur spärliche Reste von Malereien, die eine weitere

---

sächlich vorfand und einen Teil ihres Inhalts, bestehend in kostbaren alten Handschriften und Gemälden auf Seide, von dem Tempelwärter käuflich erwerben konnte.

Nach ihm besuchte der Leiter der französischen Expedition Herr Paul Pelliot, ebenfalls diese fabelhafte Mine und kaufte eine weitere große Menge der Handschriften usw.

Durch die Verteilung dieser wichtigen Gegenstände sind eine Menge von Gelehrten, die sonst von der Mitarbeit ausgeschlossen gewesen wären, instand gesetzt worden, sich zu betätigen. Wenn ich auch bedauern muß, daß diese Dinge mir entgangen sind, so tröstet mich der Gedanke, daß sie in gute Hände geraten sind.

Untersuchung nicht wert waren. In den Ruinen zu graben unterließen wir, da der chinesische Beamte (Tao-tai) es nicht gern sah.

Beginn der III. Reise

Endlich, am 5. Dezember (1905), kam ein Bote von der russischen Grenze, der uns mitteilte, Grünwedel würde am nächsten Tage eintreffen. Wir begaben uns daher auf die Landstraße und ritten ihm entgegen. Er kam denn auch nachmittags auf einem alten Pferdchen im Schritt einhergezogen, mit seiner Karawane und dem Hilfsarbeiter Professor F. W. K. Müllers, dem Referendar Pohrt. Grünwedel hatte ihn, weil er des Chinesischen etwas mächtig war, als Begleiter mitgenommen. Leider war Grünwedel krank, so krank, daß er weitere drei Wochen in Kaschghar bei den schwedischen Missionaren das Bett hüten mußte.

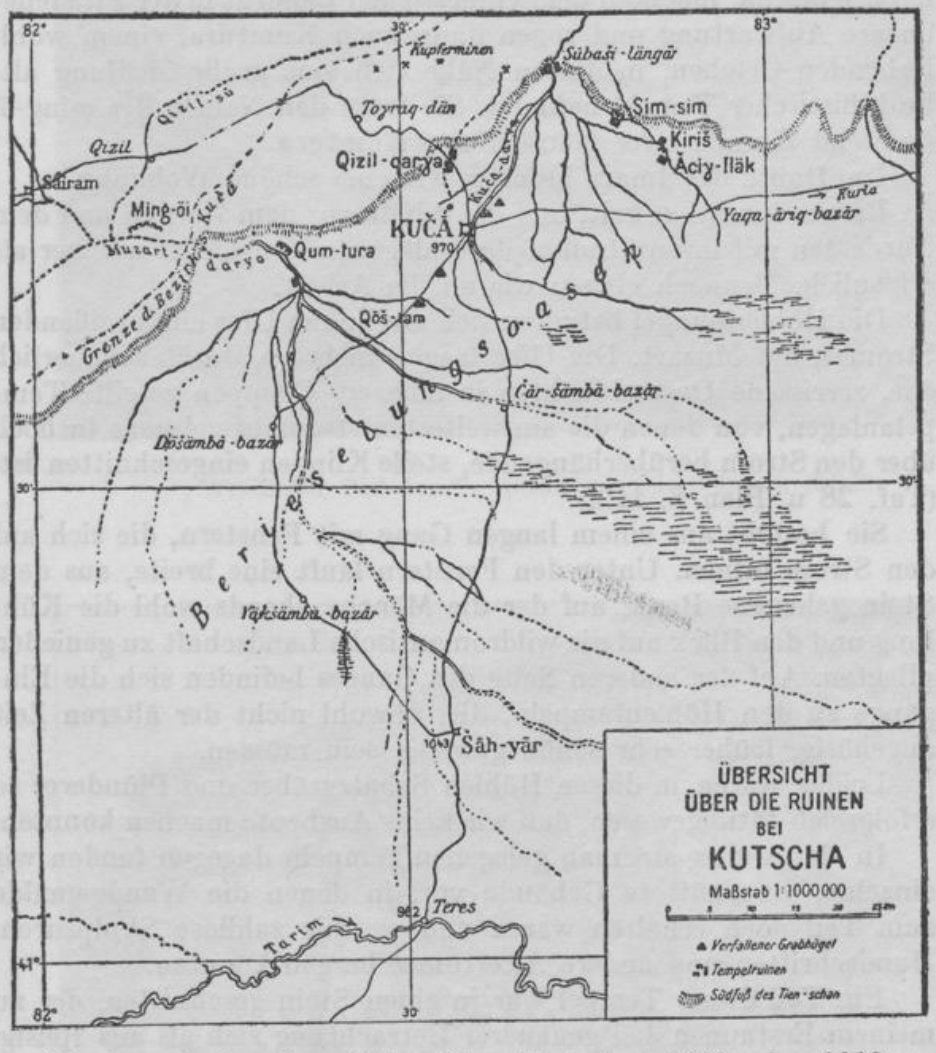
Wir feierten noch das englische Weihnachtsfest bei Macartneys, und brachen am 25. Dezember nach Kutschā auf.

Da Grünwedel nicht reiten konnte, ließ ich eine Araba, einen zweirädrigen Karren, mit Heu füllen, Matratzen darauf befestigen und ein Sonnendach darüber anbringen. In diesem Karren machte Grünwedel diese Reise unter Beschwerden, die durch die schlechte Beschaffenheit der Wege verschärft wurden; überall im Kulturlande ist nämlich der Weg durch zahllose Bewässerungskanäle unterbrochen. Der Wagen geht immer schräg in diese Kanäle herein, die oft metertief sind. Erst geht das eine, 2 m hohe, Rad herein; es gibt einen furchtbaren Stoß; dann geht das zweite Rad herein, es gibt wieder einen Stoß, dann geht das erste Rad heraus und gleich darauf das zweite und jedesmal wird der Reisende heftig hin- und her geschüttelt. Natürlich ist diese Art des Reisens sehr langsam.

Wir, Bartus und ich, ließen also Grünwedel mit Herrn Pohrt als Begleiter um zwölf oder ein Uhr nachts abfahren, schliefen selber bis vier Uhr morgens und holten die Karawane noch auf dem halben Wege ein. Dann ritten wir voran und machten Quartier, so daß Grünwedel seinen Palao, Tee usw. bei seinem Eintreffen fertig vorfand.

Am 8. Januar erreichte die Expedition die alte Siedlung von Tumschuk bei Maralbaschi und untersuchte dort die im Nordosten der Station gelegenen buddhistischen Ruinen, ohne indessen umfangreiche Arbeiten dort vornehmen zu können. Hier hat später Professor Pelliot, der Leiter der von der französischen Regierung, auf die Nachricht von unseren Erfolgen entsandten Expedition, mit gutem Erfolg gearbeitet. Er fand schöne, frühe Tonstatuetten in Gruppen, viele noch im Gandharastil.

Als wir weiterzogen, machte mein Diener, der Mirab, mir die Mitteilung, daß in der Nähe von Kyzil im Gebirge, nahe bei Kutscha, eine riesige Anlage alter Höhlentempel vorhanden sei, die noch kein Europäer besucht habe und die auch wegen ihrer abgelegenen Lage bei den Eingeborenen wenig bekannt sei.



Die japanische Expedition Otani hat dort 1902 oder 1903 gearbeitet. Ein starkes Erdbeben soll sie vertrieben haben.

Auf die Angabe des Mirab hin ritt ich sofort mit Herrn Bartus herüber. Wir überstiegen den niederen, aber schwierigen Paß und fanden eine fabelhafte Siedlung von vielen hundert Tempeln in den steilen Klippen eines Höhenzuges am Muzart.

Ein Grundbesitzer hatte dort ein kleines Lehmhäuschen errich-

tet, in dem sich zwei äußerst elende Zimmer befanden. Ich mietete ihm sofort das Häuschen ab, weil wir gehört hatten, daß andere Expeditionen im Anzuge seien, und versprach, in etwa einem Monat dorthin zu kommen.

Die weitere Reise vollzog sich ohne Zwischenfälle. Wir kamen nach Kutschā, machten dem chinesischen Landrat in der Zitadelle[1] unsere Aufwartung und zogen dann nach Kumtura, einem wohlhabenden Örtchen, in dessen Nähe sich eine große Siedlung altbuddhistischer Tempel befindet. Sie trägt den Namen der ming-öi (tausend Zimmer oder Häuser) von Kumtura.

Im Hause des Imam bezogen wir eine schöne Wohnung.

Es war furchtbar kalt, und die Winde aus dem Norden und dem Nordosten mit ihren Staubniederschlägen waren nichts weniger als erfreulich. Dennoch gingen wir an die Arbeit.

Die Höhlentempel befinden sich am linken Ufer eines reißenden Stromes, des Muzart. Die Ufer tragen mehrere, durch schauerlich öde, zerrissene Querschluchten in mehrere Gruppen geteilte Tempelanlagen, von denen die am weitesten stromauf gelegene in hoch über den Strom herüberhängende, steile Klippen eingeschnitten ist. (Taf. 28 u. Plan S. 112.)

Sie besteht aus einem langen Gang mit Fenstern, die sich auf den Strom öffnen. Unter den Fenstern läuft eine breite, aus dem Stein gehauene Bank, auf der die Mönche abends wohl die Kühlung und den Blick auf die wildromantische Landschaft zu genießen pflegten. Auf der anderen Seite des Ganges befinden sich die Eingänge zu den Höhlentempeln, die, obwohl nicht der älteren Zeit angehörig, früher sehr schön gewesen sein müssen.

Leider waren in diesen Höhlen Schatzgräber und Plünderer so erfolgreich tätig gewesen, daß wir keine Ausbeute machen konnten.

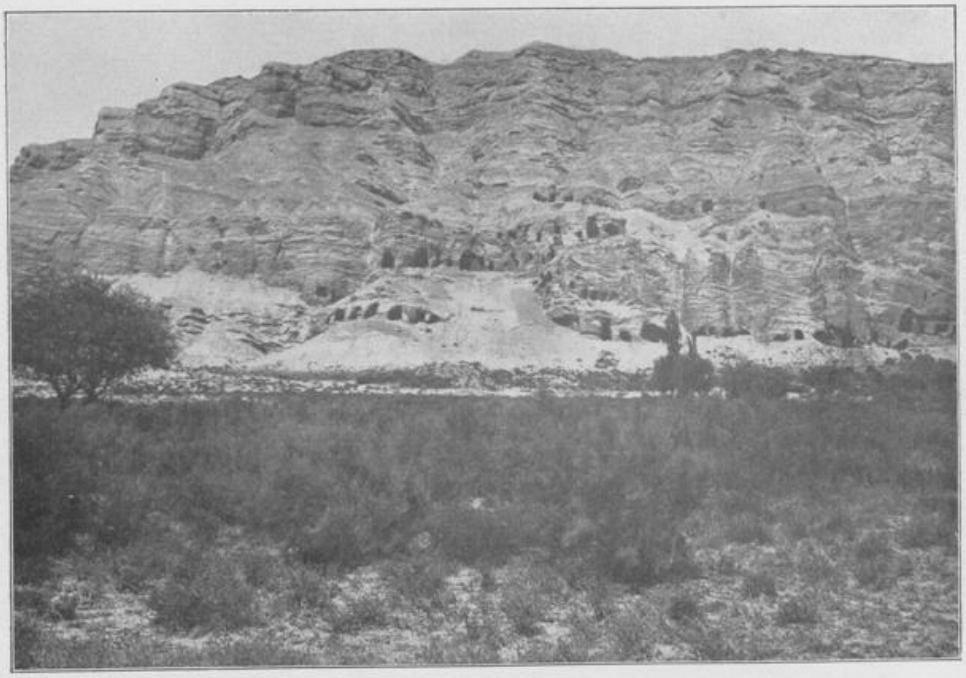
In den weiter stromab gelegenen Tempeln dagegen fanden wir einzelne, verschüttete Gebäude vor, in denen die Wandgemälde zum Teil noch erhalten waren und wo wir zahllose Skulpturen, Handschriften und andere Altertümer bergen konnten.

Ein Teil dieser Tempel war in einen Stein geschnitten, der zu meinem Erstaunen bei genauerer Betrachtung sich als aus Reisig, versteinertem Reisig! bestehend ergab.

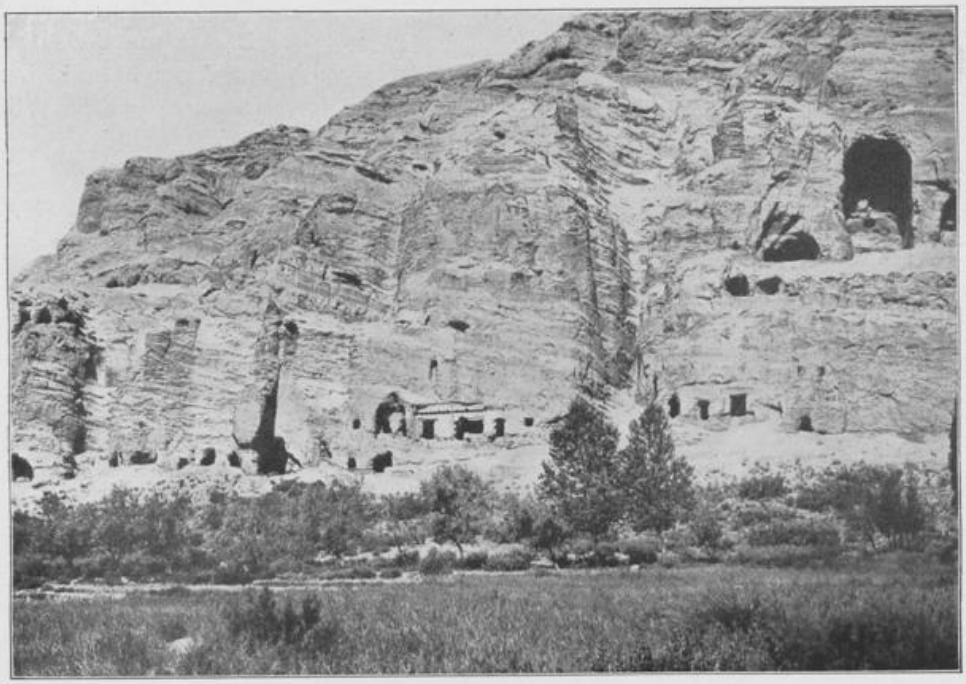
Ein großer, fossiler Knochen stak in dem Gewirr versteinerter Zweige. Ich ließ ihn herausmeisseln und übergab ihn später dem paläontologischen Institut zu Berlin.

---

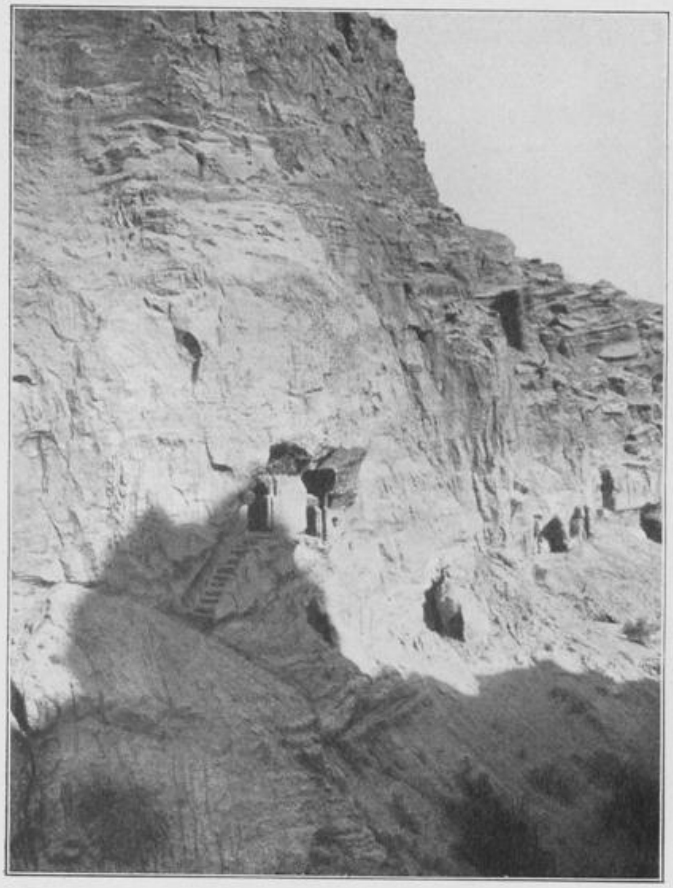
1 In Kutschā liegt die befestigte Chinesenstadt in einem Bezirk der Stadt, nicht wie in Turfan, Aksu und Kaschghar einige Kilometer von der Altstadt entfernt in einer besonderen („Neu") Stadt.



Westlicher Teil der Tempelanlage (ming-öi) von Kyzil



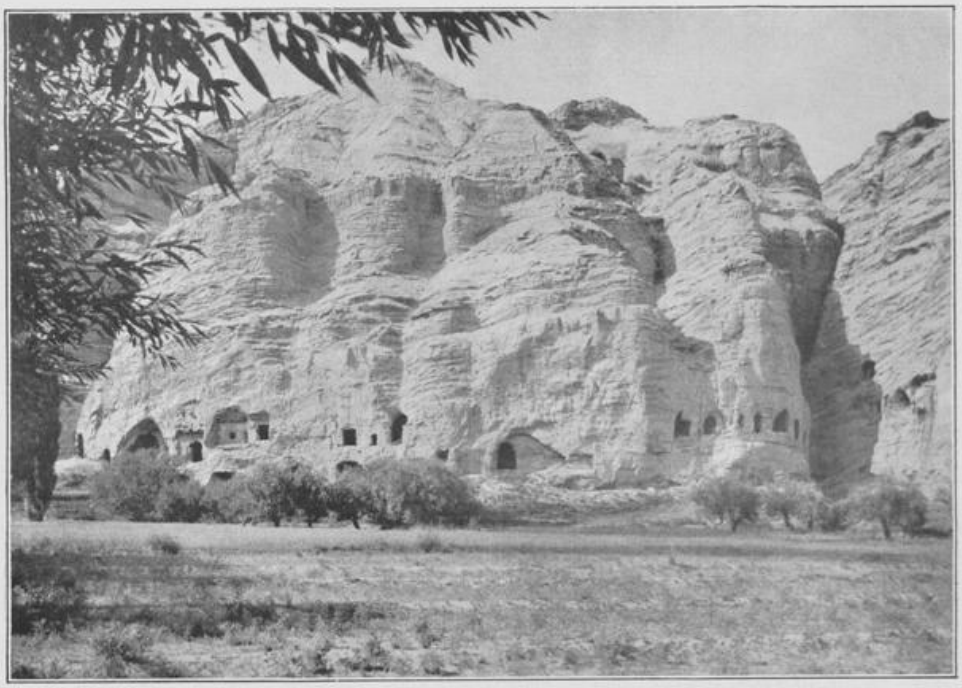
Fortsetzung nach Osten



oben:
Bartus und Arbeiter
auf Tempel der kleinen
Bachschlucht, Kyzil

unten:
Treppenhöhle,
große Bachschlucht,
Kyzil

Lünette von der Rückwand der Cella der Treppenhöhle. Oben: Angriff des Mara. Unten: Szenen aus dem Leben des Buddha. Kyzil



Rechtes Ufer, Eingang zur kleinen Bachschlucht, Kyzil

Nordende der großen Bachschlucht, Vereinigung der beiden Quelltäler.
Die Tempel 1916 durch Erdbeben vernichtet

Im Unterschied zu den Siedlungen in Turfan, wo wir fast nur Bilder aus der türkischen Periode (nach 760 n. Chr.) vorfanden, gehörten diese Gemälde meistens einer älteren Zeit an (etwa bis 800 n. Chr.), als noch indogermanische Völker im Lande saßen. Aber es gab hier auch einige Tempel, deren Malereien bereits chinesisch abgewandelt waren.

Hier fanden wir zum erstenmal Darstellungen von Damen (Taf. 36) und Rittern in europäisch anmutender Kleidung (vgl. S. 106).

Diese Darstellungen werde ich später schildern, bei der Beschreibung der Ming-öi von Kyzil, wo sie einer älteren Zeit angehören, und infolge der größeren Unzugänglichkeit des Ortes, besser erhalten sind.

Die Kulturstufe, welche die Trachten in Verbindung mit den kunstvoll gemalten Gemälden und den kalligraphisch geschriebenen Handschriften uns vor Augen führen, muß erheblich größer gewesen sein, als die damals in den germanischen Staaten Europas vorhandene.

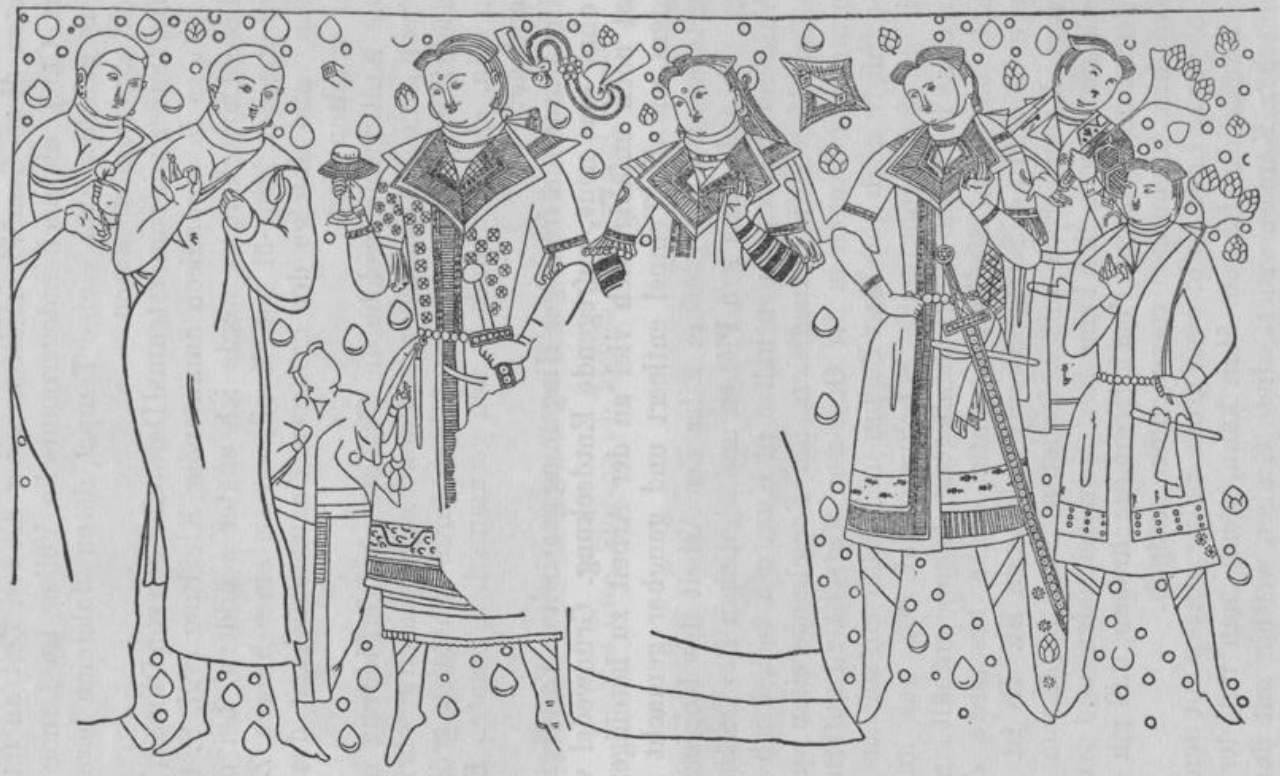
Hier wurde mit freudiger Hingebung gearbeitet. Es verging kein Tag ohne eine neue, aufregende Entdeckung. Grünwedel war zunächst noch unfähig, sich viel an der Arbeit zu beteiligen, aber nachdem wir die Tempel entleert und gangbar gemacht hatten, widmete er sich mit großem Eifer der Arbeit des Kopierens der Bilder, der Aufnahme von Plänen und ähnlichen Beschäftigungen.

Während unseres Aufenthaltes in Kumtura verließ ich zu wiederholten Malen die Expedition, um Forschungsreisen nach unbekannten Siedlungen in der Oase von Kutscha zu unternehmen.

So führte mich gleich zu Beginn im Januar ein solcher Ausflug durch die Salzsteppe nach Schahyar (Taf. 30), das im Süden dieser Oase liegt. Die dazwischenliegende Steppe enthält eine große Anzahl von alten Siedlungen, unter denen besonders die von Tongguz Baschi (= Schweinekopf) zu nennen ist. Es ist ein ungeheures Mauerviereck mit befestigtem Tor. In diesem Mauerviereck aber fanden sich keine Reste von Gebäuden, und der Boden war derart mit Salz und Feuchtigkeit durchzogen, daß ich den Gedanken, hier Grabungen vorzunehmen, aufgab.

Das ganze Land ist hier auf große Entfernungen mit den Resten alter Kanäle durchzogen. Man kann, wenn man mit der photographischen Kamera visiert, diese Gräben weithin mit dem Auge verfolgen. Man sieht auch die kleineren Bewässerungsgräben, die sich rechts und links von ihnen abzweigen.

Wir hatten Wasser mitgenommen und, auf Empfehlung des würdigen Aksakal der Ferghānatürken in Kutscha, des Chalmät



Stiftergruppe, Kumtura (nach Grünwedel)

Chān aus Täschkent (Taf. 29), einen Führer namens Schärip (a. šarīf) engagiert, der das Gelände ausgezeichnet zu kennen behauptete. Es war aber ein eitler und unwissender Mann, der sich nur aufspielen wollte.

Wir verloren sehr bald den Weg und da Staubnebel (tschang) herrschte, konnten wir uns nicht orientieren. An klaren Tagen nämlich sieht man überall in der Ferne die Kuppen des Tienschangebirges, die von Westen nach Osten ziehen und hat in ihnen einen untrüglichen Wegweiser. Der Staubnebel aber hüllt alles in einen halbdurchsichtigen Nebel, der weiter entfernte Gegenstände vollkommen verschleiert. Zu allem Unglück war mein Kompaß, den ich an der Uhrkette trug, verlorengegangen.

So ritten wir lange Zeit im Kreise herum, bis endlich ein anderer von meinen Begleitern die richtige Richtung entdeckte und uns in die reiche Siedlung von Toksu brachte, wo wir im Haus des Dorfschulzen, einem für die dortige Gegend prächtigen Gebäude, gastfreie Unterkunft fanden.

Unterwegs stieg ich mehrmals vom Pferde, um den Boden zu untersuchen. Er war dicht durchsetzt von Resten von Scherben, daneben fand man Münzen, Schellen, Pfeilspitzen, Siegel aus Bronze oder Kupfer, alles stark korrodiert. Aber auch Reste von Holzschnitzereien, Votiv-Stūpas, Buddha- und Götterfigürchen und ähnliche Dinge fanden sich häufig; vor allem aber Topfscherben in so ungeheuren Mengen, daß man eine ungemein dichte Besiedlung und eine sehr lange Bevölkerungsperiode annehmen muß.

Das Haus des Dorfschulzen Ali Achond hatte mehrere schöne Zimmer persischer Art. Die Wände waren mit bunten Wandgemälden in Temperafarben bemalt, und ein prächtiger Kamin spendete wohltuende Wärme. Der Hausrat bestand aus wundervollen, gesteppten, seidenen Bettdecken, schönen Matratzen und äußerst geschmackvoll gestickten, rotseidenen Kopfkissen. Der Schulze hatte vier Frauen, stattliche Matronen, die den Fremden mit großer Neugier, aber mit dem diesen Leuten eigenen, höflichen Anstand, betrachteten. Ich kam mit diesen Frauen ins Gespräch und fragte, ob Stickereien aus älterer Zeit in ihrem Besitz seien. Sofort öffneten sie große, tragbare Truhen, die mit Schnitzerei und Malerei verziert waren und zeigten mir eine große Menge jener schönen Stickereien, die die Frauen früher auf dem unteren Ende der weiten Beinkleider zu tragen pflegten. Die Tracht der Frauen ist einfach und besteht aus einem großen Hemd aus Baumwollstoff oder Seide und einem Beinkleid, welches nach Art unserer Pyjama mit einer laufenden Schnur im Hosenbund als Gurt getragen wird. Der un-

terste Teil der Hose, welcher in der Breite von ungefähr 40 cm unter dem Saum des Hemdes erscheint, war stets mit sehr schönen Stickereien, meistens in roter Farbe, auf das geschmackvollste bestickt.

Dargestellt ist gewöhnlich eine Art Blumenparterre, welches am unteren Rande durch Borten mit sehr gefälligen Rankenornamenten abgeschlossen wird.

Die Hemden waren häufig ebenfalls mit Stickerei geschmückt, besonders kostbar war ein crêmefarbenes Seidenhemd, das mit in Goldfäden ausgeführten Palmwipfelornamenten über und über bestickt war. Andere Hemden trugen sehr geschmackvolle Blütenornamente, die zuweilen zu einem Bukett vereint waren. Alles ist meines Erachtens persischer Stil. Diese Art der Ornamentik findet sich von Buchara durch ganz Afghanistan bis in das nördliche Pandschab und durch ganz Turkistan bis nach Komul. Ich kaufte von den Damen eine große Menge dieser Hosenbeine, die nicht mehr getragen wurden. Der Verkehr mit Rußland hat unglücklicherweise diese geschmackvollen Sachen durch schauderhafte, russische, bedruckte Baumwollstoffe verdrängt. So sah ich eine Frau, deren Hemd aus russischem Musselin bestand, der mit einem Muster einer Ballettänzerin, im kurzen Röckchen auf einem Bein stehend, in fortwährender Wiederkehr bedruckt war.

Die Damen in Turkistan haben übrigens schon lange vor den unsrigen die Reize des Glockenhütchens erkannt. Man sah dort schon damals Pelzmützchen oder Brokatkäppchen, die den modernen Hüten unserer Damen verblüffend ähnlich sahen. Auch haben sie schon lange, schon vor 50 oder 60 Jahren wenigstens, Stiefelchen getragen, über deren vorderem Oberteil ein in Streifen geschlitztes Lederstück graziös herabfällt; nur sind es nicht, wie bei uns, Schuhe, sondern hohe Stiefel, die so verziert werden. Auch sind die Absätze sehr hoch und kokett; häufig sind sie auf der Unterfläche des Absatzes mit silbernen Stiften beschlagen, deren obere Enden an den Seiten des Absatzes umgebogen und festgehämmert sind.

Eine ganze Reihe von anderen alten Ansiedlungen, von denen die Mauern noch erhalten waren, besuchte ich ebenfalls. Aber überall fand ich Feuchtigkeit, so daß ich diese Gegenden nicht einer archäologischen Grabung für würdig hielt. So gelangte ich nach dem reichen Flecken Schahyar, wo meine Ankunft große Ansammlungen der bäuerlichen Bevölkerung veranlaßte.

Der chinesische Beamte erschien sofort und bewirtete mich. Hier, wie überall, bin ich von den Chinesen wie von den eingeborenen Türken, auf das liebenswürdigste empfangen worden.

Man brachte mich in einem sauberen, aber ziemlich ärmlichen Serai (hier heißen sie dän) unter, dessen Türen keine Verschlußmöglichkeiten boten. Als ich mich gelegt hatte, erschien plötzlich eine hochgewachsene junge Frau, im chinesischen Jäckchen und prächtig bestickten Unterkleidern. Sie brachte das „Tischtuch" (dästärchān) mit; ihre Dienerinnen, hübsche junge Mädchen, klimperten niedliche Melodien auf langgehalsten tambūr genannten Saiteninstrumenten, und alle drei richteten sich häuslich ein. Auf genaueres Befragen erfuhr ich dann, daß die Schönheit eine berühmte Halbweltdame war, die dem fremden Herrn ihre Dienste anbieten wollte. Ich kaufte ihr ein Paar schöne Ohrringe ab, die ich sehr reichlich bezahlte, und entließ sie, freilich ziemlich gekränkt.

Bei den Osttürken ist dieser Beruf ein Beruf wie jeder andere, und viele dieser Frauen werden in Liedern gefeiert, die im ganzen Lande gesungen werden.

Auch sieht man oftmals die Damen der Halbwelt im vertrauten Verkehr mit den Frauen der ehrsamen Ackerbürger und Handwerker.

Leider fand sich auch in dieser Gegend keine einzige Ruine, die meinen Erwartungen entsprochen hätte, und so kehrte ich mit negativen Ergebnissen zur Expedition zurück.

Inzwischen hatte der Mirab allerhand Erkundigungen eingezogen und verriet mir die Lage zweier wichtiger Siedlungen in der Umgegend des Dorfes Kirisch im Nordosten von Kutscha. Ich machte mich mit einem Beg des Landrats von Kutscha auf, passierte den merkwürdigen, turmartigen Stūpa, östlich von Kutscha in der Nähe der alten Stadtmauern des alten Kutscha gelegen, und erreichte nach einem Ritt von ca. 22 km den Flecken Kirisch. Im Nordosten von Kirisch liegt in einem wilden Tale eine ziemlich große Siedlung von Höhlenklöstern, die zum Teil mit altem Schutt gefüllt waren. Sie führt den Namen Sim-sim = Sesam, vielleicht in Erinnerung an die Erzählung von Ali Baba in „1001 Nacht".

Darauf ritten wir nach einer anderen, im Süden von Kirisch gelegenen Anlage, namens Atschigh Iläk = Zusammenfluß der bitteren (Wasser), wo wenige, aber interessante Tempel in anscheinend guter, trockener Lage zur Grabung einluden.

Später führte ich Professor Grünwedel nach Sim-Sim, wo wir nur wenige Tage arbeiteten[1]. In Atschigh Iläk ist erst von der vier-

1 In Kutscha weilten zur Zeit unseres Aufenthalts die beiden Herren Berezowskij, die von den Russen dorthin gesandt worden waren.
Grünwedel hatte, ich weiß nicht aus welchen Gründen, mit den russischen

ten Expedition gearbeitet worden, die auch den großen Turmbau (Stūpa), nahe der alten Stadtmauer von Kutscha mit gutem Erfolg bearbeitet hat. In Iläk waren schon große Buddhadarstellungen in den Korridoren auf die Wände gemalt, ganz wie in den späteren Siedlungen der Türkenzeit in der Oase von Turfan.

Gelehrten Radloff und Salemann einen Vertrag abgeschlossen, des Inhalts, daß die deutschen Expeditionen die späten Anlagen des Distrikts von Turfan, die Russen aber die noch unberührten älteren Siedelungen des Distrikts von Kutscha bearbeiten sollten. Die Russen sollten die Deutschen in Turfan, die Deutschen die Russen in Kutscha nicht stören.

Als ich aber nach Urumtschi kam, sagte mir der Arzt und Konsularagent der Russen, Dr. Kochanowskij, er sei überrascht über meine unerwartet schnelle Ankunft; er habe Briefe von den erwähnten russischen Herren bekommen mit der Aufforderung, er solle eiligst die Turfaner Siedelungen besuchen um für die russische Wissenschaft alles was an Bildern und Handschriften usw. zu finden sei, zu retten.

Ich war entrüstet über diese Handlungsweise der Petersburger Herren und teilte dem Arzt mit, daß wir eine anderslautende Abmachung mit ihnen getroffen hätten.

Kochanowskij erklärte mir aber, er wisse von solchen Abmachungen nichts, vielmehr läge eine Aufforderung vor, jene Dinge zu beschaffen und als russischer Beamter müsse er ihr nachkommen.

Er ritt auch vor uns nach Kara Chodscha und erwarb dort allerhand Altertümer, ohne jedoch Bilder von den Wänden losschneiden zu können.

Kochanowskij war ein anständiger Mann, und ich konnte seine Logik verstehen. Aber mir schien, als ob der von den Petersburger Herren geschriebene Brief unsere Abmachungen nichtig gemacht hätte. Ich meldete den Vorfall nach Berlin und bat, die Sache zu ignorieren, da kein großer Schaden entstanden sei. Es fand aber doch ein Wortwechsel statt und Kochanowskij schrieb mir einen gereizten Brief, indem er wiederholte, daß die von R. und S. erteilten Befehle ihm wichtiger seien als private Abmachungen — die Russen seien zuerst dort gewesen und hätten daher das größte Recht auf diese Altertümer usw.

Ich ritt nach Urumtschi und es gelang mir, durch Vorzeigung der Kopie meines Briefes ihn zu überzeugen, daß ich ihm keine Unannehmlichkeiten hatte bereiten wollen.

Die Briefe sind bei den Akten der II. Expedition.

Als Grünwedel kam, fragte ich ihm, ob er in Kyzil arbeiten dürfe; ich meinerseits hielte den Vertrag für aufgehoben.

Er gab an, sich mit R. und S. verständigt zu haben und ging auf meinen Vorschlag, in Kyzil und Kumtura zu graben, ein. Außerdem wußte ich, daß beide Orte im Distrikt von Bai lagen und daher vom Wortlaut des Vertrages nicht berührt werden konnten. Aber ohne das Doppelspiel der Petersburger Herren hätte ich Grünwedel nicht bestärkt in seinem zunächst sehr schwächlichen Entschluß, an diesen Orten zu graben.

Das volpeggiare colle volpe liegt mir gar nicht, aber dies Vorkommnis hatte mich sehr in Harnisch gebracht.

Kirisch liegt im Distrikt Kutscha, und der ältere Berezowskij machte uns sofort heftige Vorwürfe. Ich mußte mit dem alten Herren reden und ihn beruhigen — er drohte sogar, uns mit Waffengewalt zu vertreiben!

Die Herren Berezowskij waren gar nicht in der Lage, Wandgemälde ohne Beschädigung herauszuschneiden, aber da wir sehr bedeutende Erfolge erzielt hatten, lohnte es sich nicht, die Frage auf die Spitze zu treiben und wir gaben die Grabungen in Kirisch auf, um uns nach geschlossenem Frieden weiter nach Osten zu begeben.

Arbeiten und Ergebnisse in Kyzil

Nach Beendigung unserer erfolgreichen Grabungen in Kumtura siedelten wir in die Ming-öi von Kyzil über. Sie liegen ebenfalls am Muzart, etwa 15 km westlich von Kumtura.

Von dem kleinen Rasthause zu Kyzil reitet man etwa 8 km nach Süden zu den alten Tempeln der Ming Öi. Man kommt zu einem Höhenzug, der nur an einer Stelle durch einen steilen, wenn auch niedrigen Paß, überschritten werden kann. Von einer Stelle dieses Passes aus kann man in das phantastische Tal herabschauen und sieht dann plötzlich die große wildromantische Siedlung langgestreckt vor sich liegen.

Der Höhenzug, in dessen steil abfallende Klippen diese Tempel und Klöster eingeschnitten sind, bildet eine große, halbmondförmige Kette. Der reißende Muzartstrom durchschneidet diese Kette am oberen wie am unteren Ende. (Taf. 31—34.)

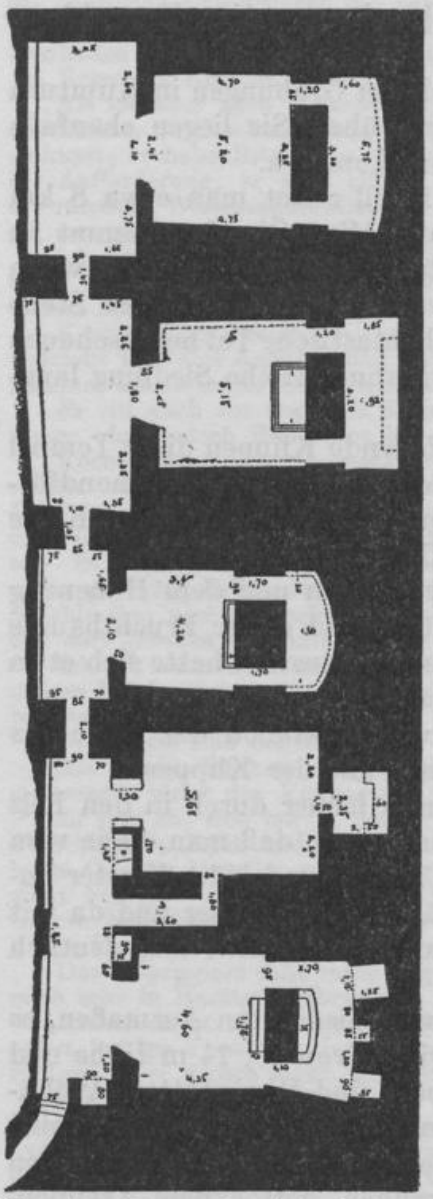
Der ganze Zwischenraum zwischen Strom und dem Höhenzug ist mit fruchtbarem Alluvialland erfüllt, und einige Fruchtbäume und Felder werden dort kultiviert. Unser Hauswirt hatte sich etwa sechs Jahre vor unserer Ankunft dort niedergelassen.

In alter Zeit folgte der Strom wahrscheinlich der Linie des Höhenzuges und floß unmittelbar am Fuße der Klippen.

Alle diese zahlreichen Höhlen waren früher durch in den Fels gehauene Galerien miteinander verbunden, so daß man, ohne vom Strom her gesehen zu werden, jeden Tempel und jedes Kloster ungefährdet besuchen konnte. Diese Gänge, die nur hier und da mit einem Fenster versehen waren, sind an vielen Stellen noch deutlich erkennbar.

Die Höhlentempel sind von den verschiedensten Ausmaßen, es gibt deren ganz kleine und andere wieder von 10, 14 m Höhe und 14—20 m Tiefe. Neben vielen Tempeln sind Werkstätten, Wohnräume für Mönche, Vorratskammern mit Behältern für Getreide und Sämereien angebracht. Wir fanden in solchen Vorratskammern noch Samen von Krapp, von Mohrrüben, getrocknete Trauben, Hirse und große, dunkelblaue Bohnen.

Die Tempel zeigen hauptsächlich zwei Bauformen. Die häufigste besteht aus einer Vorhalle, hinter der das Heiligtum, die quadratische oder rechteckige Cella, sich öffnet. Die Rückwand der Cella trägt das Kultbild, die in Ton geformte Statue eines Buddha. Rechts und links von diesem Kultbild gehen Korridore in den Stein hinein, die hinten durch einen dritten Korridor verbunden sind. Diese Einrichtung hat den Zweck, die prozessionsmäßige Umwandlung des Heiligtums zu ermöglichen. (Taf. 38.) An den Wänden befinden sich Darstellungen des Lebens des Buddha oder auch von allerhand Ereignissen aus dem buddhistischen Legendenkreis. Die Cella hat meistens ein Tonnengewölbe als Bedachung. Dies Gewölbe ist in den älteren Tempeln bemalt mit Darstellungen von stilisierten Berglandschaften, in deren jeder eine Wiedergeburtslegende erscheint. (Taf. 43.)



Plan (der Hauptanlage) der Felsentempel zu Kumtura (nach A. v. LeCoq)

In späterer Zeit wurden die Reihen von Berglandschaften ersetzt durch Reihen sitzender Buddhas. Rechts und links von der Tür, zuweilen auch an den Wänden der seitlichen Korridore, sind die Stifter dargestellt, Männer und Frauen aus fürstlichem oder vornehmem Geschlecht.

Es wird mir immer unvergeßlich sein, wie ich zum ersten Male einen solchen Tempel öffnete und nach Abräumung des Schuttes mit Laternen das Innere betrat. Es sind nämlich nirgends Fenster vorhanden; man muß sich diese Räume alle, außer den Mönchszellen, die oft ein kleines Fenster haben, als vollkommen dunkel vorstellen.

Rotkuppelraum, Kyzil. Großer Handschriftenfund. An den Wänden Stifterbilder in europäisch anmutender Tracht. Totentanzszene

Tafel 36

„Tocharische“ Stifterdame
Kum Tura

Wandbild. Weißer Gott mit dunkler Musikerin
(Bügelharfe), Kyzil

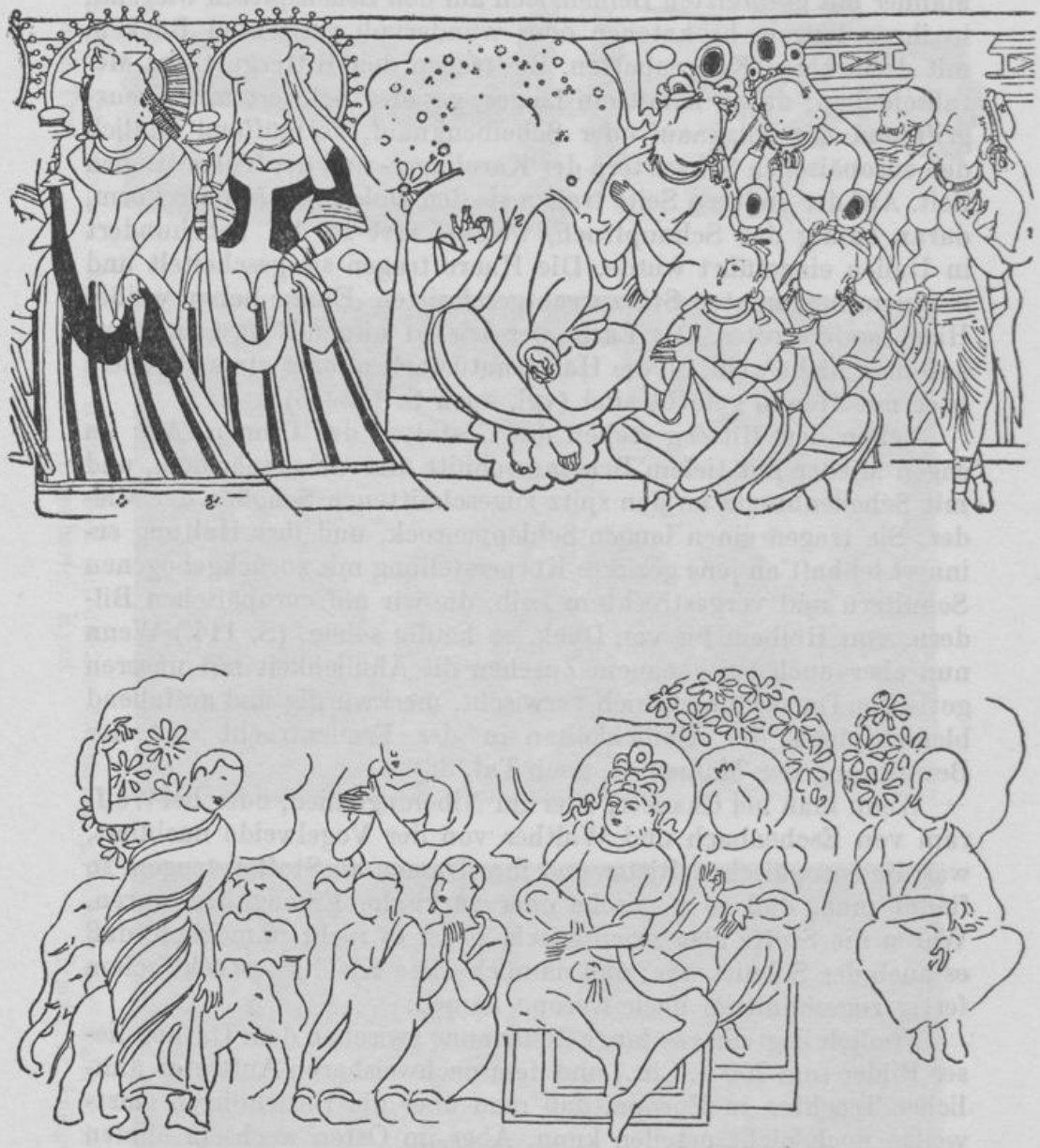
„Tocharischer“ Maler in ostsassanidischer,
Tracht, II. Anlage, Kyzil

Die Stifterbilder erinnern auf den ersten Blick auf das schlagendste an Darstellungen in gotischen Grabkapellen. Da stehen die Männer mit gespreizten Beinen, sich auf den Zehenspitzen wiegend, in ihren langen, brokatenen oder wundervoll gestickten Röcken, mit dreieckigen Kragenpatten. Sie tragen den Rittergurt aus Metallscheiben; daran hängt ein langes, gerades Schwert mit Kreuzgriff und mit Pilzknauf oder Scheibenknauf, verblüffend ähnlich den europäischen Schwertern der Karolinger- und der frühgotischen Zeit. Auf der anderen Seite tragen sie den Dolch skythischer Form, daran häufig das Schnupftuch, welches erst im 16. Jahrhundert in Italien eingeführt wurde. Die Haare tragen sie gescheitelt und in einem bestimmten Stil zurechtgeschnitten. Einige haben weißes Haar, andere rotes. Die Farbe der Iris ist nirgends ausgemalt, so daß man nicht weiß, ob die Haare naturfarben, oder etwa gepudert oder mit Henna gefärbt sind (vgl. auch S. 105—6).

Neben den Rittern stehen die Gestalten der Damen. Alle im engen Mieder mit tiefem Brustausschnitt und Glockenärmeln, und mit Schellenbesatz an den spitz zugeschnittenen Schößen der Mieder. Sie tragen einen langen Schleppenrock, und ihre Haltung erinnert lebhaft an jene gezierte Körperstellung mit zurückgebogenen Schultern und vorgestrecktem Leib, die wir auf europäischen Bildern, von Holbein bis van Dyck, so häufig sehen. (S. 114.) Wenn nun aber auch bei genauem Zusehen die Ähnlichkeit mit unseren gotischen Darstellungen sich verwischt, merkwürdig und auffallend bleiben doch die Ähnlichkeiten in der Frauentracht und der Bewaffnung der Männer (s. auch Taf. 36).

Wenn man bei Chaucer, oder im Nibelungenlied, oder bei Wolfram von Eschenbach und Walther von der Vogelweide nachliest, was die europäischen Ritter und ihre Damen an Stoffen trugen, so findet man, daß es persische oder türkische Erzeugnisse waren. Waren die Stoffe aber orientalisch, so ist es nicht unmöglich, daß es auch der Schnitt war; daß nämlich diese Kleidungsstücke schon fertig zugeschnitten nach Europa kamen.

Freilich liegt eine so lange Zeitspanne zwischen dem Datum dieser Bilder (um 700 n. Chr.) und dem nachweisbaren Auftreten ähnlicher Trachten in Europa, daß man über die Beziehungen einstweilen noch nicht urteilen kann. Aber im Osten wechseln Moden langsamer als bei uns, und die Abbildung eines Mannes auf einer kostbaren manichäischen Rolle aus Tun-hwang, die Sir A. Stein dort erwarb, zeigt genau die Tracht, deren sich noch heute, nach etwas mehr als tausend Jahren, die Bewohner Ostturkistans bedienen!



Wandgemälde, Rotkuppelraum, Kyzil
Oben: „Gotische" Stifterinnen, Totentanz. Unten: Buddhistische Legende
(nach Grünwedel)

Der zweite Tempeltyp ist der persische Kuppelbau. Die Vorhalle einer jeden dieser Kuppelbauten war, in allen Fällen, zerstört, so daß wir nicht wissen, ob sie ein Pultdach besaß, oder mit einer Kuppel bedeckt war. Die Verteilung der Bilder war gemeinhin dieselbe wie in den erstbeschriebenen Tempeln. Aber das Kultbild befand sich auf einem schön profilierten Sockel vor der Hinterwand, jedoch mit soviel Abstand, daß man auch hier die Umwandlung bequem vornehmen konnte.

Die Erfolge, die wir hier erzielten, ließen alle anderen, früheren, weit hinter sich. Überall fanden wir neue, unberührte Tempel, voll der interessantesten und künstlerisch vollkommensten Bilder, alle aus früher Zeit, früher als jene der eben besuchten Siedlung von Kumtura. In der Malweise ostasiatisch abgewandelte Gemälde fehlen noch ganz. Alles ist, in Malerei wie in der Skulptur, indo-iranisch auf spätantiker Grundlage. Nach unserer, relativen, Chronologie hat diese Siedlung zwischen dem 5. und dem 8. Jahrhundert unserer Ära geblüht. Sie muß, gegen Mitte des 8. Jahrhunderts, verlassen, oder vielleicht damals schon gewaltsam zerstört worden sein. (Taf. 35.)

Gleich in den ersten Tagen glückte es mir, in einem der Tempel, der nach seiner roten Kuppel den Namen „Rotkuppelraum" erhielt, eine alte Bibliothek aufzudecken. Hier fanden wir frühe, indische Handschriften in großer Menge, auf Palmblatt, Birkenrinde und Papier, sowie beschriebene Holztabletten. Alle Buchblätter waren in der Form des indischen Buches, des Pothi, zugeschnitten.

Ein vollkommenes Buch dieser Art wurde hier gefunden, es enthielt etwa 60 Blatt mit Texten in Sanskrit und tocharischer Sprache in indischen Lettern.

Eine Wand dieses Tempels trug Malereien von Damen in europäisch anmutender Tracht, sowie eine an mittelalterliche Totentanz-Darstellungen erinnernde Szene (vgl. S. 114).

Als wir uns wenige Tage dort aufgehalten hatten, lagen Bartus und ich einmal früh um $^1/_2$4 Uhr noch auf unseren Korkmatratzen und rauchten unsere Morgenpfeife, als plötzlich aus dem Nebenzimmer Grünwedel erschien und mit vielen Rollen Pauspapier, Pinseln und seinem Malstuhl durch das Zimmer eilte und uns bat, ihm sein Frühstück in den und den Tempel zu senden. Herr Bartus rief aus: „Herr Doktor, Herr Doktor, das geht doch nicht, daß er früher ist als wir, jetzt aber 'ran an die Arbeit!"

Dieser Tag war der Beginn der schönsten Zeit, die wir in Turkistan zusammen erlebt haben. Erfolg folgte auf Erfolg und wenn auch die Nahrung uns manchmal Sorgen machte, so waren die täg-

lich wiederkehrenden Überraschungen doch eine derartige Freude, daß wir alle uns über die Unbill des Lebens lächelnd hinwegsetzen konnten. Auch Grünwedel hatte Freude an der Arbeit und am Erfolg, und die Abende am Lagerfeuer werden mir immer unvergeßlich sein.

Da unser europäischer Tabak längst verbraucht war, mußten wir uns mit einheimischem begnügen. Der beste kommt aus der Gegend von Bai. Er ist hellgelb, leicht und wäre nicht übel, wenn er nicht mit Lößbrocken, Stengeln von Sorghum usw. vermischt käme. Wir kauften 25 Pfund für etwa drei Mark. Nach der Reinigung blieben etwa 12 Pfund übrig. Aber am Lagerfeuer schmeckte er doch.

Herr Bartus ging mit gewohnter Meisterschaft an das Heraussägen der Bilder. Hier war der Verputz meistens in ziemlich geringer Stärke auf die Steinwände aufgetragen und um die Bilder abnehmen zu können, war es nötig, mit Hammer und Meißel den weichen Stein zu zerstören, ehe man an das Herausschneiden gehen konnte, eine Arbeit, die die größten Anforderungen sogar an die herkulischen Kräfte unseres Technikers stellte.

Aber die Ausbeute war außerordentlich erfreulich; von besonderer Schönheit war die Darstellung einer weißen Gottheit mit einer dunkelfarbigen indischen Musikerin, aus dem „Tempel mit dem Frescoboden“ unterhalb der „Sechszehn Ritter Höhle“. (Taf. 36.)

Die Technik der Entfernung der Wandgemälde ist ungefähr folgende.

Die Bilder sind auf den Wandverputz aus mit Kamelmist, Häcksel und Pflanzenfasern geknetetem Lehm, den man zuvor geglättet und mit einer dünnen Schicht Stukko überzogen hat, aufgemalt.

Man muß das Bild zunächst mit einem sehr scharfen Messer in zur Verpackung in Kisten von bestimmter Größe (bei Karrentransport dürfen sie groß sein, bei Kameltransport müssen sie etwas kleiner sein, am kleinsten für den Transport auf Pferden) entsprechend zuschneiden, wobei der Schnitt durch die ganze Verputzschicht geführt werden muß.

Bei dieser Arbeit ist es nötig, zuweilen Kurven oder Winkel zu schneiden, um den Schnitt nicht durch die Gesichter der Dargestellten oder andere wichtige Bildteile hindurchzuführen.

Dann muß mit der Hacke ein Loch in die Seite der Wand gemacht werden, um für die Handhabung der Fuchsschwanz-Säge Raum zu gewinnen; in den Höhlentempeln mußte, wie gesagt, die-

ser Hohlraum häufig mit Hammer und Meißel in den zum Glück meist weichen Stein hineingearbeitet werden.

Bei sehr schlechter Beschaffenheit des Verputzes wurden zuweilen Leute angestellt, die mit Filz bedeckte Bretter gegen die herauszusägende Gemäldeplatte pressen mußten.

Dann wurde diese Platte von der Wand abgesägt und das Brett vorsichtig mit dem oberen Rand zuerst von der Wand abgerückt: die abgesägte Platte muß auf dem zuletzt horizontal mit dem unteren Rand noch an die Mauer anstoßenden Brett liegen.

Die mit dieser Arbeit verknüpfte körperliche Anstrengung ist ungemein groß. Zugleich aber erfordert das Verfahren eine leichte und geschickte Hand.

Die Verpackung ist ebenfalls nicht einfach.

Zunächst müssen Bretter hergerichtet werden, groß genug, um der daraufliegenden Verputzplatte auf jeder Seite einen Spielraum von 8—10 cm zu gewähren.

Auf ein solches Brett werden zwei Lagen trocknes elastisches Schilfrohr verquer gelegt, darauf kommt ein dünner Filz und darauf gute ausgekernte Baumwolle.

Auf dieses Brett legt man die erste Platte, die bemalte Schicht nach unten.

Darauf kommt wieder Baumwolle und dann die zweite Platte, Bemalung nach oben usw.

Wir haben bis zu sechs Platten so verpackt. Mehr zu nehmen ist aber nicht ratsam.

Auf dieses Bündel wird dann wieder Baumwolle, ein Filz und zwei Lagen Rohr (im rechten Winkel zueinander), niedergelegt. Darauf kommt ein zweites, ebenso großes Brett und, nachdem man den hohlen Raum zwischen dem Rand der Bildplatten und dem Außenrand der Bretter oder Holzdeckel sorgfältig mit Flachsstroh zugestopft hat, wird das ganze Bündel mit Stricken ganz fest verschnürt.

Die Kiste, die es aufnehmen soll, muß groß genug sein, um nach Aufnahme des Bündels überall noch 8—10 cm Leerraum zu lassen. Dieser Leerraum wird, zunächst am Boden, mit Bündeln von Flachsstroh (alles andere Packmaterial zermahlt sich zu leicht!) in der entsprechenden Mächtigkeit gepolstert. Das Bündel wird vorsichtig in die Kiste gesetzt, die vier seitlichen Leerräume, zuletzt der leere Raum auf der Deckelseite, auf das sorgfältigste mit Flachsstroh ausgestopft und der Deckel daraufgenagelt.

Wir haben bei so verpackten Kisten niemals den geringsten Bruch gehabt.

Die Arbeitsteilung war folgende. Ich war Reisemarschall und Verwalter der Finanzen, auch Späher nach neuen Siedlungen, und vermittelte den Verkehr mit den chinesischen Behörden und den Türken.

War eine Siedlung entdeckt, so säuberten wir, Bartus und ich, die Tempel und machten die Funde an Handschriften und Altertümern aller Art. Herr Pohrt half zuweilen bei diesen Arbeiten und widmete sich sonst besonders der Photographie und dem Aufnehmen der Tempelmaße usw.

Waren die Tempel gefunden, ausgeräumt und mit Tamariskenbesen sauber ausgekehrt, so wurde Grünwedel hineingeführt. Er kopierte dann die Bilder, maß und machte sich wissenschaftliche Notizen, denen wir das im ganzen vortreffliche Buch „Altbuddhistische Kultstätten" verdanken.

Für den Verkehr mit Türken und Chinesen hatte Grünwedel wenig Neigung, denn er scheute sich vor diesen Leuten und konnte nicht mit ihnen verkehren, da er kein Wort Türkisch oder Chinesisch sprach oder verstand.

Leider hatten wir hier einmal ein Unglück zu beklagen. Beim Säubern eines der Höhlentempel kam eine Schuttlawine aus der Höhe herab und verschüttete einen unserer Arbeiter, der schwer verletzt wurde. Eine für dies Land beträchtliche Summe, es waren 20 Taler, beschwichtigten aber sowohl den Mann wie seine Familie, wie auch den chinesischen Beamten, der auf die Nachricht von diesem Unfall sich um den Verunglückten bekümmerte. Von vier Talern kann eine vielköpfige Familie hier bequem einen Monat leben.

Wir hatten hier ein merkwürdiges Erlebnis. Als wir am 3. März jeder in seiner Höhle der Arbeit oblagen, ging plötzlich nach einem sonderbaren, donnerähnlichen Getöse ein erheblicher Steinschlag prasselnd vor der Tür meines Tempels aus der Höhe nieder.

Herr Bartus, der als alter Seemann vollkommen schwindelfrei ist und die höchstgelegenen Tempel zu ersteigen vermochte, hatte eine Höhle gewählt, die sich über der von mir bearbeiteten erhob und ich fürchtete, daß er mit dieser Höhle abgestürzt sei. Im nächsten Augenblick aber — alles ging mit fabelhafter Geschwindigkeit vor sich — sah ich Bartus mit seinen Arbeitern den Abhang heruntereilen — meine Türken unter Geschrei hinterher! Auch ich folgte ihnen und wie ein Blitz waren wir unten in der Ebene, gefolgt von großen Blöcken Gesteins, die mit fürchterlicher Wucht an uns vorbeirasten, ohne daß, ich kann es heute noch nicht verstehen, ein einziger von uns verletzt worden wäre.

Mein Blick richtete sich auf den Strom, der wild aufkochte und mächtige Wogen schlug. Im obersten Quertal des gegenüberliegenden Ufers erhob sich dann plötzlich eine ungeheure Staubwolke, die in einer mächtigen Säule zum Himmel aufstrebte. Im selben Augenblick wankte der Boden und ein donnerähnliches Rollen ließ sich von neuem vernehmen. Da wußten wir, es war ein Erdbeben und wir sahen dann, wie auf dem entgegengesetzten Ufer der Stoß sich fortpflanzte. Nach Sekunden der Stille erhob sich in jedem der Quertäler, von stromauf- nach stromabwärts, eine ähnliche Wolke. Zum Glück war das Erdbeben nur von mäßiger Stärke. Herr Pohrt kam mit seinen Arbeitern ebenfalls erschreckt, aber ungefährdet zur Stelle.

Nun erhob sich die Frage: „Wo ist Grünwedel?" Wir wußten, daß er in der „Höhle der 16 Schwertträger" zeichnete und da die Gefahr vorüber zu sein schien, stürmten wir alle dieser Höhle zu. Wir erstiegen sie unter Befürchtungen aller Art und waren hoch erfreut, als wir sahen, daß Grünwedel sich in eine Ecke zurückgezogen und keinerlei Verletzungen erlitten hatte. Er hatte sicherlich das vernünftigste Teil erwählt, denn wir waren auf unserer Flucht durch die herabprasselnden Steinmengen sehr viel mehr gefährdet, als er es im Schutze seiner Höhle war. Allerdings hätte diese auch zusammenbrechen können, wie es später, zum Glück, als die betreffende Höhle leer war, einmal geschah.

Diese „Höhle der 16 Schwertträger", eine der am meisten westlich gelegenen Höhlen der Anlage, zeichnet sich dadurch aus, daß in den Korridoren rechts und links vom Kultbild lebensgroß die Stifterfamilie dargestellt war. Es sind Ritter in den großen Klappenröcken der östlichen Sassaniden, die mit kostbaren Stickereien verziert, oder aus Brokaten hergestellt sind.

Im hinteren Korridor stand ein großes, in den Stein gehauenes Podium, auf dem eine große Statue des sterbenden Buddha sich befunden hatte. Sie war indessen vollständig verschwunden. Von sonstigen Ausbeuten fanden wir in dieser Höhle nichts.

Dagegen ergab ein in unmittelbarer Nähe gelegener Tempel einen merkwürdigen Kopf, der, nach dem Vorbilde eines spätantiken (Taf. 40) Herakleskopfes gemalt, einen buddhistischen Heiligen darstellt. Wir konnten die Persönlichkeit an einem Bilde in einem anderen, nahegelegenen Tempel identifizieren. Es ist Mahakaschyapa, ein Heiliger der Buddhisten, der im Begriff ist, die Füße des Buddha zu küssen. Nach der buddhistischen Legende will nämlich der Scheiterhaufen, der zur Verbrennung der Leiche des Buddha dienen soll, sich nicht eher anzünden, bis Maha-

kaschyapa die Füße des Herrn mit einem Kuß begrüßt hat. Dieser letztere Tempel gab uns das ganze Bild, welches sehr wohlerhalten nach Berlin gelangte und in seiner 4 zu 2 m großen Fläche die bekannte Legende vor Augen führt.

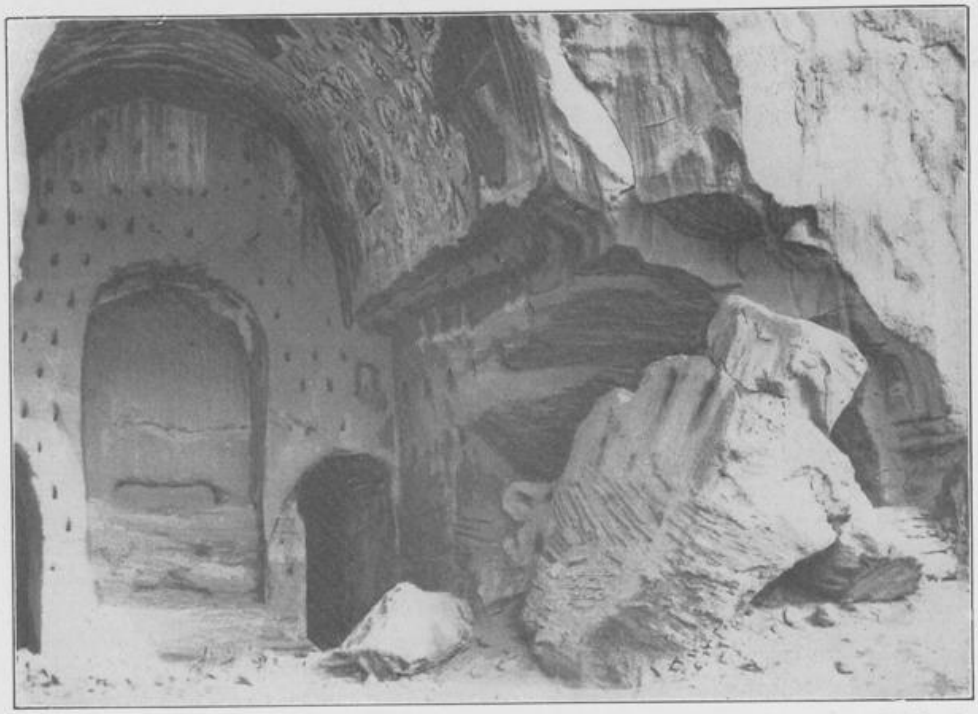
Nicht immer war der Aufenthalt in diesen Höhlen ohne Gefahr. So arbeiteten wir in der „größten Höhle" unter ständiger Aufmerksamkeit auf die Decke. Sie hatte große Risse und bei jedem Hackenschlag rieselte Sand herab oder kleinere Steine fielen in Menge auf die Arbeiter herab. Es gelang indes, ohne Unfall die Höhle zu entleeren. Sie war dadurch interessant, daß an den Wänden Reste von sehr frühen Bildern mit einigen syrischen oder soghdischen Charakteren gerade noch zu erkennen waren. Das Merkwürdigste war aber ein prachtvoller Fries, der an den großen Podien der Cella rechts und links entlanglief. Es waren Darstellungen von gegenständigen sassanidischen Enten im antiken Perlenmedaillon, die je ein Juwelenhalsband im Schnabel trugen. Auch dieser Fries konnte zum großen Teil geborgen werden.

Mit knapper Not entging ich einem Unglück in der „Einsturzhöhle". Ich hatte diese Höhle von ihrem Schutt gesäubert und eine große Menge hölzerner Figurenreste dort gefunden. Als ich mich auf der rechten Seite des Einganges an die Wand lehnte, fiel plötzlich ein schmaler Verputzstreifen, der am Fußboden an dieser Wand entlang lief, ab, und als ich betreten über diese Erscheinung, einige Schritte zurücktrat, schwang sich plötzlich ein ungeheurer Steinblock vollkommen lautlos aus der Wand heraus und stellte sich wuchtig unmittelbar vor die Spitze meines rechten Fußes. Ich habe diesen Ort verlassen. (Taf. 37.)

Ein sehr großer Tempel in der Nähe der Pfauenhöhle wurde von uns der „Figurentempel" genannt, weil auf an den Seiten angebrachten niedrigen Podien reihenweise außerordentlich schön im Gandharastil modellierte Statuen gestanden hatten, von denen die Unterteile zum Teil noch erhalten waren. (Taf. 39.) Rechts und links neben dem Kultbild an den Korridoreingängen hatten zwei Stelen gestanden, auf denen früher die Lehmstatuen in mehr als Lebensgröße einer weiblichen und einer männlichen Gottheit gestanden hatten. Beide Stelen waren umgestürzt und lagen im Schutt der Cella. Man sah, an den Spuren und Dübellöchern des Fußbodens, daß sie früher neben dem Kultbild gestanden hatten.

Die weibliche Figur war bis auf einige Reste zerstört. Der männlichen Figur war der Kopf abgeschlagen, aber der Körper war vollkommen erhalten, und auch der Kopf fand sich später im Schutt. Diese Stelen trugen Halbfiguren; nur der Oberkörper war, etwa

Ausblick aus einer Wohnzelle, II. Anlage, Kyzil



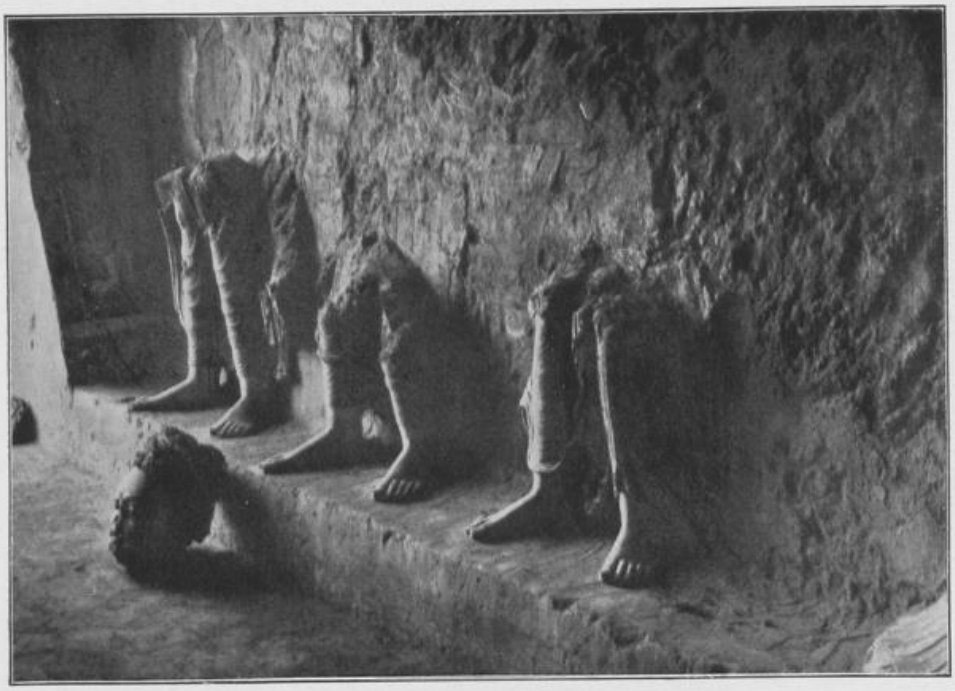
Einsturzhöhle. Hier wäre der Autor beinah durch den abstürzenden Felsblock erschlagen worden. Kyzil

Hinterwand einer Cella mit Sockel für das Kultbild und Korridoren. II. Anlage, Kyzil

Eingang in einen der Korridore. Ebenda

Kleines, hölzernes Reliquiar, Tuyok

Gemalte „Laternen"-Decke, Tschikkan Köl



Reste hellenistischer Statuen. Figurenhöhle, Kyzil

Kopf eines buddhistischen Heiligen
(nach dem Vorbild eines spätantiken Herakleskopfes), Kyzil

Indo-hellenistisches Wandbild. Szene aus einer Legende. Seefahrerhöhle, Kyzil

bis oberhalb der Hüftgegend, modelliert; nach unten liefen sie in die runde Stele aus.

Der männliche Torso war deshalb von großem Interesse, weil er eine plastische Darstellung gab jener merkwürdigen Panzer, die auf den Bildern fortwährend wiederkehren. Dieser Panzer besteht aus einem mit einem kolossalen Wehrkragen versehenen Oberteil, welches aus einem Schuppenpanzer mit von unten nach oben gerichteten Schuppen besteht. In europäischen Schuppenpanzern ist die Rundung der Schuppe regelmäßig nach unten gekehrt; die umgekehrte Anordnung der Schuppen findet sich nur noch auf Rüstungen bei den Gandharaskulpturen und seltsamerweise bei den Etruskern. Der untere Teil des Panzers war mit sechseckigen Schuppen bekleidet. Für die Geschichte der chinesischen Rüstung ist dieser Panzer von Wichtigkeit. Der Dargestellte ist wahrscheinlich der Schutzgott der Kinder Pantschika, während wir in seiner Gefährtin die Schutzgöttin Hariti erkennen dürfen. Der Kopf des Gepanzerten ist ein spätantiker Frauenkopf junonischer Art. Es war unmöglich, Grünwedel zu veranlassen, diesen merkwürdigen Torso mitzunehmen. Deshalb veranlaßte ich Herrn Bartus, ihn ohne sein Wissen einzupacken.

Unfern von dem schönen Tempel mit den „Figuren" bemerkte ich, ziemlich hoch an einem Klippenvorsprung, eine große Schutthalde, an derem Apex eine kleine Öffnung sich befand. Ich kletterte mit einigen Leuten herauf und sah, daß hier ein Höhlentempel verschüttet war. Die Schutthalde wurde weggeräumt, wobei noch mehrere Steinblöcke vom Eingang zur Höhle herunterpolterten.

Dann fand man sich in der Vorhalle des Tempels. Hier waren noch mehrere Tische aufgestellt, auf denen früher zahlreiche, aus Holz geschnitzte Figürchen gestanden haben. Wir fanden diese Figuren wild umhergestreut unter den Tischen, zwischen der Wand und den Tischen, und am Boden. Auf der linken Seite stand ein anderer Tisch, hinter dem, aus Holz geschnitten, ein großer, Berglandschaften darstellender Nimbus, ebenfalls aus Holz geschnitten, sich vorfand. Die zugehörige, ziemlich große Budhhafigur, war verschwunden.

Alle diese Holzgeräte zeigten noch Spuren eines dünnen Überzugs von Stukko und Reste von Goldblatt, sowie von Farben; besonders Blau, Rot und Grün waren vertreten.

In der Mitte der Rückwand dieser Vorhalle öffnete sich eine zum Teil noch mit Balken verkleidete Tür in die Cella des Heiligtums. Der Raum war etwa 1½ m hoch mit Lößniederschlag erfüllt. Auf dieser Ablagerung fand ich Kopf und Schlüsselbeine eines

Menschen. Da die Höhle bereits halbvoll war, muß dieser Schädel der Überrest eines Menschen sein, der sich in späterer Zeit in die Höhle geflüchtet hatte und dort umgekommen war. Die übrigen Körperteile mögen dann von Wölfen verschleppt worden sein.

Als wir die Schuttmassen entfernt hatten, zeigten sich die Malereien der Höhle in ganz überraschender Schönheit. Die Hauptfarbe war ein prächtiges Schokoladenbraun mit metallischen Reflexen. Die Kuppel erhebt sich über einem flachen Dach und war mit gemalten Pfauenfedern ausgelegt. Diese Pfauenfeder-Darstellungen bildeten eine Anzahl nach oben sich verjüngender Streifen. Im oberen Teil eines jeden Streifens erschien ein herabschwebender Engel, der dem Beschauer eine Juwelenkette darbot. Die Augen der Pfauenfedern strahlten in Blaugrün, Gold und Karminrot.

Ich wollte alle diese Streifen herausschneiden lassen, um die ganze Kuppel in Berlin wieder aufzubauen. Grünwedel wehrte sich aber so energisch gegen den Vorschlag, daß ich seine Ausführung nur auf Kosten des guten Einvernehmens hätte durchsetzen können. Es sind daher leider nur zwei dieser Streifen nach Berlin gekommen.

Feuchtigkeit war in die Farben eingedrungen und verlieh ihnen diesen metallischen Glanz, der leider nach wenigen Tagen, als die trockene Luft eingedrungen war, verschwand. Unterhalb des flachen Daches erscheint auf allen vier Wänden ein Balkon, der in einer gewissen Perspektive gemalt ist. Auf dem Balkon erheben sich himmlische Musikanten. In der Mitte eines jeden Balkons steht ein Buddha mit Nimbus und Mandorla. Unterhalb der Balkone ziehen sich breite Ornamentbänder mit hellenistischen Ornamenten hin. Darunter folgen dann, durch Ornamentstreifen in quadratische Bilder geteilt, Darstellungen aus dem Leben des Buddha.

Besonders schön ist die Tafel mit der Versuchung des Buddha durch die Töchter des Mara. (Taf. 41.)

Ganz durch Askese entfleischt, sitzt der eben die Erkenntnis erlangende Bodhisattva auf dem Thron. Die Töchter des Mara, gesandt, um in letzter Stunde die Erlangung der Erkenntnis zu verhindern, erscheinen zur Rechten des Buddha.

Keck und herausfordernd tritt die jüngste von ihnen auf den Asketen zu.

Sie vermögen nicht, ihn von seinem Willen abzuziehen. Er betrachtet sie mit Mißbilligung, und sofort sind die drei schönen Mädchen in uralte, weißhaarige, vertrocknete Matronen verwandelt — sie stehen auf dem Bilde zur Linken des Buddha.

Die Häßlichkeit der alten Gesichter muß schon frühe Besucher des Tempels empört haben. Wir fanden von den Gesichtern nur

die des Buddha als Asket und die dieser drei alten Frauen zerkratzt vor.

Die Gemälde sind zum großen Teil gerettet worden. Heute ist dieser Tempel mit seiner Kuppel im Museum für Völkerkunde, rekonstruiert nach den alten Maßen, wieder aufgebaut worden.

Weiter nach Osten schließen sich, reihenweise, noch sehr schöne Tempel an, unter denen die „Schatzhöhle" besonders zu nennen ist. Sie trägt ihren Namen von dem Umstand, daß in ihrem Fußboden einige Türken goldene Geräte gefunden haben sollen.

Dieser Tempel enthielt stark indisch abgewandelte Gemälde, bei denen der antike Einfluß besonders in dekorativen Elementen noch sehr deutlich erkenntlich ist und deren Alter bis in das 5. Jahrhundert zurückreichen dürfte. Sie liegt am Austritt, in die Ebene, eines kleinen Baches, der im Norden aus zwei Quellen entsteht, von denen die eine aus dem Westen, die andere aus dem Norden herabfließt. (Taf. 34.) Die Schlucht ist über alle Maßen wild und zerrissen, und die beiden Quelltäler sind enge, unheimliche, klammartige Schluchten mit steil aufragenden Klippen.

In der westlichen Schlucht fanden wir eine der merkwürdigsten Höhlen. (Taf. 32.) Sie liegt, wie die meisten der in der Schlucht angelegten Höhlen, hoch in der Klippe und ist mit einer noch zum Teil erhaltenen, aber sehr gefährlichen, in den Stein geschnittenen Trepp versehen, weshalb wir sie mit dem Namen der „Treppenhöhle" belegten. In den schmalen Schluchten müssen alle Höhlen in ganz bedeutender Höhe angelegt werden, denn hier läuft bei jedem Unwetter alles Wasser mit erstaunlicher Geschwindigkeit zusammen, füllt die engen Spalten der Klamm und kommt haushoch in rotbraunen Fluten mit furchtbarem Getöse das Tälchen herab.

Die Gemälde der Höhle waren ebenfalls sehr stark indisch abgewandelt. Leider war Grünwedel hier, wie auch bei anderen Tempeln der Fall, nicht zu bewegen, alle noch erhaltenen Bilder mitzunehmen. Er fürchtete den längeren Aufenthalt und so war es mir erst vergönnt, auf der vierten Reise den größeren Teil dieser überaus schönen, mittlerweile leider stärker zerstörten Bilder zu bergen. Besonders bemerkenswert war eine Darstellung der Versuchung des Buddha durch Mara. Sie befand sich in der Lünette des Gewölbes oberhalb des Kultbildes. (Taf. 33.)

Weiter aufwärts in dieser Klamm waren noch einige Anlagen in die Felsen geschnitten. Es war sehr schwer, dort hinzugelangen, denn der Boden der Schlucht war mit Felsblöcken und Geröll, in wildester Unordnung, so bedeckt, daß man mühsam vorankam und in der Backofenhitze der schmalen Klamm fast erstickte.

Sicher liefen auch hier geschlossene, in den Stein gehauene Galerien von Anlage zu Anlage. Hier waren aber große Verwüstungen durch Erdbeben angerichtet worden; die Vorhallen, und mit ihnen die Verbindungsgänge, waren sämtlich abgestürzt.

Viele der Tempel, deren Bilder ich noch 1913 herausschneiden ließ, sind 1916 durch Erdbeben zum Absturz gebracht worden.

Die schwer zugänglichen Anlagen nahe der Quelle schienen mit Klöstern verbunden zu sein, wir wünschten daher sehr, sie genauer zu untersuchen. Aber zu unserem Erstaunen weigerten sich unsere Arbeiter, biedere Bauern aus dem Dorf Kyzil und aus der Umgegend, auch nur einen Schritt weiterzugehen, als zu einem bestimmten Punkt der Schlucht!

Sie waren so erregt und so hartnäckig, daß ich sie zu mir beschied und im Galakostüm und meine Rangmütze — einen Schutztruppenhut — auf dem Kopf, nach Art eines chinesischen Beamten eine sehr ernsthafte Untersuchung ihrer Insubordination vornahm.

Es stellte sich dann heraus, daß gerade hinter dem erwähnten Punkt ein kleines, aber mit besonderen Kräften begabtes Heiligtum lag. Die Türken nennen diese kleinen Steinhügel, auf denen einige Schafs- oder Ziegenhörner liegen und bei denen ein paar Weidenruten in dem Erdboden stecken, um Fetzen von Kleidern, Yakschwänze u. dgl. daran zu binden, „Chodscham" = etwa „Mein frommer Fürst".

Wahrscheinlich befand sich grade hier das Hauptheiligtum der buddhistischen Anlage. Der Ort ist dann später vom Islam als heilig übernommen worden.

Es scheint, daß ein Mitglied der Expedition, ohne die Heiligkeit des Ortes zu kennen, die Nähe der Stelle unabsichtlich verunreinigt hatte. Daher die Erregung.

Ich schnitt einen großen Zipfel von meinem Hemde ab und band ihn an einen Stab; zwei Schafsschädel wurden zu den übrigen gelegt; die Arbeiter verrichteten einige Gebete in der Nähe des Chodscham und damit war, nach Überreichung eines fetten Schafs an die Gläubigen, der Zwischenfall erledigt.

Aber — an jenen Orten zu arbeiten, verweigerten die Leutchen nach wie vor. „Ǧinn bar", da gibts böse Geister, sagten sie.

Eines Tages, nachdem wir schon längere Zeit in Kyzil gearbeitet hatten, kam der Mirab zu mir und sagte, er hätte Nachricht erhalten von einer neuen Ansiedlung in unmittelbarer Nähe der Tempelanlage, in der wir arbeiteten. Er wolle mich sofort dorthin führen.

Hinter dem von uns „Teufelshöhle" genannten Tempelkomplex

führt ein schmaler, schwindelerregender Weg in eine Kette, die hinter den Hauptstock des Hügelzuges gelagert ist. Hier fand ich sofort mehrere Höhlen, die zum Teil mit Schutt gefüllt waren, andere, die vollständig verschüttet waren und deshalb gute Ausbeute versprachen. Ich meldete die Entdeckung, und sofort wurden die Arbeiten begonnen.

Bartus nahm eine große Anzahl von Arbeitern und entfernte die großen Schutthalden, die am Fuß der senkrecht aufsteigenden Klippen sich abgelagert hatten. Zwei neue Tempel, von denen der eine vielleicht der älteste und jedenfalls der schönste der ganzen Anlage war, wurden auf diese Weise freigelegt. Dieser schöne Tempel war, als er geöffnet wurde, vollständig leer. Aber auf den Wänden saß überall eine dichte Schicht schneeweißen Schimmels in einer Tiefe von vielleicht 3 cm. Ich holte chinesischen Schnaps aus Kutscha — für Europäer ist er ungenießbar! — und wusch mittels eines Schwammes alle Wände ab. In der Nacht bekam ich, vermutlich infolge dieser Arbeit, erhöhte Temperatur und sehr starken Kopfschmerz. (Bitte keinen falschen Verdacht zu hegen!).

Die Malereien waren die schönsten, die wir überhaupt in Turkistan gefunden haben. Es waren hellenistische, nur wenig abgewandelte Darstellungen der Buddhalegende. (Taf. 42.) In den Gängen befand sich unter anderem die Darstellung der Verteilung der Reliquien. Die Ritter erscheinen in sassanidischen Rüstungen mit eigentümlichen, spitzigen Spangenhelmen, die häufig ein Wappentier tragen.

Eines der Bilder der Maler, — mehrere hatten ihre Bilder an den Seiten der Gemälde angebracht — war noch erhalten (Taf. 36). Er trägt ostsassanidische Tracht.

Die zweite der neuen Höhlen war ausgezeichnet nicht nur durch Schönheit und vortreffliche Erhaltung ihrer Malereien, sondern auch durch die verschwenderische Verwendung eines strahlenden Blau. Dieses Blau ist das berühmte Ultramarin, das zur Zeit des Benvenuto Cellini von den italienischen Malern häufig verwendet und mit dem doppelten Wert des Goldes, dem Gewicht nach, bezahlt wurde.

Unter den Bildern sind besonders schön hervorzuheben die Darstellung des Königs Adschataschatru, wie er in zerlassener Butter ein Ritualbad nimmt. Er steckt in seinem Butterfaß und der Haushofmeister breitet, da niemand es wagt, dem König mündlich die Nachricht vom Tode des Buddha zu übermitteln, ein Tuch vor ihm aus, auf dem in außerordentlich flotter Linienzeichnung vier große Ereignisse aus dem Leben des großen Mönches dargestellt sind. Das

Bad des Königs, Kyzil
Auf dem Tuche Szenen aus dem Leben des Buddha (nach Grünwedel)

erste Bild zeigt die Geburt, darüber links oben die Versuchung, dann rechts unten die Predigt von Benares und darüber den Tod. Der König überblickt die Darstellung, versteht, daß Buddha gestorben sei, und bricht in Klagen aus. Unter ihm sieht man eine Darstellung des Berges Meru, der zusammenbricht; Sonne und Mond, die sich verfinstern und ihre Bahn verlassen und andere Wunderzeichen.

Das zweite Bild bringt die Verbrennung der Leiche des Buddha. (Taf. 45.) Er liegt in einem Sarge, auf dessen Seite ein spätantikes Rankenornament gemalt ist. Der Körper ist in Mumienbinden eingeschlagen. Man ist im Begriff, den Sargdeckel herniederzulassen. In diesem Deckel ist die Figur eines Drachen enthalten. Der Kopf des Fabeltieres erscheint an dem Vorderende, der Schwanz steht an der Hinterseite aus dem Deckel hervor.

Es ist eine merkwürdige Tatsache, daß die Darstellung des Drachens auf frühen germanischen Särgen nachweisbar ist, vom etwa 5. Jahrhundert bis zum Ende der Karolingerzeit und es ist klar, daß, wo immer die bildliche Darstellung auftritt, eine und dieselbe religiöse Anschauung ihr zugrunde liegen muß (Abbildungen der germanischen „Drachensärge" habe ich in „Bilderatlas" veröffentlicht).

Das dritte Bild zeigt die Verteilung der Reliquien. Der leider zerstörte Brahmane Drona, der die Verteilung vornimmt, ist auf der Stadtmauer über dem Stadttor sitzend dargestellt; rechts und links von ihm erscheinen Götter mit den Aschenurnen des Buddha in den Händen. (Taf. 44.)

Von rechts und von links kommen die Könige Indiens auf Elefanten oder auf Pferden, welch' letztere hier ungemein flott gemalt sind, herbei, um ein jeder eines dieser Reliquare als Palladium für seine Stadt zu erwerben. Alle diese Fürsten tragen die Panzer mit großen Wehrkragen, den merkwürdigen Pfeilköcher der Sassaniden des Ostens, auch das Zaumzeug der Pferde ist sassanidisch. Auf dem Haupt der Pferde sind kleine Metallröhren angebracht, in denen kleine, wehende Federbüsche stecken. Die Mähnen tragen drei zackenartige Vorsprünge, die entweder Zöpfe sind, oder auch aus dem kurzgeschorenen Mähnenhaar herausgeschnitten sein können. Diese Mähnenverzierung, den Köcher und den Panzer übernehmen die Chinesen der T'angperiode. China ist also auch in diesen, der materiellen Kultur zugehörigen Dingen, von Iran abhängig.

Wir fanden dann noch mehrere Höhlen, die als Zellen für die Mönche gedient haben. Sie sind mit einer Steinpritsche und einem oftmals schön gegliederten Kamin versehen.

Eine derselben hatte ein kleines Fenster in der Außenwand, und (Taf. 37) aus diesem Fenster genoß man einen wundervollen Ausblick auf den Fluß und die wildromantische Landschaft, die er durchquert.

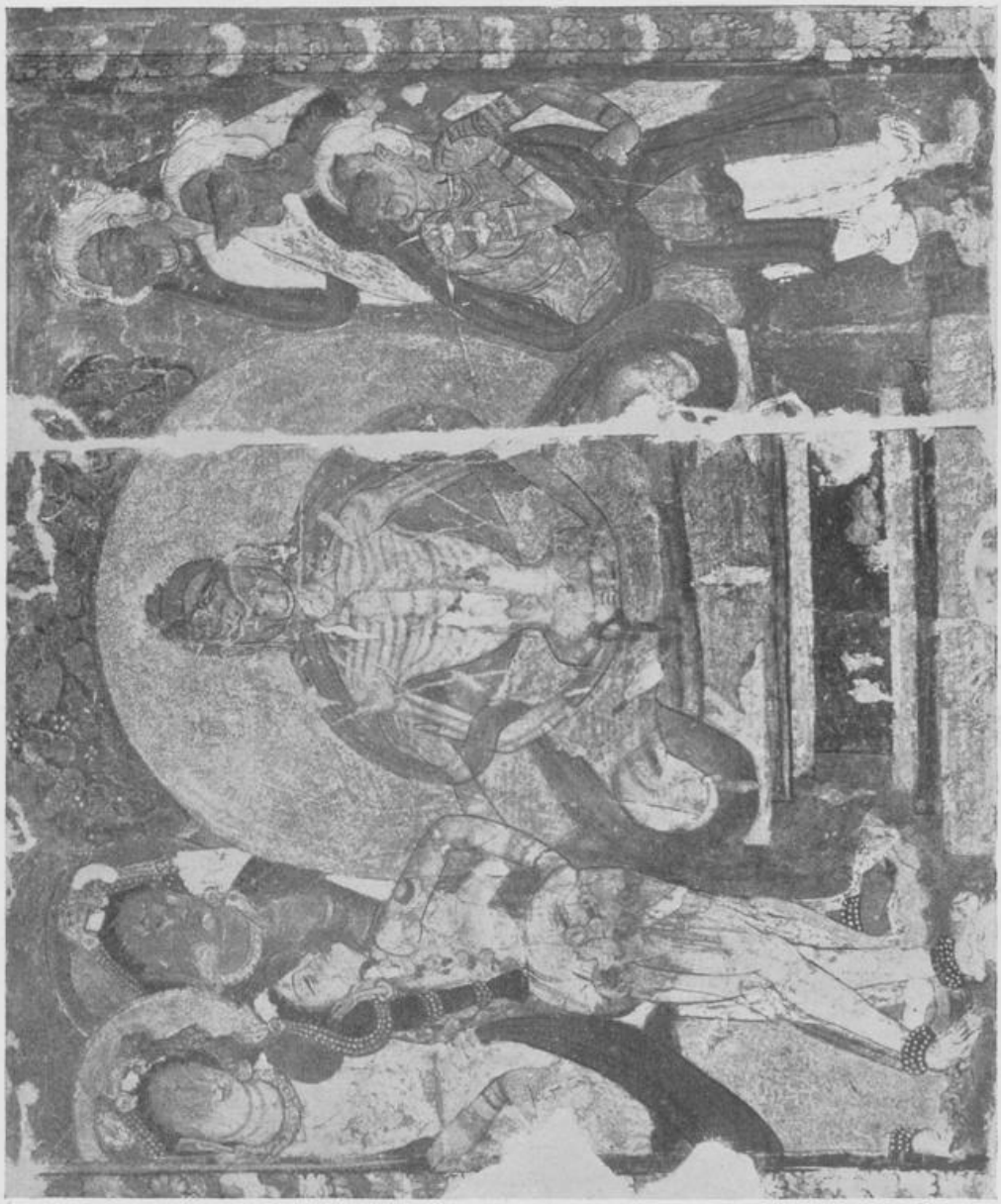
Andere Tempelhöhlen waren deshalb kunstgeschichtlich wichtig, weil sie uns die Art der Anbringung der Bemalung in ihren verschiedenen Stadien zeigten. Da waren Tempel, deren Wände eben erst abgeglättet und geweißt waren, in anderen hatte man auf die so zubereitete Wandfläche ein Netz für den Maler gezogen. Diese Netze sind Rechtecke, eines immer kleiner als das andere, die ineinander stehen. Durch die Ecke ist häufig eine Diagonale gezogen. In das auf diese Weise vorbereitete Netz wurden die Pausen eingespannt und dann erfolgte die Ausmalung. Zuweilen fanden sich auch im Netz Aufschriften in Sanskrit oder tocharisch, aus denen hervorzugehen scheint, daß es Instruktionen für den Maler sind: „Hier kommt der Buddha hin, hier dieser oder jener Heilige" usw.

Eine andere, nahe dabei gelegene Höhle dieser zweiten Anlage, ist der von uns die „Seefahrerhöhle" getaufte Tempel. Er besteht aus einem langen Rechteck, das in den beiden Langseiten Schilderungen von Legenden zeigt, in denen Seefahrer eine große Rolle spielen. Es ist Grünwedel gelungen, den Gegenstand beider Erzählungen festzustellen. (Taf. 40.) Unter diesen Bildern läuft ein Akanthusfries, in bestimmten Entfernungen immer unterbrochen durch die Darstellungen des Kopfes eines Kindes, eines Mannes, des Jupiter Otricoli und eines Mönches, endlich, als Abschluß jeder Serie, eines Totenschädels.

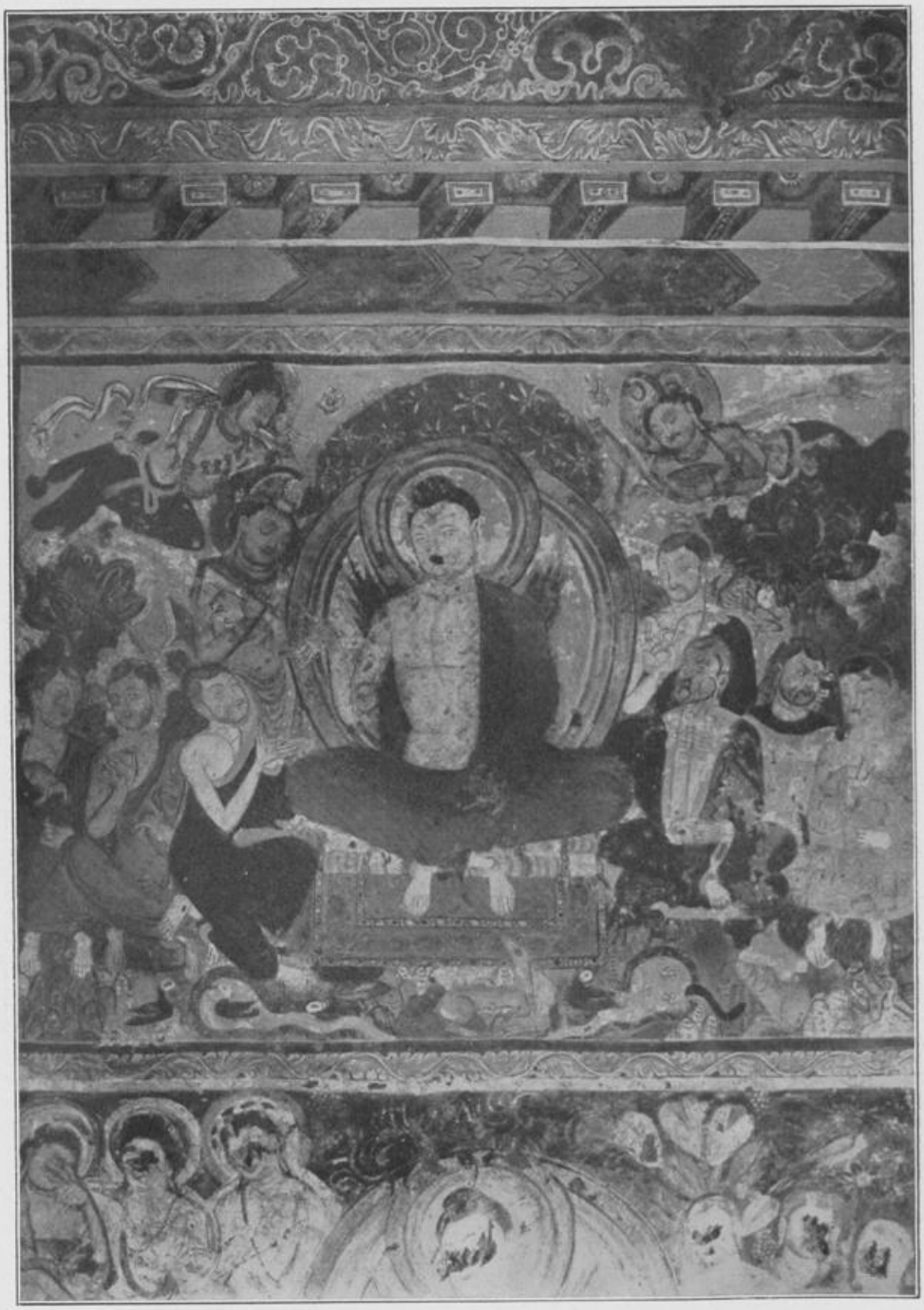
In der Nähe dieser Höhle fand sich der Rest eines sehr zerstörten Tempels. Vorhanden war noch ein Podium, auf dem sich die Reste ausgezeichnet modellierter hellenistischer Statuen befanden. An der Rückwand stand ein ähnliches Podium und in einer Nische auf der rechten Seite dieser Bank fanden wir eine seltsame Stele. (Taf. 47.)

Sie besteht aus dem Fuß eines Elefanten, auf den ein Elefantenkopf mit seltsam ausgefransten Ohren aufgesetzt ist. Der Rüssel umschlingt den Fuß, die Orbitalwülste täuschen einen Frauenbusen vor, und oben auf dem Gebilde sitzt ein spätantikes Frauenhaupt.

Es ist wohl möglich, wie Grünwedel meint, daß diese Stele eine Nachbildung ist jener Trägerfiguren, die man in Pompeji gefunden hat: ein auf einer Kugel stehender Raubvogel oder Raubtierfuß trägt eine geflügelte, groteske Figur, die mit beiden Armen einen Gegenstand stützt. Ähnliches mögen die Leute gesehen und in ihrer Weise nachgeahmt haben.



Versuchung des Buddha durch die Töchter des Mara. Pfauenhöhle, Kyzil



Buddhapredigt (viele spätantike Elemente). Malerhöhle, Kyzil

Jenseits der Bachschlucht nach Osten zu, in der Hauptanlage, deckte ich einen sehr stark zerstörten Tempel auf, dessen Dach verschwunden war, aber dessen Seitenmauern noch etwa in Manneshöhe in einer Schutthalde standen. Dieser Tempel überraschte durch die merkwürdige Ähnlichkeit, die seine Gemälde mit pompejanischen Bildern zeigten. Besonders die Profile waren durchaus hellenistisch, aber auch Faltenwurf und selbst die Farben. Grünwedel hat diese Bilder, die ich im Original mitnehmen wollte, mit ziemlichem Mißfallen betrachtet. Er hat sie darauf abgezeichnet, und leider ist ihm hier das Unglück zugestoßen, die nur lose an den Wänden hängenden Bilder durch ungeschickte Bewegung zum Absturz zu bringen. Wir haben von diesen sehr interessanten Bildern nur einige Fragmente aus dem Schutt retten können.

Im Schutt des Fußbodens fand ich die vergoldete kleine Holzstatuette eines Gandhara Bodhisattva.

Nach einem mit Zebuochsen bespannten Wagen auf einem der Bilder nannten wir diesen Tempel den „Tempel mit dem Zebuwagen".

Östlich von dem „Tempel mit dem Zebuwagen" liegen mehrere früher prächtige Höhlen mit Dächern — vielmehr mit in den Felsen geschnittenen Nachahmungen von Dächern — höchst merkwürdiger Form.

Es sind Laternendächer, wie sie noch heute auf Bauernhäusern in Armenien, im Hindukusch, auf dem Pamir, in Kaschmir und in Kleintibet (Ladak) als Balkenkonstruktionen zu finden sind. (Taf. 46, vgl. auch S. 79, 80.) Sie bestehen aus lauter Balkenvierecken, von denen das unterste das größte, das oberste das kleinste ist. Sie werden so übereinandergesetzt, daß die rechten Winkel des oberen Vierecks immer auf die Mitten der Seiten des unteren Vierecks zu liegen kommen: das oberste Viereck bildet eine Art „impluvium" und läßt Luft und Licht in den Raum, während es zugleich dem Rauch des darunterliegenden Herdes Abzug gestattet.

Tempel mit solchen iranischen „Laternen"decken fanden sich außer in Kyzil besonders in Kirisch, auf dem hohen Hügelzug im Süden des Tales, wo sie sich alle nach Norden öffneten.

Die ältesten Tempel dieser Art finden sich in den alten buddhistischen Siedlungen zu Bāmīān in Afghanistan, spätere, in schönem Haustein ausgeführt, in den stark antikisierenden, prächtigen buddhistischen Tempeln von Kaschmir.

Diese Decken waren zum Teil auf das reichste ausgemalt und zeigten Muster, wie sie im alten Ägypten auf Tempeldecken vorkommen.

Dargestellt waren mehrfach doppelköpfige Adler; auch eine noch wohl erkennbare Entwicklung der klassischen Ganymedesgruppe kam vor.

In späterer Zeit, in den mehr nach Osten gelegenen Siedlungen, schnitt man diese Balkenkonstruktionen nicht mehr in den Stein, sondern begnügte sich damit, sie, als Muster, in das Deckengewölbe zu malen. So, zum Ornament erstarrt, zieren die „Laternendecken" manche der späteren Tempel in China. (Taf. 39.)

In Korea aber sind zahlreiche buddhistische Felsentempel vorhanden, die diese Decke, noch in Stein geschnitten, tragen.

Während dieser Arbeiten erhielten wir die Nachricht von einer dritten Anlage. Von der zweiten Anlage führt ein sehr schmaler und rauher Weg in ein kleines Tal, welches noch etwa $^1/_2$ km tiefer im Gebirge liegt. Hier findet sich das Bett eines kleinen Baches. Die Anlage enthält acht Höhlen, die deshalb wichtig sind, weil hier und da noch die Vorhallen, die sonst meistens zerstört sind, erhalten waren.

In einem der Tempel fand sich die Darstellung eines Riesen, der ein Knäblein durch das Wasser führt, vielleicht ein Analogon der christlichen Darstellung des Christophorus mit dem Christusknäblein[1].

In einer Darstellung des Todes des Buddha fanden sich interessante Bilder. Die Klagenden erscheinen nämlich hier in der Landestracht. Es sind Ritter und Damen des Fürstengeschlechts. Sie bezeigen ihren Kummer durch extravagante Bewegungen, die den heftigsten Schmerz ausdrücken. Die Männer haben ihre Dolche gezogen und schneiden sich tiefe Wunden über die Stirn und kreuzweis über die Brust, eine Art Trauerbezeigung, die im Osten häufiger vorkommt. Dies merkwürdige Bild befindet sich im Museum für Völkerkunde.

Nachdem wir hier diese schönen Erfolge erzielt hatten, wurde beschlossen, die Siedlungen in der Oase Kurla-Karaschahr aufzusuchen; als wir nach Kaschghar ritten, um Grünwedel einzuholen, hatten wir die dortigen ming-öi besucht, und wir versprachen uns viel von den dort vorzunehmenden Grabungen.

---

1 Für genauere Details verweise ich auf „Bilderatlas zur Kunst- und Kulturgeschichte Mittel-Asiens", D. Reimer, Berlin 1925.

Arbeiten in der Oase von Kurla-Karaschahr. Reise nach Kaschghar

Zwischen Kurla und Karaschahr liegt, im Westen von Karaschahr, eine kleine Siedlung, die aus Serais besteht. Man kann von dort aus in einem halben Tag bequem nach Karaschahr gelangen. Das Gebirge erhebt sich im Nordwesten und hat auch hier den öden und abschreckenden Charakter, der die südlichen Vorberge des Himmelsgebirges kennzeichnet. Etwa zwei Stunden vom Serai befindet sich eine alte Stadt, deren Befestigungsmauer nur auf einer Seite noch gut erhalten ist. Sie stellt sich dar als ein längliches Rechteck, das auf seiner Westseite von Norden nach Süden von zwei parallelen Höhenzügen durchzogen wird. Auf diesen Höhenzügen stehen unzählige große und kleine Tempelchen. Im Südosten befindet sich eine große Anzahl persischer Kuppelbauten, die als Grabstūpas dienen. (Taf. 48.)

Die Architektur der kleineren dieser Kuppelbauten ist oft sehr roh.

Wenn man eine halbkugelförmige Kuppel auf einen quadratischen Unterbau setzt, bleiben die vier Ecken offen. In guter Architektur schließt man sie durch eine in jede Ecke eingemauerte, muschelförmige Wölbung.

Hier hat man es sich leichter gemacht, indem man starke Bohlen aus Pappel- oder Maulbeerholz entsprechend zurechtschnitt und sie horizontal auf die offenen Ecken legte. Darüber wurden dann Massen von Lehmverputz aufgetragen.

Ungefähr in der Mitte durchströmt ein kleines Rinnsal in westöstlicher Richtung die Stadt. Die Quelle entsteht im sumpfigen Boden am Nordende der beiden Höhenzüge.

Es ist wieder, wie alle Ruinenstädte, die wir besucht haben, eine Tempelstadt und Nekropole. Profanbauten haben wir auch hier nicht entdeckt.

Hier arbeiteten wir mit großer Anstrengung in furchtbarer Hitze und in Schwärmen von Mücken, die besonders abends sehr lästig wurden. Wir freuten uns, mit vortrefflichen, engen Moskitonetzen ausgestattet zu sein, sonst hätten wir uns vor der Gier dieser blut-

dürstigen Insekten nicht retten können. Eine andere Plage waren die Pferdebremsen, die hier in ungeheurer Menge auftreten. Bartus' Schimmel war, sobald er ins Freie kam, in kurzer Zeit blutüberströmt, mein Brauner schien etwas weniger zu leiden. Auch Menschen werden von diesen unleidlichen Insekten angegriffen und sehr empfindlich gestochen.

Zwei Arten fielen auf, ein großes gelbbraunes Insekt mit grünen Augen und ein längeres, schmäleres, graues Tier, ebenfalls mit großen grünen Augen.

Die Verpflegung war merkwürdigerweise hier gut, denn zahlreiche Schaf- und Ziegenherden nährten sich von dem spärlichen Gras der Niederung, die, wo nicht mit Salzausschwitzungen (schōr p.) bedeckt, infolge des vorhandenen Grundwassers eine spärliche Vegetation hervorbrachte.

Die Arbeiten, welche ich an einigen der größeren Tempelruinen in der Ruinenstadt ausführte, blieben leider ohne besondere Resultate. Die Stadt war durch eine ungeheure Feuersbrunst zerstört worden, und die Trümmer, die in den erhitzten Schutt gefallen waren, waren zu großen, steinharten Massen zusammengebacken. Immerhin waren überall die Reste von außerordentlich stilreinen Skulpturen zu erkennen, die dem Kanon der Spätantike von Gandhara in meisterhafter Weise folgten. Sogar die Kuppeln der persischen Dome waren mit überlebensgroßen, stehenden spätantiken Götterfiguren verziert.

Malereien waren in diesen Tempeln nirgends erhalten. Da eine Besichtigung der in der Nähe gelegenen Höhlentempel ergab, daß dort unberührter Schutt vielfach anstand, beschlossen wir, lieber in den Höhlentempeln, als in den Brandruinen der Stadt zu arbeiten.

In den Höhlen fanden wir dann eine glänzende Ausbeute an Manuskripten, an Bildern und Skulpturen. Hier war es zum ersten und letzten Male Grünwedels Wunsch, selbst eine Grabung zu leiten. Er nahm sich zehn Arbeiter und suchte sich die zu bearbeitende Höhle aus. Er wählte einen schönen, vielversprechenden Tempel und begann dort zu arbeiten. Da er sich aber mit den Leuten nicht verständigen konnte und der Staub, der bei dieser Arbeit immer in Wolken aufsteigt und schwer zu ertragen ist, ihn zu sehr belästigte, gab er sein Unternehmen bald auf im Glauben, da sei doch nichts zu finden. Bartus ging dann in dieser Höhle ans Werk und brachte bald ganze Lagen prächtiger großer Buchblätter in früher indischer Schrift vom bloßgelegten Fußboden zutage.

Leider hatten Tauben hier genistet, die die roten Früchte einer Dornenart zu fressen pflegen. Infolge dieses Futters waren ihre

Exkremente immer violett-rot gefärbt und diese Farbe war vielen der Manuskripte mitgeteilt worden.

Ganz prächtige, bemalte Statuen wurden hier in großer Menge gefunden. Sie sind besonders wichtig dadurch, daß auf ihnen die Bemalung noch gut erhalten ist, was selten oder nie in den östlichen Siedlungen der Fall war. (Taf. 47.)

Eines Tages, als wir an der nördlichsten Höhle, die wir nach einem ihrer eine Stadt darstellenden Wandgemälde die „Stadthöhle" genannt hatten, arbeiteten, bezog sich der Himmel und es begann zu regnen, zu regnen in einer Weise, von der wir in Deutschland keinen Begriff haben.

Da mir gesagt worden war, daß, wenn zu dieser Zeit Regen einsetzt, er gewöhnlich zu einem Unwetter werde, veranlaßte ich Grünwedel, der den Weg immer zu Fuß zurückzulegen pflegte, sofort aufzubrechen und die Station aufzusuchen. Er ging.

Es regnete immer stärker, Bartus und ich packten die Manuskriptfunde, die ich soeben in der Stadthöhle gemacht hatte, zusammen, schlugen sie in einen wasserdichten Mantel, bestiegen unsere Pferde und ritten ab.

Unsere Arbeiter zogen es vor, in den Höhlen zu kampieren, wo sie sich Feuer machten und auf ihren Filzen schliefen. Es waren kaum 40 Minuten vergangen, seitdem Grünwedel abmarschiert war. Als wir aber die Vorberge durchzogen, geriet ich in Angst, denn überall aus all den zahlreichen Ravinen schossen braungefärbte Gewässer mit starkem Strom hervor.

Sie waren einstweilen noch klein, in kurzer Zeit aber konnten sie lebensgefährlichen Umfang angenommen haben.

Grünwedel war als ausgezeichneter Fußgänger glücklicherweise über die gefährlichsten Stellen hinweggekommen, ehe deren Charakter bedrohlich geworden war, und wir trafen ihn durchnäßt und vor Kälte zitternd im Serai an.

Auch hier machte sich das Unwetter sehr unangenehm bemerkbar. Die riesigen Wassermassen drangen durch das aus Reisig und gewalztem Ton bestehende Dach und liefen durch das rauchgeschwärzte Dachgebälk herab. Von dem Ruß und Lehm hatte das Wasser eine schwarzbraune Farbe angenommen, und unsere Betten, die reichlich damit bespritzt worden waren, waren in einem schauderhaften Zustand.

Leider war dieses Unwetter die Ursache des Todes zweier Menschen. Drei Arbeiter aus Kurla wollten bei uns Beschäftigung suchen und waren mit einem Esel auf einem kurzen, aber steilen Weg ins Gebirge eingedrungen. Sie wurden vom Unwetter in den Vor-

bergen überrascht, und nur einer der drei Leute kam erschöpft und durch Kälte erstarrt zu den Höhlen, wo unsere Arbeiter hausten. Seine zwei Begleiter und der Esel waren unterwegs liegen geblieben und umgekommen. Die Leute, die wir mit Nahrungsmitteln und Kleidung ihnen entgegensandten, fanden nur die toten Körper.

Es ist erstaunlich, welche merkwürdige Abkühlung ein solcher Regen im Gebirge ganz plötzlich veranlaßt.

Die Hitze zwingt die Menschen, nur mit ganz leichten Kleidern zu gehen. Kommt man dann in einen solchen Sturm und die damit verbundene Abkühlung, so reichen die Kleider nicht aus und die Erstarrung tritt schnell ein.

Die große Höhle, die „Stadthöhle", so genannt nach einem eine ummauerte Stadt darstellenden Wandgemälde, deren Funde wir an diesem Regentage retteten, lag ganz im Norden und war durch abgestürzte Trümmer so verschüttet, daß nur der alleroberste Teil der Tür sich als kleine Öffnung darbot. Im übrigen stand eine Pyramide von Schutt vor und in der Tür, die eine Böschung nach außen, die andere Böschung in den Raum des Höhlentempels hinein.

Ich ließ von einigen 40 Arbeitern diese Schuttpyramide entfernen, räumte die Höhle aus und stieß in der Höhe von etwa einem Meter vom Fußboden auf eine ungeheure Menge von Handschriften in indischer Schrift. Es waren besonders zahlreiche tocharische Manuskripte hier vertreten. Sie lagen zerstreut rings um den Rest einer stehenden Buddhastatue, die an der Mitte der Rückwand der Cella angebracht war.

Aus den Umständen des Fundes schloß ich, daß diese Manuskripte im Innern der Buddhastatue niedergelegt worden waren, und später Plünderer, denen es bekannt war, daß solche Statuen zuweilen Kostbarkeiten enthalten, sie aufgebrochen und beraubt hatten.

Die Tempelschänder hatten die kostbareren Gegenstände mit sich genommen, die für sie wertlosen Manuskripte aber durch den Raum des Tempels, der damals schon mit einer meterhohen Schicht Lößstaub bedeckt war, zerstreut. Der Fund an Manuskripten hörte ebenso plötzlich auf, wie er begonnen hatte, ich ging noch tiefer, fand aber dort das Erdreich durch Feuchtigkeit fest zusammengebacken. Ich verzichtete daher auf weitere Untersuchung. Professor Grünwedel besuchte Schortschuq noch einmal von Turfan aus; er ging bis auf den Boden und studierte die von mir bereits in ihren oberen Teilen freigelegten, freilich recht zerstörten Bilder genauer.

In der Ruinenstadt machte Bartus einen interessanten Fund. Er öffnete nämlich einen Raum, der offenbar eine Werkstatt gewesen war und fand hier im Schutt eine große Menge aus Stukko hergestellter Formen.

Diese ganze Gegend um Karaschahr und Kurla ist vom geographisch-politischen Standpunkte aus interessant und wichtig, denn während alle übrigen Teile Ostturkistans nur zu erreichen sind entweder durch die Überwindung großer, hoher und schwieriger Pässe, deren niederster die Höhe des Gipfels des Montblanc hat, oder aber durch die Durchquerung ausgedehnter, gefährlicher, wasserloser Dünenwüsten, gibt es hier den einzigen bequemen Zugang in das Land durch die Täler mehrerer Flüsse in die Gegend von Ili, wo überall reichlich Wasser in Bergströmen zu finden ist und wo eine reiche Vegetation Wanderstämmen das Leben ermöglicht. Heute noch kommen kalmückische Wanderstämme aus dem Nordwesten zu Tal. Es sind Torgutnomaden, die in der Umgegend von Karaschahr ihre Jurten aufschlagen und mit ihren Herden ein kümmerliches Leben führen.

Wir kamen einmal zu einer Jurte und wurden von dem Besitzer, einem alten Kalmücken, zu Tee und Schnaps eingeladen. Leider war der alte Herr ziemlich betrunken, so daß uns seine Versicherung „sizlär bizgä yaqin“ (er sprach türkisch) = „Ihr seid uns nah verwandt“ (er mag uns wohl für Russen gehalten haben), nicht gerade schmeichelte.

Wie heute noch diese Mongolen hin und her streifen, so wird in alter Zeit diese Gegend das Einfall- und das Ausfalltor für die damaligen Wanderstämme gewesen sein. Ohne Zweifel sind die Tocharer (Yüe-tschi) damals auf ihrem Wege von China durch dieses Tor gezogen, um in das Ilital zu gelangen. Aber auch die Westtürken, die lange Zeit in der Oase von Karaschahr geherrscht haben, müssen diesen Weg benutzt haben; wir glauben nämlich, daß die Stifter in türkischer Tracht, die häufig an Tempelwänden hier erscheinen, keine Uighuren, sondern Westtürken darstellen. Unserer Chronologie nach müßten die Tempel dieser Oase einer älteren Zeit angehören als der uighurischen, denn die Uighuren haben, soviel wir feststellen können, Turfan, die Nordostecke des Landes, erst um 760 erobert. Wir datieren aber die Tempel von Schortschuk und ihre Gemälde um die Mitte des 8. Jahrhunderts.

Hier erreichte mich die Nachricht, daß Aurel Stein vom Lob her nach Scha-tschou und Turfan vorzudringen beabsichtige, und ich bestand nunmehr darauf, daß Grünwedel sofort aufbrechen und sich nach Turfan begeben solle, wo ich ja die noch fast unberührte

Siedlung von Bäzäklik bei Murtuk auf seinen ausdrücklichen Wunsch für ihn reserviert hatte. Meine Gesundheit war durch ruhrartige Erscheinungen derartig geschwächt worden, daß ich mich hier von Grünwedel, von Bartus und dem Mirab verabschieden mußte, um allein den Weg nach Kaschghar anzutreten.

Nach meinem Abschied von der Expedition ließ ich die Kisten mit der Ausbeute der zweiten Expedition an Handschriften, und einige Kisten mit Zeichnungen und Pausen, die Grünwedel mir anvertraute, auf eine araba laden und schickte sie voran. Ich folgte zu Pferde auf meinem Braunen, überholte den Wagen bald und rastete allein in den zu dieser heißen Sommerzeit — es war Ende Juni — sehr wenig besuchten Serais. Brot, Tee, Teekessel und Tasse hatte ich bei mir, auch einen Filz als Bett und einen großen Lodenmantel als Bettdecke.

Das Pferd mußte, damit es nicht gestohlen wurde, mit in meinen Schlafraum genommen werden.

Ich besorgte es selbst. Luzerneheu fand sich im Serai, und ich errichtete dafür dem verschlafenen Wirt meinen Obolus.

Es ist nicht möglich, den „Weg" zu verlieren, die Telegraphenpfähle sind untrügliche Wegweiser.

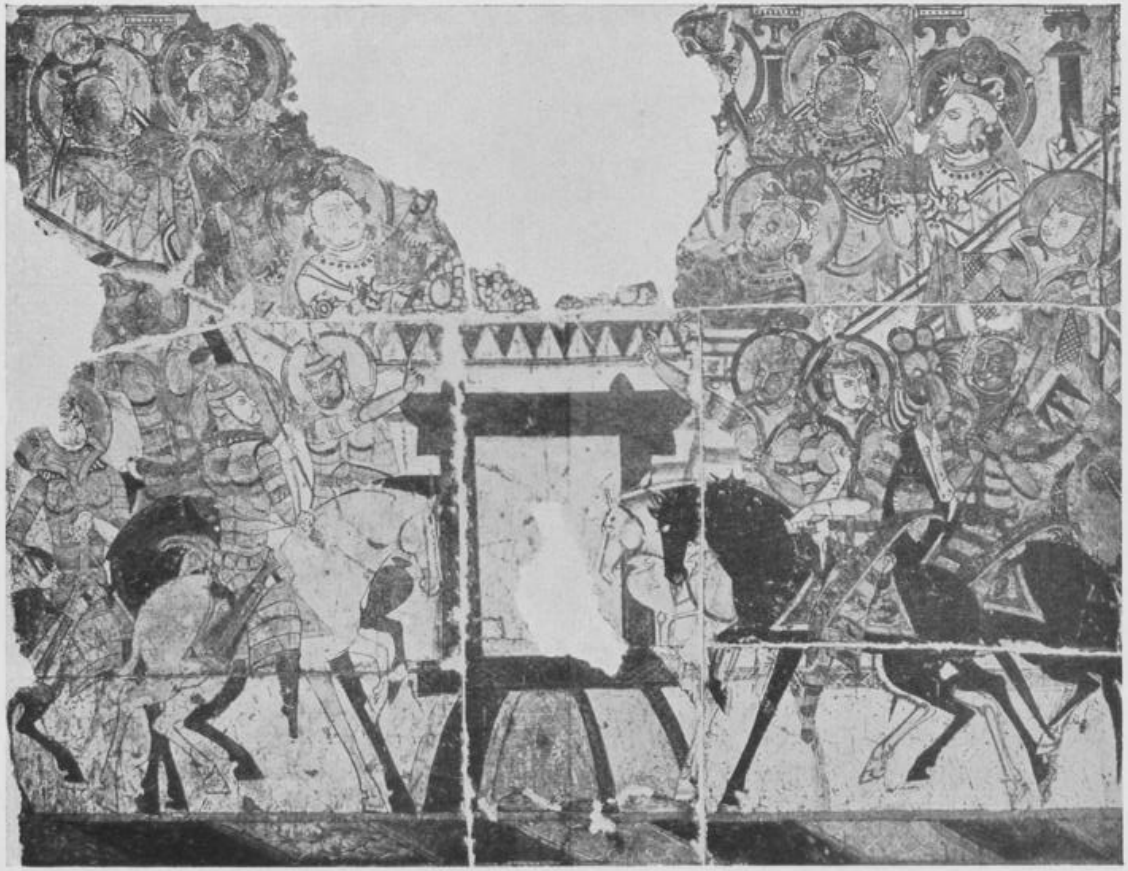
Die ersten Stationen waren die einsamsten; von Aschmä an traf ich mehr Leute, und grade vor Yangihisar machte man mich auf ein merkwürdiges Heiligtum , hier meist „Chodscham" genannt, aufmerksam. Es führt den Namen „Kara-Sätschma mazārī", das Grabheiligtum des schwarzen Haares. Es war ein kühler, süßer Quell, in dessen klarem Rinnsal eine Art feinen Farnkrautes mit dünnen, langen, schwarzen Blattstielen wucherte.

Warum der Quell heilig war, konnte mir niemand sagen.

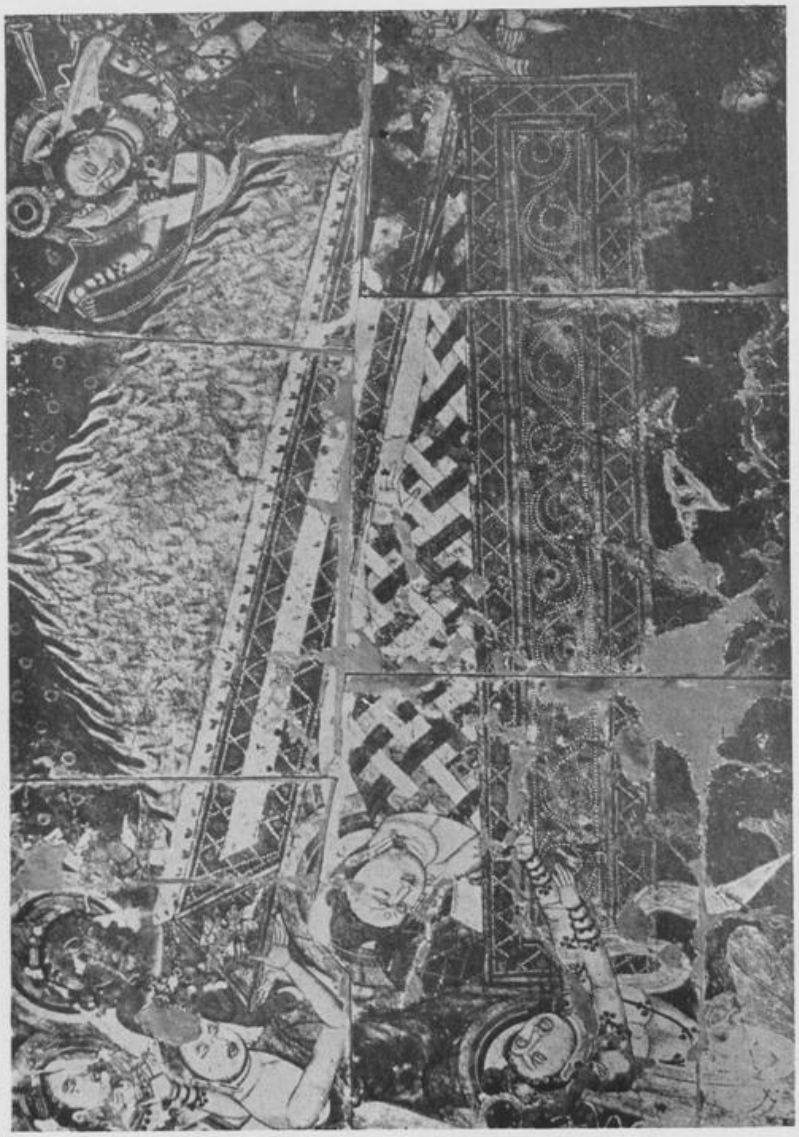
In den kleinen Ortschaften zwischen Bügür und Kutscha, die ich nunmehr passierte, kannten mich viele Leute; es waren frühere Patienten, die, auf die sich schnell verbreitende Nachricht meines Kommens, mich am Serai erwarteten und mir Milch und — leider — auch Früchte darboten. Hier gibt es eine besonders köstliche Pflaume, die einen feinen Reineclaudegeschmack mit dem der Aprikose vereint. Ich mußte mich der Früchte aber enthalten, weil die ruhrartigen Erscheinungen immer unangenehmer wurden. Auch Zahnschmerzen begannen mich zu quälen.

Aber — es war doch schön, durch die jetzt klare Luft der Steppe zu reiten, sie wirkt anregend wie ein Glas Sekt. Und wenn die Sonne sich abends senkte und man dem roten Glutball entgegenritt, freute man sich mit jedem Schritt, nach erfolgreicher Arbeit, der Heimat näherzukommen.

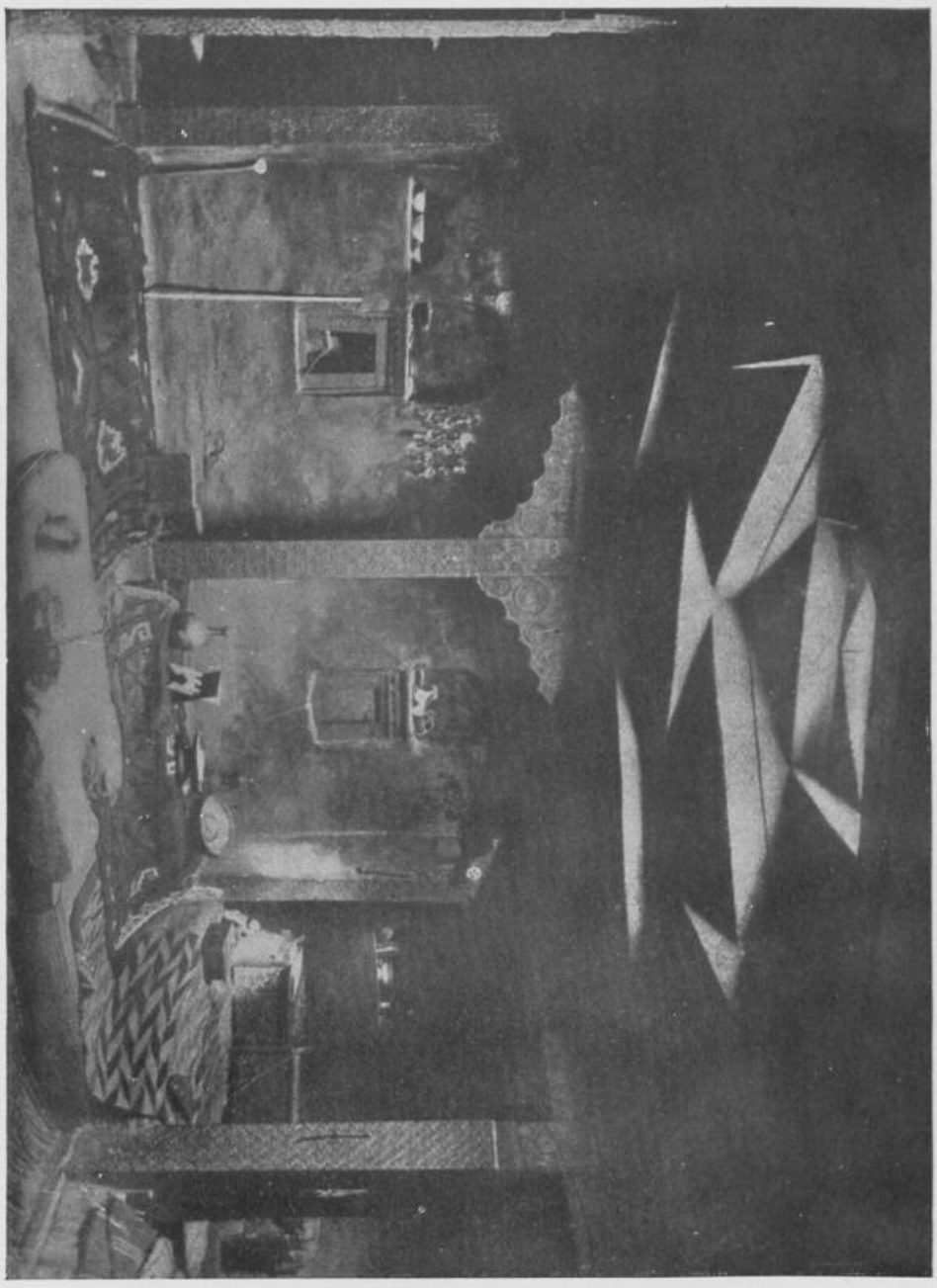
Malereien aus einem Deckengewölbe. Stilisierte Berglandschaften mit Darstellungen von Wiedergeburts-Legenden. Hauptfarben: Ultramarin und Hochrot. Kyzil



Wandbild. Verteilung der Buddhareliquien.
In der Mitte: Stadttor, darüber Zinnenmauer. Auf dieser Götter mit Reliquaren. Rechts und links unten die Könige Indiens im sassanidischen Panzer der Landesbewohner. Kyzil



Wandbild. Verbrennung der Leiche des Buddha (Mumienbinden; Drache im Sargdeckel), Kyzil



Prachtraum, mit „Laternen"-Decke, in einem Hause im Hindu-Kusch.
(Nach Sir A. Stein.)

Auf diesem Weg passiert man einige kleinere Flußläufe, die vom Norden herunterkommen. Sie haben alle ein tiefes mittleres Bett, das auf beiden Seiten von breiten Steinhalden eingefaßt ist. Diese Strombetten muß man vormittags, jedenfalls meist vor 2 oder ½3 Uhr nachmittags passieren. Um diese Zeit erreicht nämlich das Wasser der Gletscherschmelze im Hochgebirge diesen Teil der Ebene. Es kommt brüllend mit rasender Geschwindigkeit in braunroten Massen dahergetobt, und wer im Strombett, selbst auf den Steinhalden, von dieser Flut gepackt wird, hat wenig Aussicht, mit dem Leben davonzukommen.

In Kutscha angelangt, war ich sehr zufrieden, meinen Diener Egämbärdi, der wegen Krankheit dort zurückgeblieben war, anzutreffen. Ich brauchte jetzt Bedienung und besonders einen Koch, denn ich war sehr geschwächt durch das erwähnte Übel.

Egämbärdi kochte vortrefflich, und besonders das Reiswasser (conjee), das er ganz schmackhaft zuzubereiten wußte, tat mir gut.

Hier erwartete ich meinen Wagen und erneuerte in der Wartezeit meine Bekanntschaft mit einem Manne, der früher der unumschränkte Herrscher, Herr über Gut und Blut, seiner kriegerischen Untertanen gewesen war.

Es war Mīr Säfdär Ali, der „tham" oder Fürst von Hunza, einem kleinen Raubstaat im Himalaja, dessen unter dem Namen der Kandschuti berüchtigten Bewohner den Yarkänder Karawanen auf ihrem Weg von oder nach Leh aufzulauern pflegten. Die Waren und die Kaufleute wurden entführt, letztere als Sklaven durch ganz Innerasien verkauft.

Mīr Säfdär Ali forderte die Engländer heraus. Ein kleines Heer unter Col. Durand mußte gegen ihn gesandt werden und nach einem heftigen Widerstand der Hunzaleute wurden ihre unglaublich starken Positionen forciert und das feste Schloß von Hunza besetzt[1]. Der „tham" floh nach Turkistan, wo die Russen ihm das fürstliche Salär von 25 Rubel p. m. auszahlten, in der Erwartung, sich dieses Kronprätendenten einmal gegen England bedienen zu können. Dies war eine falsche Rechnung, denn wie ich später erfuhr, hatte dieser Mann seine ganze Familie, und die seines Wäzirs — angeblich 56 Personen — mit eigener Hand getötet.

Er war bei seinen Untertanen gefürchtet und verhaßt.

Seine Erscheinung war die eines Europäers. Ein großer, herkulisch gebauter Mann mit hellen Augen und dunkelblondem Haupt-

1 Die Geschichte dieser an das Phantastische grenzenden Waffentat findet man in dem äußerst lesenswerten Büchlein von E. F. Knight, Where three Empires meet, London, Longmans 1897.

haar und Bart! Eine schneeweiße Locke im Bart unter dem rechten Ohr vermehrte den seltsamen, etwas unheimlichen Ausdruck des Gesichts. Er gehört zu einer jener Fürstenfamilien des Himalaja, die ihren Ursprung auf Alexander den Großen zurückführen. (Taf. 29.)

Die Hunzaleute, und das Volk des Nachbarstaates Nagyr, nennen sich selber Burisch. Ihre Sprache, das Burischeski, ist vollkommen isoliert und hat keine Beziehungen zu irgendeiner anderen bekannten Sprache.

Hinter Kuschtämä mußte der Muzartstrom passiert werden. Er war sehr voll; die Furt war infolgedessen nicht gangbar und ich ließ die kostbaren Kisten in ihren Arabas daher in einen Klotzkahn, ein prähistorisches Ungeheuer, einladen. Stromabwärts lag in einer Biegung eine kleine Insel, auf deren linken Seite der starke Strom in tiefem Bett einherschoß. Auf der rechten Seite der Insel aber lag eine breite Fläche seichten Wassers mit geringem Strom.

Es gelang, den Holzkahn an einem Tau vom oberen Ende der Biegung aus durch die Gewalt des Stromes an die Insel treiben zu lassen. Hier machten die Bootleute ihren Kahn fest, die Wagen wurden ausgeladen und dann durch das seichte Wasser der anderen Seite geführt. Diese Arbeit nahm geraume Zeit in Anspruch.

Zwischen Tschorgha und Dscham mußten wir noch dreimal starke Ströme auf schändlichen Wackelbrücken passieren. Auf der letzten dieser vernachlässigten Brücken fuhr der Wagen mit den Schriftkisten in das Geländer hinein, das sofort nachgab. Alle Mann sprangen herbei und es gelang, den Absturz des Wagens zu verhüten. Auf der unendlich langen Reise, die mir noch bevorstand, habe ich noch oftmals in Angst leben müssen um diese kostbaren, mir anvertrauten Güter.

In Aqsu hatte ich einige Anstände mit den chinesischen Beamten. Der Tao-tai war neu angekommen und kannte mich noch nicht, und da ich Herrn Bartus' Paß hatte, statt des in Bartus' Händen, durch einen Irrtum, verbliebenen eigenen, war er argwöhnisch. Ein Telegramm an Macartney regelte alles aufs beste.

Ein chinesischer Paß ist eine Art Kunstwerk. Er enthält in der lapidaren Schrift Chinas Namen, Personale usw. des Besitzers. Darüber werden die großen Amtsstempel mit Zinnober aufgedruckt. Oberhalb des Textes ist ein stumpfes Dreieck in schwarzen Linien gezogen, das zunächst leer bleibt, von 10 cm Höhe.

Das Dokument, welches 50 qcm mißt, wird doppelt ausgefertigt. Beide Exemplare werden in der Mitte, von oben nach unten, gefaltet und mit den Faltseiten genau aneinandergelegt.

Der ausstellende Beamte drückt sodann sein großes Amtssiegel mit Zinnober so auf die zusammengelegten Pässe, daß ein Teil des Abdrucks auf das Original, der andere Teil auf das Duplikat gepreßt wird. Das Original erhält der Reisende, das Duplikat bleibt auf der Kanzlei, von wo an alle Orte, die der Reisende besucht, eine ganz genaue Kopie an die dortige Behörde gesandt wird.

Der Paß des Reisenden wird bei der Vorzeigung neben eine dieser Kopien gelegt, und der Siegelabdruck muß dann stimmen.

Hier in Aksu besuchte ich auch noch den Wang von Aksu. Es ist ein Türke, aber nur ein Titularkönig, oder, wie die Eingeborenen sagen, ein chizmät-kār-Wang, oder dienender König. Nur die Wangs von Komul und von Luktschun sind herrschende Fürsten; sie heißen mämläkät wang, oder Reichskönige. Aber ihre Macht ist durch die chinesischen Beamten, welche sie überwachen, erheblich eingeschränkt.

Jetzt wurde es so unerträglich heiß, daß ich des Tages rasten, des Nachts reiten mußte — die Karre folgte mit einem Soldaten des Yamen (Regierungsgebäude) von Aksu.

Als ich, unter Führung eines zweiten Soldaten, von Tschädir Köl aufbrach, war es ein Uhr nachts. Es war stockdunkel. Der Soldat trabte an — da hörte ich etwas plumpsen und dann seine Rufe: er war im Finstern mit seinem Pferd in eine über mannstiefe Pfütze gefallen, und ich hatte Mühe, ihm und dann dem Pferde herauszuhelfen.

Hier waren die Leute auf einmal unfreundlich. Es stellte sich heraus, daß einige englische Offiziere vorher denselben Weg geritten waren.

Ihre Diener, indische Mohammedaner, trugen englische Sportkostüme und galten deshalb für parang oder Franken. Diese Leute hatten mit dem ihnen eigenen Übermut die Türkiwirte und Bauern bedrückt, Eier, Hühner usw. requiriert und die Leute nicht bezahlt, vielmehr das ihnen von der Herrschaft dafür übergebene Geld — einige wenige Groschen! — selber eingesteckt! Es wäre zu wünschen, daß im Interesse aller Europäer, die hier reisen, alle indischen, oder andere asiatischen, Diener, durch ihre Tracht genügend von europäischen Reisenden geschieden würden, so daß solche peinliche Verwechslungen nicht vorkommen können.

Die Engländer selbst, der Landessprache unkundig, ahnten natürlich nichts von diesen Missetaten ihrer Diener.

Die übrige Reise bis Kaschghar vollzog sich ohne irgendwelches erwähnenswertes Ereignis.

Rückkehr über den Himalaya

Als ich am 30. Juli 1906 in Kaschghar eintraf, wurde ich wieder von dem englischen Generalkonsul Macartney (damals noch Political Agent) auf das liebenswürdigste empfangen. (Taf. 49.) Es ging mir sehr schlecht, und Lady Macartney hielt mich einige Zeit als Patienten im Hause, um meine Gesundheit etwas zu kräftigen. Die Rückreise über Rußland wurde mittlerweile durch die dort unter den Eingeborenen ausbrechende Revolution geschlossen.

Sobald ich mich aber wohler fühlte, drängte es mich, meine Schriftenkisten in Sicherheit zu bringen, und ich beschloß daher, den Heimweg über die Pässe des Karakorum (im Westen spricht man dies Wort, dialektgemäß, Karakoram aus) nach Indien einzuschlagen. Macartney sah diesen Plan, meines Gesundheitszustandes halber, ungern, und da der Zufall wollte, daß ein englischer Offizier, Captain J. D. Sherer[1], ein Artillerist der Garnison von Quetta in Balochistan, der auf dem Pamir Bären geschossen hatte, als Gast in Kaschghar war, veranlaßte er diesen Herrn, mit mir zu reisen, um mir auf der Reise eine Hilfe zu sein.

Sherer ging mit Vergnügen auf diesen Vorschlag ein, und so traten wir, da erst Pferde beschafft werden mußten, eine Reise nach Chotän an. Wir legten die 17 Tagereisen zwischen Kaschghar und Chotän in 12 Tagen zurück.

Die Wege führen hier durch die Dünenwüste, in der auf weite Strecken kein Tropfen Wasser zu finden ist. Da jede Abirrung vom Wege dem Reisenden den Tod bringt, ist der Weg durch eingesteckte Pappelstämmchen bezeichnet, ähnlich wie im Llano estacado (bepfahlte Steppe) in Texas — einer Wüste, die der Turkistans nicht an Furchtbarkeit nachsteht.

---

1 Kapt. Sherer ist ein Sohn jenes Mr. John Sherer, Indian Civil Service, der nach dem gräßlichen, von Nana Sahib befohlenen, Massenmorde der gefangenen englischen Frauen und Kinder, über zweihundert an der Zahl, durch muhammedanische Fleischer, in Cawnpore einritt.

Er sah noch den tiefen Brunnen, der mit den verstümmelten Leichen gefüllt war.

Jetzt erhebt sich auf dieser Stätte schuldlos vergossenen Blutes ein Marmordenkmal, Marochettis trauernder Engel.

In dieser Dünenwüste befindet sich, unweit Karghalik, eines der schönsten Rathäuser des Landes, von Yakub Beg aus guten gebrannten Ziegeln erbaut. Das Serai heißt Tscholāk Längär, Rasthaus des Einarmigen, nach irgendeinem vergessenen Wirt. Hier trafen wir den schottischen Zeitungskorrespondenten David Fraser, mit dem wir einen angenehmen Abend verbrachten.

Zwei Jahre später traf ich ihn wieder in der Royal Asiatic Society in London, nach meinem Vortrag. Er hatte in Mesopotamien, ich glaube als Begleiter der Expedition M. v. Oppenheim, einen Arm durch die Kugel eines Beduinen verloren und spielte lächelnd auf den Namen des Rasthauses an, als er mir den leeren Ärmel wies.

In Yārkänd besuchten wir die Schwedische Evangelische Mission. Ich lernte hier den Arzt kennen, Dr. Gösta Raquette, der mich durch Einsetzen eines Pfropfens in ein Plombenloch von garstigen Zahnschmerzen befreite. Diese Füllung hielt gut. Als ich im Januar am Abend meiner Ankunft in Berlin mich zur Ruhe legte, begann der Zahn wieder zu schmerzen!

Yārkänd ist eine große und ziemlich wohlhabende Stadt mit guten Basaren. Wir wohnten bei dem Aksakal (Weißbart) der britisch-indischen Kaufleute, einem würdigen alten Hindu namens Rai Sāhib Bhūta Rām, der uns sein in einem schönen Garten gelegenes Landhaus zur Verfügung stellte.

Solche Gärten haben wenig Wege, da sie, der künstlichen Bewässerung halber, oft ganz von kreuz und quer gelegten Wassergräben durchquert werden, doch entsinne ich mich mit Freude einer Gruppe herrlicher alter Nußbäume. Dieser Baum gedeiht hier sehr gut. Auch in Kirisch bei Kutscha fand ich einige Walnußbäume, sie sind aber im Norden selten.

Als unser Wirt erfuhr, daß in meinen Kisten alte indische Handschriften verpackt seien, bat er mich, ihnen Verehrung darbringen zu dürfen. Ich gab natürlich die Erlaubnis. Er brachte Blumen und begann, Wasser zu tröpfeln und die Blumen auf die Kisten, welche er mit einigen Freunden feierlich umwandelte, auszustreuen. Da ich merkte, daß meine Anwesenheit ihn störte, zog ich mich nach dem ersten Blick zurück.

Diese fromme Verehrung für die in jenen Schriften niedergelegte geistige Arbeit der Urväter hatte etwas Rührendes.

Hier trafen wir auch einen französischen Reisenden, den Commandant de Bouillane de Lacoste, der später eine Reise um Afghanistan ausführte. Wir speisten mit ihm, und da er auch Jäger war, drehte sich das Gespräch zwischen ihm und Sherer meist um Jagderlebnisse. Es war amüsant zu sehen, daß Lacoste Sherers

Bärenjagden, an deren absoluten Richtigkeit ich keinen Augenblick zweifelte, für Aufschneidereien hielt.

Endlich waren alle Vorbereitungen beendet, und wir begannen unsere Indienfahrt anzutreten.

Es war ein nicht ganz unbedenkliches Unternehmen, denn wenn der einzuschlagende Weg auch die gewöhnliche Handelsroute ist, bietet er doch oft, bei ungünstigem Wetter, viele Hindernisse und Gefahren.

So z. B. war ein afghanischer Kaufmann mit mehreren hundert Ponys von Leh über diese Route aufgebrochen; er kam in Chotän mit nur 35 Ponys an! Die übrigen waren im Schneesturm umgekommen.

Wenn eine Karawane von solchem Unglück befallen wird, werden die Lasten der gefallenen Tiere an einem möglichst geschützten Ort in der Nähe der Unglücksstelle zusammen in Reihe und Glied aufgestellt.

Sie werden dann später abgeholt, und der Ehrenkodex der Karawanenleute verbietet strengstens, sich an diesen Niederlagen fremden Gutes zu vergreifen.

Wir sind öfters an solchen Gütern vorbeigekommen.

Unser Gepäck wurde auf Ponys verladen, die uns von dem afghanischen Karawanenführer für 45 Rubel das Stück zur Verfügung gestellt worden waren.

Wir ritten an einem herrlichen Herbsttage von Yārkänd ab. Aber gleich vor dem Tor der Stadt entstand eine Stampede unter den Pferden, die immer zu viert von einem Pferdeknecht geführt wurden. Sie kamen frisch aus guter Fütterung und waren übermütig. Das Zusammenstoßen der großen Gepäckkisten beim Marsch verursachte plötzlich panischen Schrecken. Im Augenblick waren unsere Ponys über die ganze Ebene zerstreut, die Kisten abgeworfen und unsere Pferdetreiber in wilder Jagd hinter den Ausreißern her, die erst nach mehrstündigem Verzug glücklich wieder eingefangen und neu beladen werden konnten. Auf den nächsten Märschen wiederholte sich dieses Unglück mehrmals, sehr zum Schaden der Kisten. Ich war schließlich genötigt, in einem Dorf eine Anzahl Bauernburschen anzuwerben, so daß jedes Pferd von einem Mann geführt werden konnte. Dieser Plan war vortrefflich und wurde bis zum Eintritt in das Hochgebirge befolgt, wo die überzähligen Pferdetreiber mit guter Belohnung zufrieden entlassen wurden. Der Übermut der Pferde wurde bald durch die schwierigen Pfade gedämpft.

Da es schon spät im Jahre war, hatten wir die Winterroute (zämistani) über Kökyār gewählt.

Hier schliefen wir, zum letzten Male für mehr als acht Wochen, unter einem Dach. Im Serai wimmelte es von außergewöhnlich großen Flöhen, die Sherer häufig nötigten, sein Hemd über den Kopf zu ziehen und auszuschütteln. Mir tun sie nichts, höchstens belästigen sie mich durch ihr tumultuöses Hüpfen. Neben der Laus ist der Floh immer noch ein gutes Geschöpf Allahs — erstere bekämpften wir mit Quecksilber in der erwähnten, nie versagenden Weise.

Die Reise im Hochgebirge vollzieht sich in der Weise, daß man dem Flußlauf, in diesem Falle dem Tisnāb, folgt. Treten die Uferklippen unmittelbar an das Ufer, so muß man sie entweder erklimmen und auf ihrem Gipfeln die Reise fortsetzen, oder man kreuzt den Strom, wenn das andere Ufer bequemer zu sein scheint, und reitet dort weiter. Oft haben wir an einem Tage den Strom zwanzig-, dreißig-, einmal 64mal durchquert. (Taf. 49.)

Oft gibt es keine Furt und man muß die Pferde durch ziemlich tiefes Wasser führen; dies ist nicht ohne Gefahr, denn es gibt tiefe Löcher, glatte Felsen und dergleichen Hindernisse, die ein Pferd in dem immer sehr starken Strom zu Fall bringen.

So fiel einmal das Tier, welches das Teezeug trug, in ein tiefes Loch. Der Lederkoffer, in dem sich die Kessel, Teekannen, Zuckerdosen usw. befanden, war von den nachlässigen Dienern schlecht geschlossen worden; er ging auf, und lustig, in tanzender Fahrt, schwammen meine schönen Yarkänder Kessel davon. Die Ufer traten gleich unterhalb der Unglücksstelle eng zusammen und es war nicht möglich, sie zu retten. Der Teevorrat wurde durch einen schnellen Griff eines Ladāki gerettet — der Zucker und die Milchkonserven verschwanden.

Sherers Diener waren drei baumlange, starke, junge Männer aus Kaschmir, sehr beherzte und gewandte Bergsteiger, aber sonst, wie die meisten Kaschmiris, unglaublich feige und aller selbständigen Handlung unfähig. Die Pferdetreiber waren z. T. Türki, z. T. Tādschiks aus Kābúl (Pārsiwān). Einige Baltis, Ladakhis und Afghanen, sowie ein Tschitrālī fanden sich auch darunter. Mein alter Diener Egämbärdi aus Marghilan war mir auch auf diese Reise gefolgt.

Einen mischblütigen Afghanen, der Sohn eines der afghanischen Obersten des Yakūb Bäk und der Tochter eines türkischen Grundbesitzers aus Kaschghar, hatten wir in Yarkänd angetroffen. Er war ein Unteroffizier im 9. Bengalischen Lancier-Regiment, der mit

David Fraser ins Land gekommen war. Es war ein zuverlässiger, anhänglicher Mann, den ich bis nach Rawal Pindi mitnahm. Er war mein einziger Begleiter bei dem Abenteuer, das wir durch Sherers spätere Erkrankung erlebten.

Sobald man auf große Höhen kommt, etwa von 4000 m an, fällt vielen Leuten die Atmung schwer. Auch manche Pferde leiden unter der dünnen Luft. Man muß immer reiten, weil das Herz beim Gehen zu sehr belastet wird; die Bergpferde gehen außerordentlich sicher und haben nur die fatale Gewohnheit, stets auf der äußersten Kante der Pfade zu gehen, da, wo unmittelbar der oft senkrechte, meist sehr tiefe Abhang beginnt.

Da ich stark an Vertigo leide, war mir diese Gewohnheit sehr unangenehm. Mein Brauner aus Pitschang bewährte sich auch hier.

Die Lagerplätze trugen allerlei zum Teil lächerliche Namen nach trivialen Ereignissen, die irgendeinem Karawanenmann dort zugestoßen — so z. B. „grüč kaldi“ = der Reis ist (hier) liegengeblieben, „tschiragh kaldi“ = der Leuchter ist liegengeblieben, während der Rastort „daulät bäk öldi“ = der Fürst der Herrschaft ist (hier) gestorben, nahe bei dem Karakorumpaß, so genannt wird, weil Sultan Said Chan von Kaschghar, auf der Rückkehr von einem erfolgreichen Feldzug gegen Westtibet, dort an der Höhenkrankheit gestorben ist. (Taf. 50.)

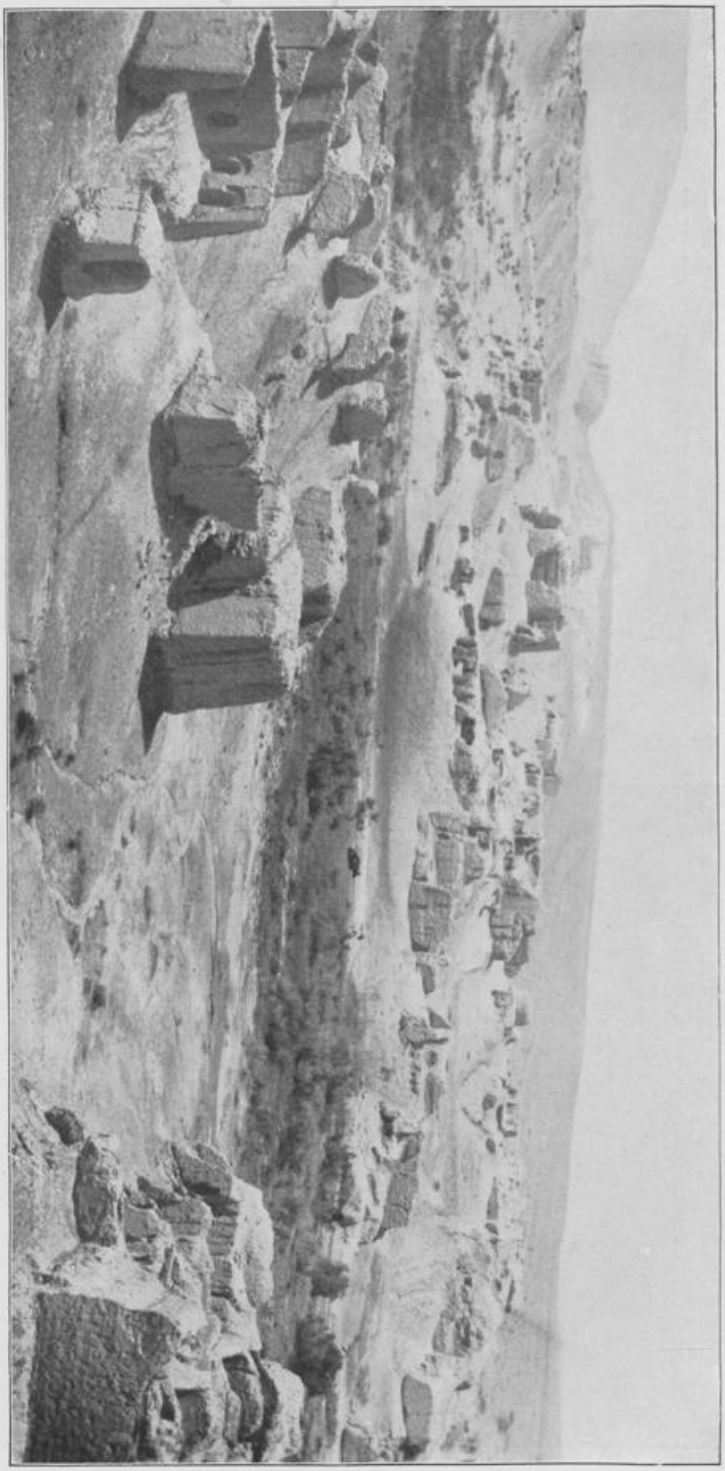
Diese Krankheit befällt nur Fremde, niemals Tibeter, die dagegen nach längerem Aufenthalt in den Ebenen Indiens regelmäßig an Emphysem oder anderen Lungenkrankheiten zugrunde gehen. Wer von der Bergkrankheit, die von den Türken īs (yäs) oder tütäk, von den Persern däm oder däm-gīrī genannt wird, befallen wird, leidet an furchtbaren Kopfschmerzen, Brechreiz usw., er beginnt zu phantasieren und verliert manchmal den Gebrauch der Sprache. Die inneren Handflächen und die Sohlen schwellen an, und dann stirbt der Patient gewöhnlich zwischen Sonnenaufgang und der Frühstückszeit.

Merkwürdigerweise tritt die Höhenkrankheit mit größerer Heftigkeit auf Pässen auf, die niedriger als der Karakorum sind — dieser hat eine Höhe von über 6000 m und man soll dort seltener höhenkrank werden als auf dem Saserpaß, der, obwohl etwas niedriger als 6000 m, wegen Höhenkrankheit berüchtigt ist.

Die Pferde müssen, obwohl man etwas Körnerfutter für sie mitzuführen pflegt, nachts freigelassen werden, damit sie sich allerlei Gebirgskräuter aus dem Schnee herausscharren können. Bei dieser Beschäftigung wandern sie oft weit ab und es ist mir in unangeneh-

Götterstatue, Schortschuk

Karyatide(?) von einem Sockel.
Antikisierender Frauenkopf auf Elefantenkopf und Elefantenfuß. Kyzil



Blick in die Ruinenstadt bei Schortschuk nahe Karaschahr

mer Erinnerung, wie morgens oft nicht eins unserer Tiere zur Stelle war.

Man mußte sie suchen und herbeiführen, so daß an manchen, und meist den allerübelsten, Lagerplätzen die Karawane erst um 11 oder 12 Uhr mittags, anstatt um 7 oder 8 Uhr morgens, aufbrechen konnte.

Unsere Reise war vom herrlichsten Wetter begünstigt, und oftmals erschienen mir die Gefahren der Reise, wie sie von unseren Vorgängern geschildert waren, als übertrieben. Bald aber sah ich ein, daß ich mich getäuscht hatte. Während nämlich im Hochgebirge meine eigene Gesundheit sich sehr bald vollkommen wieder herstellte, fing mein Reisebegleiter, obwohl ein Hüne von Gestalt, an, den Wirkungen der verdünnten Luft zu erliegen. Er bekam die Bergkrankheit in außerordentlich schwerer Form, da er darauf bestand, große Strecken Weges zu Fuß zu gehen.

Ich hatte eine kleine Schafherde erworben, zu 1 Rupie das Stück. Diese Tiere kamen gewöhnlich abends ins Lager, und die Kaschmiridiener meines Begleiters machten uns auf höchst primitiven Herden ganz vortreffliche Ragouts und andere Gerichte aus Hammelfleisch. Bald aber wurden Sherers Beschwerden so groß, daß er kaum auf seinem Pferde sitzen konnte.

Wir näherten uns dem Depsang-Plateau, einer schneebedeckten, öden Ebene von runder Form und riesenhafter Ausdehnung. Rings um den Rand dieses Kreises erhoben sich die Gipfel, spitzig wie Kirchentürme, von unzähligen teils kahlen, teils vereisten Bergen. Dem Reiter kam es vor, als ob die Welt versunken sei.

Ich war so gefesselt durch diesen Anblick, daß ich nicht auf die Karawane achtete; als ich sie suchte, war sie hinter Eismassen verschwunden. Ich schoß und bald erhielt ich durch einen antwortenden Schuß die Richtung.

Es gelang, im schönsten Sonnenschein den sonst wegen seiner Stürme gefürchteten Karakorumpaß zu überwinden.

Dieser Paß bietet bei gutem Wetter keine Schwierigkeiten, obwohl er an 6000 m hoch ist. Stürmt und schneit es aber, so ist der Übergang über die Maßen beschwerlich. Wir fanden beim Abstieg hier Edelweiß und als einzige Tiere Lämmergeier.

Der Weg war überall bezeichnet durch die zahllosen Gerippe oder mumienhaft eingetrockneten Körper von Tieren. Hier und da erhob sich ein Steinhaufen, der die Überreste eines auf der Reise verstorbenen Kaufmanns barg.

Auch den großen Steinhaufen, der zur Erinnerung an die hier erfolgte Ermordung Dalgleishs errichtet worden war, passierten

wir. Die afghanischen Freunde des Mörders hatten aber die Steinmassen zum Teil heruntergerissen.

Auf der indischen Seite des Passes gelang es gerade noch, Sherer zu der Lagerstätte von Burtsi zu bringen; sie führt ihren tibetischen Namen nach einer Absynthpflanze, deren Wurzelstock ausgegraben wird und das einzige Brennmaterial bildet.

Hier versagten seine Kräfte, und wir mußten uns entschließen, einen Rasttag einzuschieben. Das Tal, in dem wir lagerten, war eine schauerliche, von riesenhaften kahlen Steinmassen umgebene wilde Klamm, in die seitlich eine kleinere Schlucht mündete. Ungeheuere Steinmassen waren hier durch die tobenden Gewässer der Schneeschmelze zusammen gehäuft, und der Eindruck der Zerstörung und die Erinnerung an die ungeheuren Kräfte, die hier gewütet hatten, machten das Tal zu einem unheimlichen Aufenthaltsort.

Die Karawanenleute waren höchst unzufrieden über diesen Rasttag. Ihr Pferdefutter, das man ja mitführen muß, das Holz und die Lebensmittel, waren bereits sehr knapp geworden. Am nächsten Morgen suchte ich Sherer auf und fand zu meiner Bestürzung, daß er sich nicht erheben konnte. Er hatte hohes Fieber; seine Zunge war wie glasiert und einmal in der Länge, zweimal in der Quere gespalten. Die Zähne umgab eine schmutzigbraune Kruste und der auf erschöpfenden Husten herausgebrachte Schleim war braun gefärbt. In der Nacht hatte er Delirium gehabt.

Infolge dieser ernsthaften Entwicklung mußten wir einen zweiten Rasttag halten. Wir hielten eine Beratschlagung und es wurde beschlossen, daß ich Sherer mit dem Zelt, — ich kampierte im Freien, — sämtlichen Mundvorräten, seinen Dienern und zwei ortskundigen Karawanenleuten, dort zurücklassen solle, die Karawane über die nächsten 3 Pässe, übrigens die schwierigsten in der ganzen Kette, nach Tibet herunterführen und dann mit Hilfe zurückkommen und ihn holen solle.

Am Abend aber gerieten die Karawanenleute in große Aufregung und ich hörte, daß sie entfliehen wollten. Mein türkischer Diener kam bestürzt zu mir und sagte, daß sie des Nachts um 12 Uhr mit den Pferden aufbrechen und uns unserem Schicksal überlassen wollten. Ich hatte zum Glück noch einen großen Sack mit Weizenmehl mitgenommen. Weizenmehl, mit Gletscherwasser angerührt, war die einzige Kost dieser Leute. Ich überreichte also den Rädelsführern diesen Sack, bedrohte sie aber mit dem Tode, wenn sie den Versuch machen sollten, uns zu verlassen. Diese Nacht mußte ich mit dem Mauserkarabiner in der Hand aufsitzen, um

den verräterischen Aufbruch, wenn er zur Ausführung kommen sollte, zu verhindern. Alles blieb aber ruhig.

Wir brachen mit Sonnenaufgang auf. Mein türkischer Diener hatte für mich nur Mehl mitnehmen können, und aus diesem Mehl machte er mit Gletscherwasser täglich sechs Kugeln, die mir zur Speise dienten. Das Mehl war weiß, seine Hände aber schwarz. Nach der Zubereitung war es umgekehrt.

In $8^1/_2$ Tagen erreichten wir über die furchtbaren Pässe Murghi und Saser, sowie über den leichteren Karaulpaß das Nubratal, in dem zum erstenmal wieder grüne Kulturen, Bäume und ebenes Land unser Auge erfreuten.

Die Gehöfte liegen je 15—20 km voneinander entfernt. Wir erreichten mittags den kleinen tibetischen Flecken Panamik in Ladak, von wo ich sofort Boten in alle Häuser und auf die nächsten Gehöfte schickte, um Brot backen zu lassen; die Tibeter haben ja keines und essen statt dessen nur gemalzten Weizen. Hühner, Eier, Milch, alles, was die ärmlichen Siedlungen zu bieten vermochten, wurde gegen teures Geld erworben und durch angeworbene Kulis auf die mutmaßlichen Lagerplätze geschickt.

Auch große Lasten köstlich duftenden Wacholderholzes ließ ich durch Ladakikulis[1] an diese Lagerstätten transportieren. Die

---

1 Es wäre mir wahrscheinlich unmöglich gewesen, die Kulis zu halbwegs annehmbaren Tagelöhnen zu mieten, wenn nicht ein hoher Beamter des Maharadscha sich zufällig in Panamik aufgehalten hätte. Dieser Mann besuchte mich. Es war ein stattlicher Dogra-Brahmane, der in England erzogen war, ausgezeichnetes Englisch sprach, und auch in seinem Wesen die Manier eines wohlerzogenen Engländers an den Tag legte. Dieser Mann veranlaßte die Kulis, für einen Lohn von 4 Annas anstatt der von ihnen verlangten Rupie zu dienen. Ich begrüßte ihn mit einem Händedruck und war erstaunt, daß er alsbald, als er erfahren hatte, ich sei Deutscher, versuchte, allerhand Ungünstiges über die Engländer von mir zu erfahren. Vor allen Dingen hätte es ihn erfreut, daß ich ihm die Hand gereicht hätte. Er sagte mir: „Sie haben mir die Hand gegeben, die Engländer vermeiden das. Warum geben Sie mir die Hand und die Engländer nicht?“ Ich war einigermaßen in Verlegenheit und antwortete ihm, wenn die englischen Herren es nicht täten, so würden sie wohl einen Grund dafür haben. Wir trennten uns in guter Freundschaft.

Als aber meine Diener die Rückreise antreten wollten, trat mein türkischer Diener Egämbärdi, in einem jämmerlichen, kleinen Pelzchen in mein Zimmer, um Abschied zu nehmen. Ich hatte ihm einen prachtvollen Wolfspelz in Yarkänd erworben und fragte ihn: „Du gehst jetzt zurück im Winter über die Pässe, wo hast du den Pelz, den ich dir gekauft habe?“ Da sagte er: „O Herr! der Beamte hat mir diesen Pelz abgenommen und hat mir dieses schlechte Pelzchen gegeben.“

Ich war außerordentlich entrüstet und ließ den Mann kommen. Ich sagte ihm: „Sie haben einmal gefragt, warum die englischen Herren Ihnen nicht die Hand geben. Wenn ich gewußt hätte, wie Sie sich verhalten, so hätte ich das auch nicht getan. Warum haben Sie meinem Diener, einem armen Mann, seinen guten Pelz genommen und ihm dafür den schlechten gegeben, wo Sie doch wissen, daß er im Winter über die Pässe will?“ Der Dogra geriet in große

Tibeter laufen unbehindert unter schweren Lasten die steilsten Pfade hinan, wo Pferde nicht gehen können, und sie waren imstande, den Weg, zu dem wir neun Tage mit der Karawane und beladenen Tieren gebraucht hatten, in erheblich kürzerer Zeit zurückzulegen. Neunzehn Eier trank ich auf einmal aus, ein höchst erfrischendes Labsal. Dann sandte ich zwei Boten, den einen an den Arzt der Herrnhuter Mission in Leh, Dr. Shawe[1], mit der Bitte, selbst zu kommen, oder Medizin für Sherer zu schicken. Die Symptome beschrieb ich.

Den zweiten Boten sandte ich mit einem Briefe an Sir Francis Younghusband in Srinagar in Kaschmir, 17 Tagereisen entfernt. Ich teilte ihm mit, daß ich mit einer Empfehlung von Macartney an ihn reise, daß ich in Panamik angelangt sei und daß ich genötigt sei, einen seiner Landsleute, der am Wege liegen geblieben, einzuholen. Für den Fall, daß wir nicht zurückkommen sollten, bat ich ihn, meine Kisten mit königlichem Gut in Panamik abholen zu lassen, wo meine Dienerschaft sie bewachten. Ich gab an, in welcher Kiste das Geld und die Lohnlisten sich befänden, bat ihn, die Leute abzulohnen und die Kisten an das nächste deutsche Konsulat — Karatschi in Sindh — weitergehen zu lassen. Dann ließ ich eine Tragbahre machen, warb noch 30 tibetische Kulis an und legte mich schlafen.

Am nächsten Morgen mit Tagesanbruch brach ich mit wenigem Mundvorrat zu Pferde in Begleitung des afghanischen Dieners Rahim Chan auf, um Sherer einzuholen. Die Tibeter waren bereits am Tage vorher abmarschiert.

Wir passierten die drei schwierigen Pässe beim herrlichsten Wetter und erreichten am Abend des dritten Tages die schauerliche Schlucht, in der ich den Kranken zurückgelassen hatte. Als wir

---

Aufregung: „Er soll ihn wieder haben, ich schicke sofort, ihn zu holen." Ich sagte: „Jawohl, und außerdem geben Sie ihm 10 Rupies Schmerzensgeld". Er entschuldigte sich, gab das Geld und empfahl sich, diesmal ohne Händedruck.

Als ich im Jahre 1913 auf der IV. Reise nach Kaschghar ging, ließ ich Egämbärdi kommen und nahm ihn wieder als Diener für die neue Expedition an. Ganz zufällig sprach ich einmal mit ihm über diesen Vorfall und sagte lachend: „damals sind wir aber die Sieger geblieben." „O Herr," sagte Egämbärdi, „das sind wir nicht, denn als ich nach der nächsten Station kam, erwarteten mich zwei Leute des Beamten und nahmen mir Geld und Pelz wieder ab und reichten mir das alte Mäntelchen." Dieses Erlebnis zeigt, wie wenig Verlaß selbst auf die erzogenen Beamten in diesem Lande ist.

Es ist auch charakteristisch, daß ein wohlhabender Mann, dem ich mein ausgezeichnetes Pferd verkauft habe, es aus Sparsamkeit durch unzureichende Nahrung zugrunde gehen ließ.

1 Dr. Shawe ist leider bald darauf einer epidemischen Krankheit, dem Leh-Fieber, erlegen.

von den kahlen, steilen Höhen, die das Tal umschließen, herunterschauten, erblickten wir Sherers Zelt. Daneben stand sein langer Kaschmiridiener, der mit Sherers Zeiß die Höhen musterte. Plötzlich sah er uns und lief in das Zelt hinein, so daß mir klar wurde, daß mein Begleiter noch am Leben sein müsse.

Wir machten den Abstieg und erreichten das Zelt in vollkommener Dunkelheit. Und wirklich fand ich meinen Kameraden nicht nur am Leben, sondern in erheblich besserem Zustand, als ich erwartet hatte. Die Freude Sherers und seiner Diener war ungemessen; sie hatten wohl kaum erwartet, daß ich überhaupt selber, jedenfalls nicht, daß ich so schnell zurückkommen würde.

Die Diener hoben mich vom Pferde — ich war ziemlich steif — und massierten mich zwei Stunden lang als Ausdruck ihres Dankes. Übrigens ist die Massage eine Wohltat, die ich auf diesen Reisen schätzen gelernt habe.

Nun fingen aber die Schwierigkeiten an. Sherer war nicht imstande, ein Pferd zu besteigen.

Am Morgen trafen die Tibeter mit der Sänfte, das heißt also, zwei Querbalken, die leiterartig durch Sprossen miteinander verbunden waren, ein. Meine Korkmatratze wurde darauf befestigt und der Kranke auf dieses primitive Bett festgebunden. Solange die Pfade nicht zu schmal, oder halbwegs gangbar waren, konnte Sherer ganz bequem getragen werden. An schwierigen Stellen mußte er auf dem Rücken von Leuten über diese schwer gangbaren Örter getragen werden, um dann wieder auf seine Tragbahre zurückzukehren. So nahten wir uns dem Murghipaß.

Hier war es verblüffend zu sehen, mit welchem Geschick die Tibeter die Bahre trugen. Ein schmaler Pfad steigt auf bis zur Eisgrenze und zieht sich gerade unterhalb dieser entlang. Der untere Teil des Berges ist Schotter, der obere Teil Eis. Die Art des Tragens vollzog sich so, daß die auf der Außenseite Gehenden auf dem Schotter gewissermaßen tanzend herumsprangen und mit ihrer Schulter die Bahre trugen. Die auf der Innenseite sprangen ebenfalls in tanzender Bewegung auf dem Eis des Gletschers, sie hatten ihre starken, wollenen Gürtel, die sie über der linken Schulter trugen, um die Bahre geschlungen.

So setzten wir die Reise fort. Ich ritt angsterfüllt hinter dem seltsamen Zuge und erwartete jeden Augenblick, daß die auf dem Schotter Gehenden den lawinenartig abstürzenden Schottermassen mit der Last und den übrigen Trägern folgen würden, aber die Behendigkeit der Leute war so erstaunlich, daß wir den Weg glücklich überwanden.

Wir stiegen wieder in die Tiefe und passierten den torartigen Engpaß zum zweiten Aufstieg; gewaltige, lose hängende Steinmassen überragten ihn.

Ich war freudig bewegt über das Gelingen dieses ersten, schwierigen Übergangs und begann leise vor mich hin zu pfeifen. Da hielt der Karawanenführer mich an, legte den Finger auf den Mund und wies mit ängstlicher Gebärde auf die über uns hängenden Steinmassen. Ich verstand und hörte sofort auf zu pfeifen. Ein einziger lauter Ton vermag die lose hängenden Steine in Bewegung zu setzen, sie stürzen ab und erschlagen alles, was sich unter ihnen befindet[1]. So überwanden wir den ersten, weniger schwierigen Paß.

Dann mußten wir den Shayokfluß durchqueren. Er war nicht tief, aber er ging mit Eis. Die Tibeter warfen ihre Filzlumpen ab, hielten die Bahre mit beiden Händen in die Höhe und gingen so, immerzu ihr „Kádam alő, kádam alő!" rufend, in den Strom hinein.

Ich setzte auf meinem Pferd knieend oberhalb der Träger durch den Strom und stieß mit dem Bergstock eines der Kaschmirer die größten der mit dem Strom herabschießenden Eisblöcke beiseite.

Wir passierten ohne jedes Unglück, die Kerle schüttelten sich wie Pudel, wickelten ihre Lumpen um sich, nahmen die Bahre wieder auf und „Kádam alő! Kádam alő!" setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Den armen Kranken brachte dies Geheul, wie er es nannte, fast zur Verzweiflung, und er bat mich, es zu verbieten. Aber die Träger behaupteten, dann nicht marschieren zu können!

So kamen wir zum Fuß des gefürchteten Saserpasses und brachten dort die Nacht in einem der tibetischen Rasthäuser zu. Diese Rasthäuser bestehen aus niederen Steinmauern ohne Dach. Man legt sich unter den Schutz der Steinmauer, um vor dem schneidenden Wind, der wie ein Messer durch jeden Pelz dringt, geschützt zu sein.

Nach einer greulichen Nacht brachen wir am Morgen bei Tages-

---

1 Wir sind, Gott sei Dank, niemals in einen Steinschlag geraten.

Aber als wir, in der ersten Woche unseres Aufenthalts im Hochgebirge, uns Küdä mazär, einer kleinen Raststätte, auf etwa zwei Tagereisen genähert hatten, erbebte plötzlich der Boden leise, und ein dumpfes, schollerndes Rollen wurde zu wiederholten Malen, jedesmal schätzungsweise auf 4—5 Minuten, aus der Ferne hörbar.

Ich vermutete ein Erdbeben; der Karawan-Baschī aber sagte: „täsch kättī" = die Steine sind gegangen (d. i. abgestürzt).

Vor Küdä Mazär passierten wir den Ort des Phänomens — auf einer Strecke von mehreren Kilometern lag frisch abgestürztes Geröll in ungeheueren Halden am Fuß der Klippen.

Wir mußten über diese Geröllhalden unsern Weg suchen, stets befürchtend neue Gesteinmassen möchten durch den Lärm der Karawane sich loslösen.

Wir kamen aber ungefährdet vorüber.

anbruch auf. Sherer wurde den ersten Gletscher, eine steile Eiswand, heraufgetragen, und nun kamen wir an den Grat, auf dem wir den zweiten Gletscher erreichen mußten. Hier war es unmöglich, den Kranken zu tragen, weil der Weg zu schmal war; rechts und links lag, in der Tiefe, Neuschnee. Ich hatte das vorausgesehen und deswegen vier Yakochsen kommen lassen, einmal, weil diese Tiere auch im tiefsten Schnee einen Weg zu bahnen verstehen und zweitens, weil ich gehofft hatte, Sherer auf dem Rücken eines Yak transportieren zu können. Meine Matratze wurde mit breiten Bändern auf dem Rücken des stärksten dieser Ochsen befestigt und Sherer, ebenfalls mit breiten Gurten, darauf gebunden.

Kaum setzte sich das Tier aber in Bewegung, als der Kranke vor Schmerzen aufschrie. Die Bewegung war so heftig, daß sein geschwächter Körper es nicht ertragen konnte. Wir mußten ihn wieder herunternehmen und in demselben Augenblick, ganz plötzlich, bezog sich der Himmel, es wurde dunkel, ein pfeifender Sturm erhob sich und im nächsten Augenblick begann es auf das Heftigste zu schneien.

Der Karawanenführer kam zu mir, während wir noch beratschlagten, was zu tun sei und sagte mir: „Wenn die fremden Herren hier bleiben wollen, so mögen sie sich entscheiden, wir müssen fort, der Schnee wird die Pässe schließen.“ Ich sagte Sherer diese unerfreuliche Nachricht, und da keine andere Hilfe möglich war, gab ich ihm mein erprobtes Pferd und bestieg ein anderes.

Die Yaks wurden vorausgeschickt, ihnen folgte Sherer, und ich ritt hinter ihm.

Dann kamen die anderen Leute mit den Lastponys. So passierten wir diesen grauenhaften Pfad im heftigsten Schneesturm, es war nicht möglich, zu sehen, was wenige Fuß um einen herum vorging, und die unbeschreibliche Gewalt des Sturmes erschreckte selbst die Tibeter.

Sherer hielt sich heldenhaft.

Der zweite Gletscher wurde ebenfalls unter größten Anstrengungen überwunden. Dann kam der Abstieg, der sich plötzlich auf einem ungemein steilen Wege vollzog. Der Sturm hatte sich in den vielen Stunden, die wir auf dem Paß zugebracht hatten, verzogen, und die Sonne schaute wieder aus den Wolken. Zur Linken passierten wir einen See, von Eismassen ganz umgeben. Das Wasser war blau und grün, je nach der Tiefe; die Eismassen funkelten wie Brillanten; es war einer der bezauberndsten Anblicke, die diese an merkwürdigen Schauspielen reiche Reise uns beschert hat. Wir stiegen herunter zum Rastplatz von Toti-yailak.

Es ist ein kleines Plateau, von sieben Gletschern umgeben. Ein wilder Strom rast mit lautem Getöse auf der einen Seite durch das Tälchen. Aus jedem der Gletschertäler weht ein anderer Wind, jeder kälter als der andere. Es wurde die kälteste Nacht, die ich auf dieser Reise bisher zugebracht hatte. Zum Glück hatten meine Tibeter bereits große Mengen von duftendem Wacholderholz hierher geschleppt, so daß wir in einem Kranz von Feuern einen Teil wenigstens der Nacht, Tee trinkend, in ziemlichem Komfort, verbringen konnten.

Dann aber ging das Feuer aus, und der Rest der Nacht wurde in grauenhafter Kälte durchwacht. Wir trugen alle Bärte, da es nicht möglich war, sich zu waschen, geschweige denn, sich zu rasieren. Unser Atem fing sich in den Bärten und fror auf der Stelle zusammen. Ich tat daher meinen Pelzrock ab, knöpfte ihn über meinem Kopf zusammen und atmete durch den Ärmel, in den ich den Bergstock eines Kaschmirers gesteckt hatte. Ich mußte die Nacht sitzend zubringen, da in liegender Stellung die Herzbeklemmungen unerträglich wurden.

Die acht Wochen, die dieser Übergang währte, bin ich nicht aus meinen Kleidern gekommen und habe weder Hände noch Gesicht waschen können, da durch die Berührung mit Wasser die Haut sofort aufplatzt.

Am nächsten Morgen zogen wir weiter und erreichten eine schmale, enge Felsspalte, durch die sich der erwähnte Strom seine Bahn gebrochen und schmale Ufer gebildet hat. Hier fanden wir einige Brombeer- und Rosenbüsche. Der Ruf einiger Steinhühner erschallte und erfreute durch das Gefühl, man sei dem Leben wieder nähergekommen.

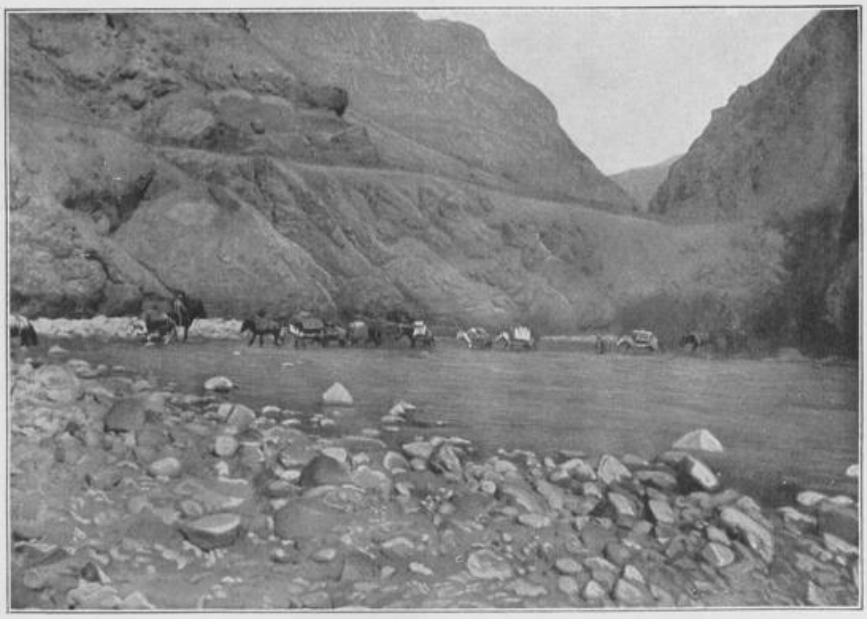
An diesem idyllischen Plätzchen, in das gerade noch einige Strahlen der untergehenden Sonne fielen, brachten wir eine ruhevolle Nacht zu. Am nächsten Tage wurde der letzte Paß, der Karaul-Daban, überstiegen.

Es ist ein steiler, sandiger, aber eisloser und deshalb bequemer Paß. So kamen wir zurück nach der ersten tibetischen Siedlung, dem Dorfe Panamik, von dem ich ausgegangen war und wo meine Diener mit der Karawane uns erwarteten.

Ein Bote von der Mission in Leh war mit Medizin eingetroffen, aber nur etwas Opium war für Sherer zu gebrauchen. Dr. Shawe konnte sein Spital nicht verlassen.

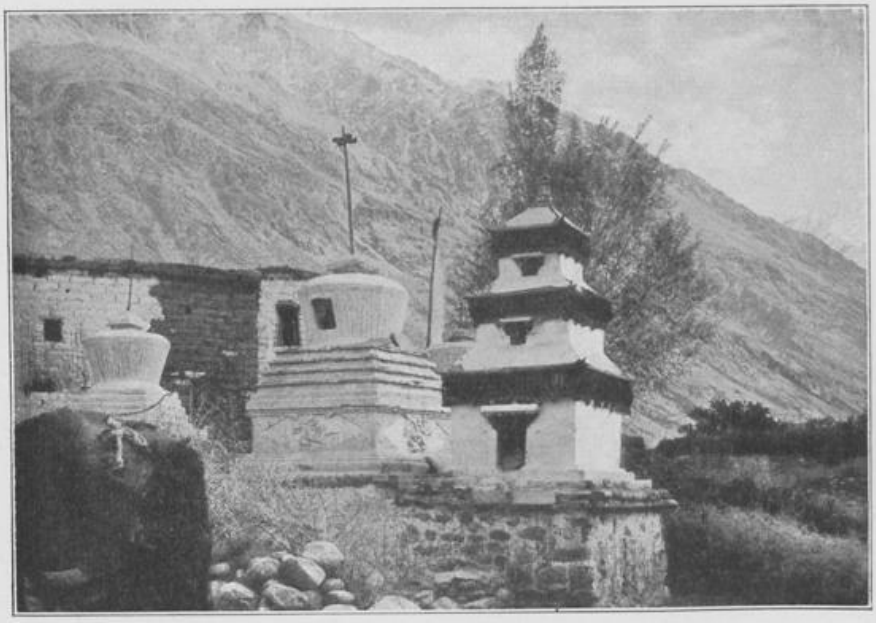
In Panamik rasteten wir einige Tage, um uns von den großen Anstrengungen dieser letzten Tage zu erholen; besonders die Ein-

Haus des englischen Political Agent, Mr. (jetzt Sir) G. Macartney, Kaschghar

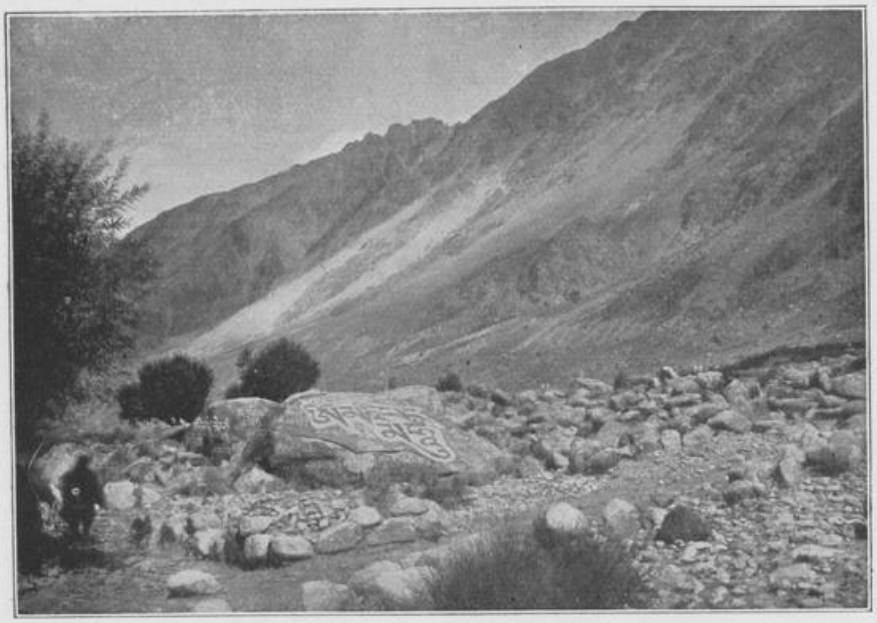


Übergang über den Tiznab-Fluß mit der Karawane

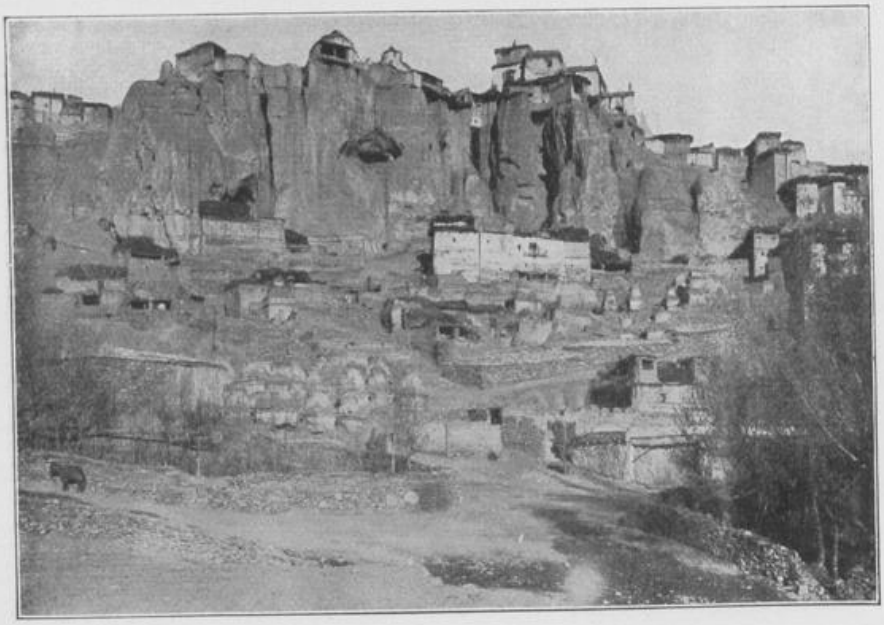
Rastplatz „Kulan öldi“, „das Wildpferd starb“, Karakorumkette



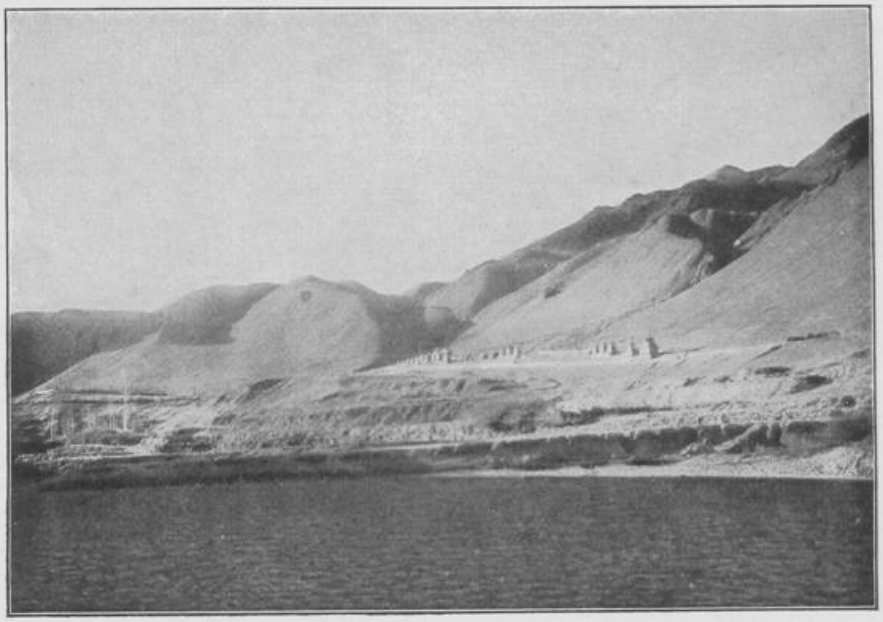
Tibetische Grab-Stūpas bei Panamik



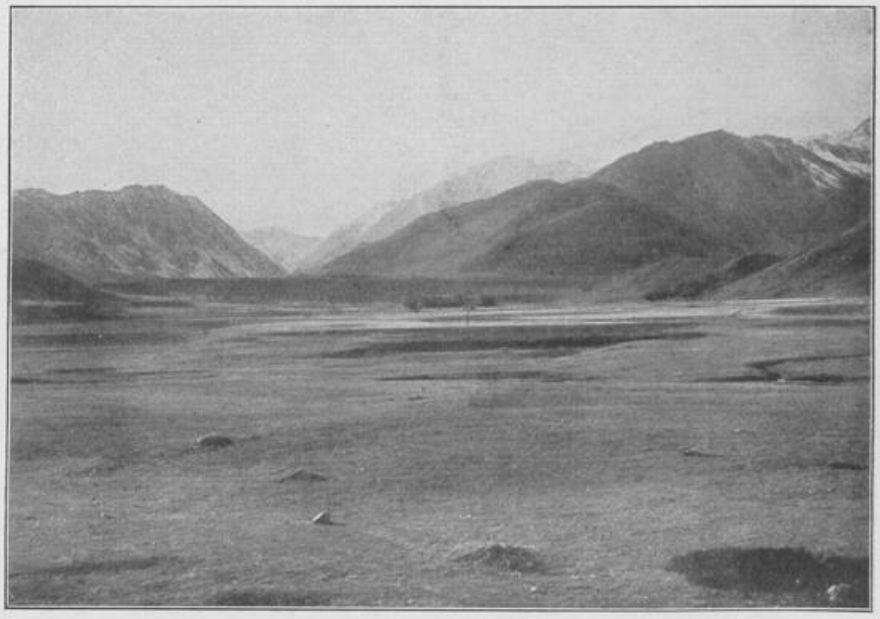
Beschriebene Steine (Manisteine) bei Panamik



Tibetisches Kloster, Lamayuru



Stūpagruppe am Weg, Lamayuru



Die Festung von Dras

holung des Kranken, bei der ich oft in Angst um ihn schwebte, war aufregend und ermüdend gewesen.

Hier, in einer fruchtbaren, reizvollen Gegend, lebt ein fröhliches Völkchen, die Ladākis oder Westtibeter. Sie sind eine Mischrasse mit vielem arischen Blut versetzt, was schon aus ihrem reichen Haarwuchs hervorgeht. Besonders die Frauen und Mädchen sind stets vergnügt und zeigen immer ihre prächtigen Zähne. Kein Wunder, daß sie vergnügt sind in Westtibet, denn hier herrscht Polyandrie, außer bei einigen sehr reichen Leuten: eine Familie von mehreren Brüdern heiratet eine Frau, deren Stellung auch rechtlich gut gesichert ist.

Der Gruß der Ladakis lautet „djū, djū", worauf die Zunge hervorgestreckt wird. Er wirkt beim ersten Male überraschend.

Hier sahen wir schöne tibetische Stūpas, (Taf. 50.) Gebäude, die zur Aufnahme der Aschenreste rituell verbrannter Leichen bestimmt sind, und öfter ritten wir an „Maniwällen" vorbei, sehr langen, meist aus Schiefersteinen, auch Granit, aufgeschichteten Mauern. Die Steine der obersten Schicht tragen oft schön eingeschnittene Inschriften; besonders die mystische Formel „om mani padme hum" (o du Kleinod in der Lotusblume) tritt häufig auf.

Ich nahm einige dieser beschrifteten Steine für das Museum mit. Mehrere Ladakis hatten das bemerkt und schalten bei meinem Diener darüber. Als der ihnen aber sagte, ich hätte in Turkistan überall in buddhistischen Tempeln gearbeitet, um heilige Bilder, zur Verehrung, in mein Land Bä-lin zu bringen, brachten sie mir aus freien Stücken mehr Steine, als ich mitnehmen konnte.

An vielen Orten findet man fast jeden am Wege liegenden Granit- oder Schieferblock so beschrieben. (Taf. 51.)

Bei Panamik gibt es heiße Quellen, und Sherer benutzte sie, um zu baden, was ich, da das Wasser recht heiß war, nicht wagte. Es erquickte ihn aber.

Noch ein Hindernis lag auf unserm Wege nach Leh, nämlich der nahezu 6000 m hohe Chardungpaß. Pferde können ihn nicht überschreiten und müssen auf einem etwas längeren Pfade den Paß umgehen.

Als wir zum Übergang kamen, standen wir vor einer fast senkrechten Mauer aus blendendem Eise. Aus der Mitte der Mauer springt mit großer Gewalt eine mannsdicke Quelle.

Der Weg führt, auf in das Eis geschnittenen schmalen Stegen, im Zickzack auf die Höhe; man reitet auf Yaks, die man, um das Bein auf der Innenseite nicht quetschen zu lassen, wie auf einem

Damensattel quer besteigt. Für mich war dieser Aufstieg höchst unangenehm.

Nach einem steilen Abstieg erreicht man allmählich bessere Wege.

Der Rest des Weges nach Leh vollzog sich ohne Schwierigkeiten, Sherer wurde allmählich etwas kräftiger, und am 4. November konnte ich ihn bei den guten Mährischen Brüdern in ein wohlgehaltenes Hospital abliefern.

Er mußte sechs Monate dort bleiben, da sein Zustand ihm weitere Strapazen unmöglich machte.

Leh ist eine Stadt, die auf jeden, der aus den ärmlichen Ortschaften Ostturkistans kommt, großen Eindruck machen muß.

Man betritt die Stadt durch ein kleines Pförtchen in der Festungsmauer und befindet sich plötzlich in einer weiten, langen, von Läden umgebenen Basarstraße, an deren oberen Ende, auf steilen Felsen, das riesige, feste, weiße Schloß der früheren Könige von Ladak dräuend auf die Straße herabschaut.

Leh ist ein außerordentlich belebter Handelsplatz während der Handelszeit, die etwa Ende September aufhört. Da ist der Basar trotz seiner Ausdehnung überfüllt mit Kaufleuten aus China, Turkistan, allen Himalayaländern, Afghanistan und Tibet. Im November war er wie ausgestorben; ich suchte aber einige der reichsten Kaufleute in ihren sehr schönen Häusern auf und erwarb von ihnen eine Anzahl schöner tibetischer Gegenstände aus Lhasa zu billigen Preisen. Diese Kaufleute, deren Würde, natürlichen Anstand und gutes Aussehen ich nicht genug rühmen kann, waren reinblütige Ladakis, aber mohammedanischen Glaubens.

Der Handel mit Großtibet wird zum Teil auf Pfaden betrieben, die von Pferden nicht beschritten werden können. Man soll sich einer besonders kräftigen Art Schafe als Lasttiere bedienen; etwa 15 kg soll eine Schafslast sein.

Der breite Raum des Basars soll zuweilen als Sportplatz für Polospieler benutzt werden.

Ich sah, auf der Reise zwischen Leh und Srinagar, häufig bäuerliche Grundbesitzer diesem ritterlichen Spiele mit Eifer und Geschick obliegen.

In England ist es als Sport vollkommen eingeführt; so viel ich weiß, hat man es von den Manipuris übernommen, die im Himalaya, an der Nordostgrenze Indiens, wohnen. Aber es ist nichts anderes als das uralte Tschaugānspiel Persiens, das von Persien aus überallhin Verbreitung gefunden hat, wo es heute vorkommt.

Auch ist heute noch die persische Sprache die Sprache der mu-

hammedanischen Höfe von Teheran bis Komul und durch das ganze Himalayagebiet und durch Indien.

In Leh versuchten einige dunkelhäutige Diener, Hindustani-Muhammedaner, meine Turkidiener religiös zu verhetzen. Sie warnten sie, von mir berührte Speisen zu berühren usw. usw., denn meine Berührung mache sie unrein. Ich holte Egämbärdi und die anderen Leute, zeigte ihnen die dunkeln Männer und fragte.

„Wie ist meine Farbe?" — „Weiß, Herr!" — „Wie ist eure Farbe?" — „Weiß, Herr!" — „Wie ist die Farbe jener?" — „Schwarz, Herr!" — Also! Ihr und wir Franken gehören zusammen — die Hindu wollen nicht einmal untereinander sich anerkennen und miteinander speisen — wenn sie dann dem Islam zu folgen beginnen, haftet der alte Unglaube (kufr) noch in ihrem Geist und sie wollen nicht mit anderen essen! Folgt ihnen nicht, denn solche Gebote hat Hazrat Muhammad (mit ihm sei der Friede!) nicht im gesegneten Koran niedergeschrieben!"

Die Türken waren damit sehr zufrieden und lachten die Hindustanis aus. Die waren aber sehr ergrimmt.

Ich ritt nach einem weiteren Rasttage weiter und legte die siebzehn Tagereisen von Leh nach Srinagar in zwölf Tagen zurück. (Taf. 51, 52.) Der Weg führte zum Teil auf den Uferklippen des Indus entlang, der in der Tiefe seine wilden Wasser brausend einherwälzt. Ein prachtvoller Anblick, aber für einen Mann, der Schwindelanfällen stark unterworfen ist, so gefährlich, daß ich genötigt war, meistens mit dem Gesicht gegen die Felswand, und nicht herunter zum Strom gewendet, zu reiten. An manchen Stellen war der Anreiz, sich heruntergleiten zu lassen, so groß, daß ich galoppierte, um von diesen Stellen fortzukommen. Auch diese wurde endlich überwunden.

Wir stiegen in das Sindhtal herab, und obwohl es November war, freute ich mich an den grünen Triften, den prächtigen Waldungen und der damals noch in vielem Enzian prangenden Felslandschaft Kaschmirs.

In diesem an landschaftlichen Reizen überreichem Tal wächst ein giftiges Gras, welches den Tod der Pferde, die davon fressen, herbeiführen soll.

Auch auf dem Murghipaß kommt ein Giftgras vor. Dort sah ich übrigens starke Stauden der Aconitpflanze.

In der letzten Station vor Srinagar kampierte ich unter einem ungeheuren Tschenarbaum (Platanus orientalis), von allen Bäumen, die ich gesehen habe, einer der großartigsten durch Größe und Schönheit des Wuchses.

In Srinagar stieg ich in dem Hotel des Herrn Nedou ab, wo noch zwei Engländer sich verspätet hatten. Ich nahm sofort eine Säuberung vor, nahm ein Bad, ließ mich rasieren und konnte dabei feststellen, daß, trotzdem ich acht Wochen nicht aus den Kleidern gekommen war, ich durchaus sauber war; es fehlte eben der Staub.

Am Abend traf ich zur Mahlzeit mit Herrn Henry Bruce zusammen und verbrachte mit ihm und Herrn P. Roper, einem Maler, einen langen Abend bei Sekt und Zigarren.

Ich mußte meine Reise und Erlebnisse schildern, und tat das auch mit der Hingabe, zu der soeben empfangene starke Eindrücke uns veranlassen.

Es war mir nicht ganz lieb, am Morgen zu erfahren, daß mein liebenswürdiger, neuer Freund — übrigens ein Novellist, dessen Bücher The Native Wife, The Eurasian und The Residency heikle soziale Fragen des Anglo-Indiertums behandeln — auch für die Zeitungen schrieb. Da er mir aber sagte, daß ein Artikel, wie der von ihm über meine Abenteuer geplante ihm viel Geld einbringen würde, stand ich vom Widerstand ab, und in wenigen Tagen erschien in der Bombay Times ein höchst schmeichelhafter, langer Bericht, der mich sofort in ganz Indien — später auch in Europa — bekannt machte.

Am nächsten Tag besuchte ich den Residenten, Colonel Sir Francis Younghusband, nebenbei bemerkt ein Neffe des berühmten Reisenden R. Barkley Shaw.

Ich wurde von ihm, einem prächtigen Beispiel des vornehmen englischen Soldaten, auf das allerfreundlichste empfangen und eingeladen, in der Residency zu wohnen, mußte dies freundliche Anerbieten aber ablehnen, da ich mit meinem großen Troß und mit meinen Kisten nicht noch einmal umziehen wollte.

Aber ich nahm die Mahlzeiten meist bei Sir Francis ein, und hatte die Freude, abends am Kaminfeuer bei einer guten Zigarre die Geschichte der Eroberung Tibets aus dem Munde des Leiters der Expedition zu vernehmen.

Von allen Seiten bekam ich telegraphische Einladungen, u. a. von Sherers Bruder in Naushera und von Sir Harold Deane, dem Lt. Governor des Panjab in Peshawur. Letzterer lud mich ein, im Governement House in Peshawur abzusteigen. Er wollte mich mit einer Schwadron der „Guides“ in die noch von keinem Europäer durchforschten Täler von Swat und Badschaur senden, wo zahlreiche alte gräco-buddhistische Ruinen des Spatens warteten. Die Einwohner dieser Täler des Hindu-Kusch sind fanatische Muham-

medaner. Das Regiment der „Guides“ wird aber aus diesen Tälern rekrutiert, und die Mannschaften können durch ihre Verwandten dort dem Fremden sicheres Geleit verschaffen.

Ich war im Begriff, diese Aufforderung anzunehmen; aber auf dem Wege zum Telegraphenamt befielen mich plötzlich so erschreckende Augenerscheinungen (Netzhautablösung)[1], daß ich abtelegraphierte und mich so um eine kostbare Gelegenheit, meine Kenntnisse zu erweitern, betrog.

Der Arzt der Residency, Oberst Edwards, und seine Frau empfingen mich ebenfalls in der liebenswürdigsten Weise, und einigen drastischen Medikamenten, die man mir verschrieb, verdanke ich, daß die sehr beunruhigenden Symptome allmählich verschwanden.

Aber meine Kräfte ließen nach, und ich wollte nach Hause, um meine Schriftenkisten endlich geborgen zu wissen.

Die Verbindung zwischen Srinagar und Rawal Pindi (über Muttra) wird durch einen höflichen Parsi besorgt, der „Tonga“ und „Ekka“ genannte Fuhrwerke vermietet. Die Tonga ist ein zweirädriger, leichter Wagen mit vier Sitzen, die zu je zwei, ein Paar nach vorn, ein Paar nach hinten, über der Achse angebracht sind. Zwei Pferde werden vorgespannt, und da die Kutscher scharf fahren, ist diese Art der Beförderung die beste. Nur ist sie nicht ganz billig.

Die Ekka ist eine indische Erfindung (die Tonga möchte ich für identisch, oder fast identisch halten mit dem früher in England wohlbekannten, „curricle“ genannten, Zweiräderwagen).

Die Ekka hat nur ein Pferd und ist so plump und langsam, daß ich mir lieber mehrere Tongas bestellte.

Vorher hatte ich noch allerhand Erlebnisse.

Am ersten Morgen, um halb sechs Uhr, klopfte es an meine Tür. Auf dem Hausflur vernahm ich ein sonderbares Gemurmel. Als das Pochen dringender wurde, öffnete ich und sah mit Erstaunen eine Menge stattlicher großer weißbeturbanter Männer sich vom Boden erheben. Sie umringten mich sogleich und begannen in gebrochenem Englisch sich selbst und ihre Waren zu loben, die Angebote ihrer

---

1 Ich leide an hochgradiger Kurzsichtigkeit. Als wir auf dieser Tour in die Region des ewigen Eises eintraten, nahmen die Pferdeknechte Schwanzhaare des Yak, die sie unter die Mütze steckten und über das Gesicht herabfallen ließen. Ich setzte erst eine schwarze Brille über meinen Zwicker auf, fand aber, daß ich nicht genug sah. Ich ritt nachher ohne Schutzbrille und überwand nach wenigen Tagen die scheußliche Schneeblindheit. Bald konnte ich selbst in die Sonne sehen, und meine Augen bekamen jenen Ausdruck des Fernblicks, den wir an Seeleuten und Bergbewohnern kennen. Als die Augensymptome erschienen, befürchtete ich, mich doch geschädigt zu haben.

Konkurrenten aber herabzusetzen und deren Personen recht gröblich zu beschimpfen: „Sāb not believe him, he liar, he very big t'ief! I good man, honest man! Go 'way, t'ief!" usw. (Der Herr soll ihm nicht glauben, der ist ein Lügner, ein sehr großer Dieb! Ich bin ein guter Mann, ehrlicher Mann! Geh weg, du Dieb! usw.).

Gewöhnt an die immer respektvolle und kultivierte Art der Kaufleute Ostturkistans, seien sie Türken oder Chinesen, staunte ich zunächst über die unverschämte Aufdringlichkeit dieser Leute; ich bat sie, mich noch schlafen zu lassen und versprach, später mit ihnen zu verhandeln.

Alles neigte sich zur Erde und ich ging in mein Zimmer zurück. Nach fünf Minuten ging der Lärm wieder los und als sich dies Spiel mehrmals wiederholt hatte, wurde ich so zornig, daß ich mit der Peitsche unter sie sprang.

Jetzt flüchtete alles in wilder Panik — aber in kurzer Zeit war die ganze Gesellschaft wieder da!

Da ließ ich durch einen der schon vor Kälte zitternden Goanesen, er hieß — o quae mutatio rerum! Albuquerque! — der mir eben chota hazri, das erste Frühstück gebracht hatte, meinen handfesten Afghanen und meine Türken holen, die die Kerle hinauswarfen.

Später traf ich sie vor dem Hause und machte mit einem paar Silberschmieden, Vater und Sohn, die sehr schöne und billige Sachen herstellten, eine Verabredung auf drei Uhr nachmittags.

Auch ein Tribus von Bootleuten (handji) bot sich und ihr Boot mir an, prachtvolle, muskulöse Männer mit ihren sehr hübschen Frauen und Töchtern, die ebenfalls mitvermietet werden. Ich nahm ein kleines Boot, ohne weibliche Zugaben.

Srinagar erinnert dadurch an Venedig, daß man die zahlreichen Kanäle als Straßen benutzt. Ein Boot, das man auf 8, 14 Tage oder länger mietet, ist stets bereit, den fremden Herren zu fahren.

Nach meinem Besuch in der Residency fuhr ich zu den Silberschmieden, die ein stattliches Gebäude an einem der Kanäle bewohnten. Zu meinem Befremden erscholl laute Klage im Hause, und als man mir endlich öffnete, erfuhr ich mit Bestürzung, daß beide Männer, die ich am Morgen noch in guter Gesundheit gesehen hatte, inzwischen gestorben seien!

Es war Cholera in der Stadt und hundert Leute starben täglich an dieser grauenhaften Krankheit. Europäer werden kaum je davon berührt.

Wenn man sieht, wie die Kaschmiri-Mohammedaner das Kanalwasser zum Baden, Trinken, Gurgeln usw. benutzen, wo doch aller

Abfall hineingeleitet wird, wundert man sich, daß noch irgendjemand übrig geblieben!

Die Stadt, mit ihren zahlreichen Brücken und merkwürdigen Moscheen, lud zur Rast ein; es drängte mich aber nach der Heimat, und nach allzukurzem Aufenthalt in diesem bezaubernden Ort begab ich mich nach Rawal Pindi und von dort mit der Bahn über Agra nach Bombay. Dankend muß ich noch der Aufmerksamkeiten gedenken, die der Dīwān (Minister) des Maharadscha mir erwies.

In Bombay wurde ich von den Angestellten meines lieben Vetters Geo. Volkart in Winterthur, deren Haupt, Herr Bickel, Deutscher Konsul war, empfangen und überall eingeführt.

Bombay ist eine sehr schöne Stadt und ihr Glanz und Reichtum ein schlagender Beweis für ihre Entwicklung unter der Herrschaft der Briten.

Ich nahm eine Kabine in einem italienischen Dampfer der Florio Rubattino-Linie und erreichte nach einer wunderbaren Fahrt über Aden, Suez, Port Said, Messina und Neapel den Hafen von Genua und bald darauf die ersehnte Heimat.

Captain Sherer hat es sich nicht nehmen lassen, einen Ausdruck für seine Dankbarkeit zu finden.

Einige Monate nach meiner Rückkehr erhielt ich von den englischen Johannitern (Grand Priory of the Order of the Hospital of St. John of Jerusalem in England) in der zartfühlenden Weise, die dem vornehmen Engländer eigen ist, ihre noch nie zuvor — noch seither — in Gold geprägte Medaille „For Service in the Cause of Humanity".

Weg der I. Reise 1902, Berlin—Turfan

(vgl. spezialisierte Liste)

11. Aug. Berlin—Wirballen—Rybinsk
mit Wolga-Dampfer über Nishnij-Nowgorod nach Samara
„ Bahn nach Omsk
28. Aug. „ Irtyschdampfer nach Semipalatinsk
2. Sept. Wagenpost über Sergiopol
nach Kopal (9. Sept.)
„ Dsharkent (12. Sept.)
„ Kuldscha (19. Sept.)
3. Okt. mit Tarantass nach Dshin-huo (13. Okt.)
Schi-cho (20. Okt.)
Manas und Urumtschi (27. Okt.)
17. Nov. ab Urumtschi
Dabantsching (19. Nov.)
Turfan (25. Nov.)
Karachodscha (26. Nov.).

Aufzählung der kleinen Stationen zwischen Semipalatinsk und Karachodscha. I. Reise

(ab Semipalatinsk 2. Sept. über Uluguskaja, Urgalyskaja nach Aščikulskaja)

Semipalatinsk (2. Sept.)
Uluguskaja
Argalyskaja
Aščikulskaja
Čertatskaja
Qyzilmulla
Arkatskaja (hier Baba-jaga, skythische Steinfiguren)
Alğan adyrskaja
Usun Bulakskaja
Egreikaiskaja
Altynkulskaja
Sergiopol (5. Sept.)
Sredne Ayaguskaja
Taldykutuk
Qyzilquskaja
Malo Ayaguskaja (schöne Baba-jaga Figuren)
Ğüz aguğ (6. Sept.)
Ukunin Kačskaja
Arganadykskaja
Aščі bulakskaja
Kaidži bulakskaja
Romanovskaja
Baskanskaja (8. Sept.)
Arsuiskaja
Kopal (9. Sept.)
Akakäčkü
Sara bulak
Kara bulak
Džantych agaskaja
Tsakitsynskaja
Kugaly (11. Sept.)
Altyn Emel
Baščinskaja
Aina bulak
Konur Uljon
Koibinskaja
Borochudzir
Džarkent (12. Sept.)
Ak Kent (17. Sept.)
Chorgos
Sui-dun
Kuldža (19. Sept.)

ab Kuldža (4. Okt.)
Sui-dun
Lao-se-gun

Er-tai (7. Okt.)
San-tai
Si-tai
U-tai (10. Okt.)
Ta-kian-se
Usin-choho (12. Okt.)
Dzin-ho
Kum bulak
Lager im Freien
To-to (16. Okt.)
Kur-tu
Sigu-šo (18. Okt.)
Rasttag (19. Okt.)
Schi-cho (hier Kurgane)
Jan-tse-hai (21. Okt.)
Sen-te-cho-dse
Ulan-ussu
Manas
To-hu-lo
über Cho-ta-by nach Ju-fo-go (25. Okt.)
„ Sandschi nach Tscha-da-yo-pe
nach Urumtschi (27. Okt.)
27. Okt. bis 16. Nov. Aufenthalt in Urumtschi
nach Turfan
Si-ge-yo-pe (17. Nov.)
Sa-yo-pe
Daban-šen (hier Kurgane, Steinsetzungen)
Bayanho (20. Nov.)
Karaur (Kawurgha)
Kindük (22. Nov.)
über Yar-choto nach Turfan (25. Nov.)
Kara Chodscha (26. Nov.)

Route I: Expedition Turfan—Kaschghar 1903

(12. März bis 2. Mai)

Ich folgte derselben Route 1906, ab Turfan 12. Sept., an Kaschghar 14. Okt.

Toqsun
Sū-Baschi
Aighyr-Bulāq
Kümüsch
Qara-Qisil
Uschaq-Tal
Tawilgha
Qara Schahr
Schor-tschuq
Dörbön
Tschärtschi
Aschmä
Tschädir
Yangi-Hisār
Bügür
Āwāt
Yaqa Aryq
Tschöl Āwāt
Kutscha
Toghraq Dän
Schamāl Bāgh
Qyzil
Bāi
Quschtämä
Yaqa Aryq
Tschorgha
Qara Yulghun
Dschām
Aqsū
Aiköl
Tschöl Quduq
Tschilān
Yaqa Quduq
Tschadir Köl
Tumschuq
Tschār bāgh
Maralbaschi
Tüschürgä
Qara Qirtschin
Ördäklik
Luogku
Yängi-Ābād
Faizābād
Yamanyār
Kaschghar

Route Kaschghar—Andidschan, I. Reise 1903

Ak-tam (17. Mai)
Ming-yol
Über Karanguluk nach Kandschuga
Ken-su (21. Mai)
Uksalyr
Kügän (Ulugh Dschāt)
Igin (24. Mai)
Irkeschtam
Kirgisenjurte (26. Mai)
Zum Fuß des Tēräk-Passes
Schneesturm (29. Mai)
Passieren Tēräk, Rast Dschandoi (30. Mai)
Sufi-Kurgan
Gultscha (1. Juni)
Längär
Über Madi (Ma-doi) nach Osch (3. Juni)
Mit Post nach Andidschan (4. Juni)

Route Osch—Kaschghar (Ausreise) 1913: IV. Reise

1. Osch-Längär
2. Passieren Taqqa Dāwan
3. Gülčä (viele Marienkäfer)
4. Qïzïl Quryān
5. Sūfi Qāraul oder S. Quryan
6. Zum Fuß des Tēräk-Passes (Üč ğāt)
7. Passieren Tēräk-Paß. Lager Katta qōniš
8. Passieren Qapqa dāwan, Ikizäk dāwan. Lager Yäl pündī

9. Passieren Kičik ikizäk dāwan — unangenehmer Abstieg. Lager vor Irkäš-Tam
10. Um 4 Uhr in Irkäš-Tam. Lager Yïγïn nach Übersteigung des Qara dāwan
11. Um 3 Uhr in Uluγ ğāt. Passieren Mäšrāb dāwan. Lager in Gumbaz
12. Über Šāti dāwan nach Qyzil Bōi
13. Ming yol
14. Kašγar

Weg der II. Reise Berlin—Turfan 1904

Berlin—Omsk (sibirische Bahn)	2. Okt. bis 8. Okt.	Sarğaq, am Abend Ulam-bulaq
Omsk—Semipalatinsk (Irtysch-dampfer		Sian-sau-fu, abends Tscha-pai-ze
Sergiopol		Schicho (ab 25. Okt.)
Bachty		Kuitun
Tschughutschaq (9.—17. Okt.)		Yang-dze-chai
Dölbürğin		Ala-ussun (28. Okt.)
Saraqusun		Manas
Yamatu		Lo-to-ye, abends Tu-cho-lo
Köndäläng		Cho-to-by, abends Zan-ğy (31. Okt.)
Kindik		Di-hwa-fu (Urumči, 1. Nov.)
Yar-Khoto, abends Turfan		
Qara-Choğa (18. Nov.)		

Route II: Reise Urumči—Turfan 1904

Sai-yo-pa (13. Nov.)	Kindik
Dāban-čing, abends Ba-yang-cho	Yar-Khoto, abends Turfan
Qawurgha (15. Nov.)	Qara-Choğa (18. Nov.)

Route Turfan—Urumtschi, II. Reise, 1905

1. Dā-dung, Yār-Khoto, Kindik
2. Qawurγa (Qōwŭrγa)
3. Bā-yang-χō
4. Dāban (oder Dawan) čing
5. Sai-yo-pa, Ğiği-sos
6. Vormittags Ūrumči

Route Turfan—Komul, II. Reise, 1905

1. Luktschun
2. Ṗi-čang (über Šögä Längäri)
3. Čiqtim Kārīz
4. Yänči (über Qirq Tu-dung)
5. Ọtun Go-za
6. Či-gü-lo-čän
7. Lou-dung
8. Tarangči (ch. Sän-do-lin)
9. Toγuči
10. Ạ̄stāna (über Lapčuq)
11. Čong Ḳōmul

Liste der Stationen von Kökyār nach Leh, III. Reise 1906

1. Kökyār
2. über Otan-su nach Pusa
3. Aq Mäčit
4. über den Topa daban (auch Aq qoram genannt) nach Čiγliq
5. Rastplatz am oberen Lauf des Tiznāb, Chalastan genannt
6. Küda mazāri (Zwiebel-Heiligtum)
7. über Döbä nach Tüšük Taš (Lochstein)
8. Tōr Ēγil aγzi
9. über Yangi daban (Neupaß), kreuzen Yarkandfluß, nach Qulān öldī (das Wildpferd starb)
10. Sāsiq Bulaq (Stink-Quelle)
11. über Kök Art Aγzi (Mund des grünen Passes) nach Ēgär saldī (er hat den Sattel aufgelegt)
12. Kašmīr ğilγa (gefährliche quicksands!)

13. Kreuzen Yarkändfluß unzählige Male. Rasten in Chapalong. Hier lauerten früher die Räuber von Hunza und Nagyr auf die Karawanen.
14. Aq Täγ (weißer Berg)
15. Wahab ǧilγa
16. Brangza Qaraqoram
17. Daulat Bäg öldi (der Fürst des Reiches starb). Hier starb Sultan Sa'īd Chan von Kaschghar (9. 7. 1533) an Höhenkrankheit
18. über Depsang Plateau; Qaraqoram Paß
19. Qyzil Yär
20. Burtsi
21. Rasttag
22. Murghi-Paß
23. über Cong-Täš (großer Stein) passieren Shayoq-fluß, nach Saser Brangza
24. über Saserpaß nach Toti-yailaq (Sommerweide der Ponies)
25. über Humalong zum Qaraul daban, nach dessen Übersteigung ins Nubratal herab
26. über Spango nach Panamik
27. Tigär
28. Khalsar
29. Chardung, Fuß des Passes
30. Passieren Chardung-Paß
31. Leh

Route Leh—Srinagar

1. Nimmu
2. Saspul
3. Chaltsi (Chalatse), über Nurla
4. Bot Charbu, über Lamayuru
5. Kargil
6. Kampiere bei einem Minen-Ingenieur, Mr. Wright, in dessen Zelt
7. Dras
8. über Matayan nach Matsoi (Matschoi)
9. Passiere Zodschi-Paß, dann über Baltal nach Sonamarg
10. über Gund nach
11. Kangan
12. Gandharbal
13. morgens Srinagar

Literaturnachweise

Arnold, Sir Thomas, C. I. E., Litt. D., Survivals of Sasanian and Manichaean Art in Persian painting. Oxford, Clarendon Press, 1924.

Carter, Th. F., The Invention of Printing in China and its Spread Westward. Columbia University Press, New York 1925.

Charpentier, J., Die ethnographische Stellung der Tocharer. Z. D. M. G., Bd. 71, 1917, Leipzig 1917.

Cobbold, R. P., Innermost Asia. London 1900.

Deasy, H. H. P., In Tibet and Chinese Turkestan. London 1901.

Donner, Resa i Central-Asien, 1898. Helsingfors 1901.

Dutreuil de Rhins, J. L. (F. Grenard), Mission scientifique dans la Haute Asie, 1890—95. 3 vol. Paris 1898.

Elias, N., und Roß, E. Denison, The Tarikh-i-Rashidi. A History of the Moghuls of Central-Asia. London 1895.

Forsyth, Sir T. D., Report of a Mission to Yarkund in 1873. Calcutta 1875.

Foucher, Alfred, L'Art Gréco-Bouddhique du Gandhara. Paris 1905/22. I, II.

— Etude sur l'iconographie bouddhique de l'Inde. 1re partie, Paris 1900, 2e partie, Paris 1905.

— Les Débuts de l'art bouddhique. Paris 1911.

— Notes d'archéologie bouddhique. Bulletin de l'École française de l'Extrême-Orient 1909.

— Notes sur la Géographie Ancienne du Gandhara. Hanoi 1902.

— The Beginnings of Buddhist Art and other essays in Indian and Central-Asian Archaeology, revised by the author and translated by L. A. Thomas and F. W. Thomas. London-Paris 1917.

Grünwedel, Albert, Buddhistische Kunst in Indien. 2. Aufl. Berlin 1920.

— Buddhist Art in India. Translated from the 'Handbuch' of Prof. Alb. Grünwedel, by Agnes C. Gibson. Revised and enlarged by Jas. Burgess. London 1901.

— Bericht über archäolog. Arbeiten in Idikutschari, Abhdlg. d. Kgl. Bayer. Ak. d. Wiss., I. Kl., XXIV. Bd., I. Abt. München, G. Franz'scher Verlag 1906.

— Alt-Buddhistische Kultstätten in Chinesisch-Turkistan. Berlin, G. Reimer 1912.

— Alt-Kutscha, Tafelwerk. Berlin, Elsner 1920.

(Dieses Buch kann nur mit Vorsicht benutzt werden. Die Tafeln sind vortrefflich; die tibetischen Texte und Karten, die Nachzeichnungen der manichäischen u. a. Miniaturen sind m. E. ganz unzuverlässig. Ebenso die Schilderungen der Kultur der alten Zeit. A. v. L. C.)

Grum-Gržimailo, G. u. N., Description of a Journey to Western China (Russisch). 3 vol. St. Petersburg 1896/7.

Hartmann, M., Chinesisch-Turkestan. Halle a/S. 1908.

Hedin, Sven, Geogr. wissensch. Ergebnisse meiner Reisen in Zentralasien 1894— 97 Gotha 1900.

— Southern Tibet. Stockholm 1922.

Huntington, Ellsworth, The Pulse of Asia. London 1907.

Joyce, T. A., Notes on the Physical Anthropology of Chinese Turkestan and the Pamirs. Journal of the Royal Anthropological Institute, XXIII, pp. 305—320, XIII, pp. 450 sqq.

Klementz, D., Turfan und seine Altertümer in „Nachrichten über die von der K. Ak. d. Wiss. zu St. Petersburg im Jahre 1898 ausgerüsteten Exped. n. Turfan. St. Petersburg 1899.

Kuropatkine, A. N., Kashgaria (Eastern or Chinese Turkistan), transl. W. E. Gowan. Calkutta 1882.

Le Coq, Albert von, Chotscho. Königlich Preußische Turfan-Expedition. Berlin 1913.
— Die Buddhistische Spätantike in Mittelasien. Teil I—IV. Berlin 1922/24.
— Bilderatlas zur Kunst und Kulturgeschichte Mittel-Asiens. Berlin 1925.
— Die Abdāl. Baeßler-Archiv, Bd. II, 1912.
— Sprichwörter und Lieder aus Turfan. Baeßler-Archiv, Leipzig 1911.
— Köktürkisches aus Turfan, ibid. 1909.
— Chuastuanift, ein Sündenbekenntnis der manichäischen Auditores. Anh. z. d. Abhdlg. der Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. Berlin 1911.
— Dr. Stein's Turkish Khuastuanift from Tun-huang, I. R. A. S. London, April 1911.
— Türkische Manichaica aus Chotscho I. Anh. z. d. Abh. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. 1912.
— Bemerkungen über türkische Falknerei. Baeßler-Archiv, Leipzig 1913 und Nachtrag, ebenda 1916.
— Türk. Manichaica aus Chotscho. II. Anh. z. d. Abh. 1916.
— Türk. Manichaica aus Chotscho. III. Anh. z. d. Abh. 1922.
— Volkskundliches aus Ostturkistan. Berlin 1916.

Müller, F. W. K., Handschriftenreste in Estrangelo-Schrift, aus Turfan, I. Sitzber. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. Berlin 1904.
— Handschriftenreste II. Anh. z. d. Abhdlg. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. Berlin 1904.
— Eine Hermas-Stelle in manichäischer Version. Sitzber. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. 1905.
— Der Hofstaat eines Uighurenkönigs. Festschrift Vilhelm Thomsen. Harrassowitz, Leipzig 1912.
— Ein Doppelblatt aus einem manichäischen Hymnenbuch (Mahrnâmag). Abh. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. Berlin 1913.
— Manichäische Texte aus Turfan (in Vorbereitung).

Monneret de Villard, U., Arte manichea. R. Istituto Lombardo di Scienze e Lettere Rendiconti. vol. LVI, fasc. XVI—XX. 1923.
— Sull' Origine della Doppia Cupola Persiana. Architettura e Arti Decorative, fasc. IV, Anno I. Mailand 1921.
— La Scultura ad Ahnâs, note sull' Origine dell' Arte Copta. Mailand 1923.

Oldenburg, S. von, Russkaja Turkestanskaja Ekspedicija (Russisch). St. Petersburg 1914.

Pelliot, P., Les Âbdâl de Païnâp. Journ. as., Janv.—Fév. 1907.
— Trois ans en Asie Centrale, conférence faite à la Sorbonne le 10. December 1909, dans Bulletin du Comité de l'Asie Française, Janvier 1910.
— Rapport de M. Paul Pelliot sur sa mission en Asie Centrale (1906—1909), dans Comptesrendus de l'Acad. Inscr. et Belles-Lettres, 1910, 58—68.
— Les Grottes de Touen-houang. Paris 1922—24.

Radloff, W., Proben der Volkslitteratur der nördl. türkischen Stämme. VI. Teil. Dialekt der Tarantschi. Deutsche Übersetzung (amüsante und lehrreiche Märchen) etc., St. Petersburg 1886.

Regel, A., Über s. Reise nach Turfan. Petermann's Mitteilungen 1879, Heft X—XI; 1880, Heft VI; 1881, Heft X. Gotha.

Shaw, Robert, Visit to High Tartary, Yârkand and Kâshghar. London 1871.
— Deutsch: Reise nach der hohen Tatarei. Jena 1876.
— ed. N. Elias, History of the Khōjas of Eastern-Turkistān. Supp. J. As. Soc. Beng., vol. LXVI, vol. LXVI, part. I, 1897.

Smith, R. A., The Stone Age in Chinese Turkestan. „Man", 1911, XI, pp. 81 sqq.

Stein, Sir Aurel, Sand-buried ruins of Khotan. Personal Narrative of a journey of archaeological and geographical exploration in Chinese Turkestan carried out and described under the orders of H. M. Indian Government by M. Aurel Stein. Vols. I, II. Oxford, Clarendon Press 1907.
— Explorations in Central-Asia, 1906—8. „Geographical Journal" for July and September, 1909.
— Ruins of Desert Cathay. Personal Narrative of explorations in Central-Asia and Westernmost China. Vols. I, II. London, Macmillan & Co., 1912.
— Ancient Chinese Figured Silks excavated by Sir Aurel Stein at ruined sites of Central-Asia. Drawn and described by F. H. Andrews. London, Bernard Quaritch, Ltd., 1920.
— Serindia. Detailed Report of explorations in Central-Asia and Westernmost China, carried out and described under the orders of H. M. Indian Government by Sir Aurel Stein. Vols. II—III text; Vol. IV plates; Vol. V maps. Clarendon Press, Oxford 1921.
— Ancient Buddhist paintings from the Caves of the Thousand Buddhas on the Westernmost border of China. Recovered and described by Sir Aurel Stein with an Introductory Essay by Laurence Binyon. Published under the orders of H. H. Secretary of State for India and with the cooperation of the Trustees of the British Museum. London, B. Quaritch, Ltd., 1921.
Sykes, Ella, Through Deserts and Oases of Central-Asia. London 1920.
Thomsen, Vilhelm, Ein Blatt in türkischer „Runenschrift" aus Turfan. Sitzber. d. Kgl. preuß. Ak. d. Wiss. XX, 1910.
— Dr. M. A. Stein's MSS. in Turkish „Runic". Script from Miran and Tun-huang, I. R. A. S. London 1912.
Waldschmidt, E., Gandhara, Kutscha, Turfan. Leipzig 1925.
Weber, Wilhelm, Die ägyptisch-griechischen Terrakotten. 2 vol. Berlin 1914.
Younghusband, F. E., Heart of a continent. London 1896.
Zaturpanskij, Dr. Choros: Reisewege und Ergebnisse der deutschen Turfan-Expeditionen. Orient. Archiv. Bd. III. Hiersemann, Leipzig 1913.

Printed in Germany

A. M. BLACKMAN

Das hundert-torige Theben

Hinter den Pylonen der Pharaonen

*

Übersetzung von GÜNTHER ROEDER
Mit 85 Abbildungen (davon 44 auf Tafeln) und 1 Karte. 1926

*

„Das Buch, das den Blick auf das Leben der alten Ägypter in ihrer prächtigen Hauptstadt Theben öffnet, gehört zu den wertvollsten Erscheinungen des letzten Jahres über Ägypten. Wer sich mit altägyptischem Wesen und Leben beschäftigt, hat in dem Werke die beste Fundgrube absolut einwandfreien Materials, das ihm in leicht faßlicher Form, ja in einem amüsanten Plaudertone vermittelt wird. Den englischen Verfasser befähigte zu seiner Schilderung nicht nur eine sehr gute Kenntnis der antiken Denkmäler des Niltals, der Tempel und Gräber und der vielen Texte in Hieroglyphen und auf Papyrus, sondern ebenso eine langjährige Vertrautheit mit dem heutigen Ägypten. Seine ägyptologische Tätigkeit hat ihn wiederholt in enge Verbindung mit den Fellachen gebracht, und auch bei seiner Einfühlung in das alte Ägypten geht er oft von dem heutigen aus. Er und sein feinsinniger Übersetzer haben sich die Sache nicht leicht gemacht und haben durch ihre wissenschaftlich-archäologische, historische und ebenso knappe wie ausgezeichnete Darstellung jedem, der sich für die Marksteine der Menschengeschichte interessiert, einen hervorragenden Dienst geleistet. Die Übersetzung, mit der auch eine reichhaltige Auswahl von Bildern in steter Verbindung mit dem Text durchgeführt worden ist, ist schlechthin meisterhaft; nicht ein einziges Mal fühlt man das englische Original durch."

Preis RM. 9.—
in künstlerischem Leinenband, als Geschenkausgabe RM. 11.—

Prospekt kostenfrei

Verlag der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung
Leipzig C 1

Im gleichen Verlage erscheint:

Von Mensch und Motor, Farm und Wolkenkratzer

Reiseskizzen eines deutschen Ingenieurs

von Dr. GEORG KÜHNE

Professor an der Technischen Hochschule München

*

Wenn ein Volk, wie das unsrige, sich von jahrelangen schweren Wirren und Kämpfen erholen muß, so ist es keine Schande, in der ganzen Welt nach Wegen zu suchen, die es möglichst schnell wieder zur Höhe emporführen. Und da kann in vielen Hinsichten uns kein besseres Beispiel werden als die Vereinigten Staaten.

Georg Kühne, der Meister des Landmaschinenbaus, ist im Auftrag der deutschen Regierung in Amerika gewesen, um die Neuerungen auf seinem Gebiet zu studieren. Frei von der Ängstlichkeit und Engherzigkeit, die so häufig deutsche Betriebe der Besichtigung durch Außenstehende verschließt, hat man ihn dort, wo er nur wollte, herumgeführt, und offenen Blickes hat er von allen Seiten Anregungen empfangen. Darüber hinaus aber hat er in den Alltag des Amerikaners in New York wie in San Franzisko, in Montana wie in New Mexiko gesehen und beschreibt in den folgenden kurzen Skizzen alles das, was ihm eigenartig und nachahmenswert erscheint. Kurze Abschnitte enthalten feingeschliffene Impressionen der großen Naturwunder des Yellowstone Parkes und des Niagara, die man schon aus so vielen Beschreibungen zu kennen glaubt, die aber sein Blick uns in neuen Farben schildert.

Mag uns der Verfasser aber das Hasten und Drängen in den Wolkenkratzern New Yorks oder die zähe Arbeit des einsamen Farmers auf seinen Feldern beschreiben, mag er uns durch die großen Fabriken führen oder durch die Fruchtgärten Kaliforniens, überall kommt als Grundzug des Amerikanertums die unverwüstliche Lebensfreudigkeit zum Ausdruck, der Optimismus, der den Einzelnen wie das ganze Volk zu Höchstleistungen emporträgt. Und wenn wir aus diesem Buche nichts weiter lernten als diesen Optimismus, dieses Gefühl eigener Kraft und eigener Meisterung des Lebens, so wär's schon viel. Doch wird darüber hinaus jeder Leser für sein spezielles Interesse etwas finden und alle werden dem Verfasser für die farbige, oft launig humorvolle Schilderung dankbar sein.

Mit zahlreichen Abbildungen auf Tafeln etwa RM. 7.50
in künstlerischem Ganzleinenband etwa RM. 9.—

Prospekt kostenfrei.

A: Ob 2428/471

ULB Halle
3/1
001 164 295